# ZEITSCHRIFT

des

# Vereins für Volkskunde.

---

*Neue Folge der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft,*
*begründet von M. Lazarus und H. Steinthal.*

---

Im Auftrage des Vereins

herausgegeben

von

**Karl Weinhold.**

**Erster Jahrgang.**  **1891. Heft 1.**

Hierzu Tafel I.

BERLIN.

VERLAG VON A. ASHER & Co.

# Inhalt.



---

Beiträge für die Zeitschrift, bei denen um deutliche Schrift auf Quartblättern mit Rand gebeten wird, Mitteilungen im Interesse des Vereins, Kreuzbandsendungen, beliebe man an die Adresse des Herausgebers, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. K. Weinhold, Berlin W., Hohenzollernstr. 10, zu richten.

Bücher für Besprechung in der Zeitschrift wolle man an die Verlagsbuchhandlung A. Asher & Co., W. Unter den Linden 13, senden.

Beitrittserklärungen zum Verein nimmt der Schriftführer Dr. U. Jahn, Berlin NW., Perlebergerstr. 32, entgegen.

Schatzmeister des Vereins ist Banquier Alexander Meyer Cohn, Berlin W., Unter den Linden 11.

# ZEITSCHRIFT

des

# Vereins für Volkskunde.

---

*Neue Folge der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft,*
*begründet von M. Lazarus und H. Steinthal.*

---

Im Auftrage des Vereins

herausgegeben

von

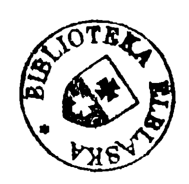
**Karl Weinhold.**

**Erster Jahrgang.** **1891.**



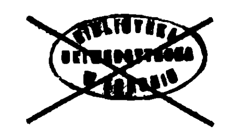
Mit drei Bildtafeln und mehreren Abbildungen im Text.

BERLIN.
VERLAG VON A. ASHER & Co.


BIBLIOTEKA ELBLASKA




Stadt-
bücherei
Elbing



# Inhalt.

## Abhandlungen.



## Kleine Mitteilungen.

## Bücheranzeigen.

# Zur Einleitung.

Von **Karl Weinhold.**

Der Verein, dessen Organ die vorliegende Zeitschrift geworden ist, verfolgt den wissenschaftlichen Ausbau der Volkskunde als seine Aufgabe. Er will einen Mittelpunkt der deutschen Forscher und Sammler für das Volksleben und dessen Geschichte bilden und in wetteifernder Arbeit mit den gleichen Bestrebungen in den anderen Ländern die Erkenntnis der Vorgänge in dem Seelenleben der Völker und das Wissen von den äusseren und inneren Zuständen fördern, welche im Laufe der Zeiten entstanden sind.

Für die Kunde von den volkstümlichen Überlieferungen in Sagen, Märchen, Liedern, Sitten u. s. w. hatte der Engländer Thoms im Athenäum vom 22. August 1846 das Wort folklore vorgeschlagen, das von seinen Landsleuten bald angenommen ward. Es ist heute ein Weltwort geworden, indem es auch in den anderen germanischen, in den romanischen und slavischen Ländern Annahme gefunden hat. Folkloristen nennen sich jetzt viele Sammler von Volksüberlieferungen in Europa und Amerika mit Vorliebe.

Ich habe in einem kleinen Aufsatze, überschrieben: „Was soll die Volkskunde leisten?“ (im 20. Band der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, S. 1–5) gegen jenes Wort Verwahrung eingelegt, sofern man es auch in Deutschland verwendet, und habe nach dem Vorgange auch andrer Männer Volkskunde als weit bezeichnender empfohlen, ganz abgesehen davon, dass dieses ein deutsches Wort ist. „Volkskunde“ hat Reinhold Köhler in seinem Artikel Folklore (im Supplementbande zu Brockhaus Conversations-Lexikon von 1887) geschrieben, „bedeutet die Kunde vom Volk oder über das Volk; sie umfasst also auch die Kunde des Folk-lore, aber sie ist nicht selbst Folk-lore“. Mit vollem Recht hat R. Köhler hervorgehoben, dass Folklore nur eine Abteilung der Volkskunde ist, und dass diese einen viel weiteren Umfang hat als jene. Dieser sachliche Grund möge die deutschen Liebhaber des Fremdwortes folklore von dem unnützen und geschmacklosen Gebrauche desselben abbringen. Übertroffen wird die Geschmacklosigkeit freilich noch durch den Gebrauch der komischen Bildung Folklorist.

Die Volkskunde ist zur Zeit noch im Werden. Nur durch exacte

Forschung und richtige Methode kann sie zur Wissenschaft sich erheben, und der Gefahr des Dilettantismus entgehen, in welche sie durch die Folkloristen leicht hineingezogen wird. Es kommt zuerst darauf an, umfassende Sammlungen anzulegen: alles und jedes Material, so genau wie der Naturforscher das seine, aufzusuchen, möglichst rein zu gewinnen und treu aufzuzeichnen, in Wort und in Bild, wo beides möglich ist. Die Gegenwart zerstört systematisch, was aus der Vorzeit sich noch erhalten hat. Es ist die höchste Zeit zu sammeln!

Nach der Sammlung kommt es darauf an, zu untersuchen, ob das Gewonnene sich geschichtlich verfolgen lässt, wie es in früheren Zeiten gewesen ist, wo sein Ursprung liegt, und welches die Gründe seines Ursprungs waren.

Damit ist aber die Arbeit noch nicht völlig abgeschlossen. Eine zweite Aufgabe ist, nachzuforschen, ob sich die gleiche Erscheinung auch bei anderen Völkern findet und welche Unterschiede sich bei der Vergleichung ergeben. Auf diesem Wege wird man zuletzt die allgemeine menschliche Formel aus der nationalen gewinnen. Nehmen wir als Beispiel für das Verfahren die weitverbreitete Volkssage von der verzauberten Jungfrau, die einem Jüngling auf alten Burgstätten erscheint und durch ihn erlöst sein will. Diese Sage kommt an unzähligen Orten Deutschlands vor. Bei einer wissenschaftlichen Bearbeitung ist sie zunächst genau nach ihren mancherlei Spielarten mit bestimmter Bezeichnung der Orte, an denen dieselben erzählt werden, zu verzeichnen. Es sind dann die Hauptzüge und die Nebenzüge zu sondern und auf ihre Natur und ihr Alter zu prüfen. Dabei wird sich z. B. ergeben, dass der gewöhnliche Schluss, wonach die aus Feigheit des Jünglings nicht erlöste Jungfrau als den Helden ihrer künftigen Erlösung von dem Zauber einen Knaben bezeichnet, welcher in einer Wiege liegen wird, die aus dem Holz eines jetzt noch als Gerte stehnden Baumes gezimmert werden soll, mit der deutschen Sage ursprünglich gar nichts zu thun hatte, sondern dass dieser Schluss der Adam- und Kreuzholzlegende entlehnt ist.

Bei der Prüfung auf das Alter wird zu fragen sein, ob unsere Heldensage oder die deutschen Götter-Mythen eine verwandte Überlieferung enthalten und ob mit deren Hilfe die älteste Gestalt der Volkssage gewonnen werden kann. Auf diesem Wege lässt sich hoffen, die älteste deutsche (süd- oder wenn man will westgermanische) Gestalt der Sage zu finden. Von hier aus liegt dann die Möglichkeit nahe, durch Vergleichung des nordgermanischen Sagenmaterials die urgermanische Gestalt heraus zu arbeiten.

Das beste ist dann die Formen zu erkunden, worin die Sage, die sich in unserem Fall als alter germanischer Mythus ergeben haben wird, welcher früh in heroische Sage umgesetzt worden ist, etwa bei verwandten Völkern erscheint, und aus welchem Urgrunde, d. h. aus welchen die Volksseele

tief erregenden Naturvorgängen oder ethischen Bewegungen der Mythus erzeugt worden ist.

Bei diesen Untersuchungen wird die Sagengeschichte im weitesten Sinne genommen, so wie die Geschichte der epischen Poesie eben so wohl zu Hilfe gerufen als möglicherweise bereichert werden. Mit vollem Recht hat Jacob Grimm einmal ausgesprochen (Kl. Schriften VIII, 560), dass eine Geschichte der epischen Poesie und der Fabel erst durch das Studium der mündlichen Volksüberlieferungen möglich wird.

Recht eigentlich auf dem Boden der Dichtungsgeschichte werden sich die Untersuchungen über die Volksmärchen bewegen. Für diese ist durch wissenschaftliche Forschung, besonders durch Th. Benfeys Einleitung zur Übersetzung des Pantschatantra erwiesen worden, dass sie zum grösseren Teil einem über Asien und von hier über Europa verbreiteten Dichtungs- oder Erzählungsschatze angehören, der aus den verschiedensten Ursprüngen zusammengeschichtet ist.

Für die deutschen Kinder- und Hausmärchen hatte schon Wilhelm Grimm in den Anmerkungen zu der grossen Ausgabe die weiten Verwandtschaften, in denen ein jedes dieser Märchen darinsteht, aufgewiesen. Durch die neueren Funde werden sie noch weiter ausgeführt werden können. Der Ursprung der meisten Märchen im fernsten Osten, die sehr weiten Wanderungen und deshalb sehr verschiedenen Beimischungen, werden abmahnen, sie samt und sonders in germanische Mythen umzusetzen. Aber immer wird geboten sein, die Aufzeichnung getreu nach dem Volksmunde zu machen und Denk- und Ausdruckweise des Erzählers treu wiederzugeben, sobald man denselben als reine Quelle erkannt hat, wozu natürlich einige Kritik und Übung gehört.

Diese Beispiele sind aus dem geistigen Teile des Volkslebens genommen. Ein gleiches Verfahren mit nüchterner Feststellung des thatsächlichen und mit kritisch-historischer Prüfung der Thatsachen muss bei allem übrigen Material eingeschlagen werden; so bei den Sitten und Gebräuchen, bei den Trachten, bei dem Hausbau und der Hofanlage, kurz bei allem, was zu der Volkskunde gehört.

Was aber ist das? welche Teile bilden das Ganze? — Ich versuche ein Schema zu entwerfen.

---

**Einleitung:** Die physische Erscheinung des Volkes.

a) Der Knochenbau samt Schädelbildung.
b) Muskelausbildung bei Mann und Weib.
c) Gesichtszüge (dabei Farbe der Augen und Haare).
d) Die Abweichungen innerhalb des Volkes von der gefundenen Grunderscheinung müssen eingehend untersucht werden.

## I. Äussere Zustände.

1. Die Volksnahrung, einst und jetzt. Bereitung derselben.

2. Die Tracht. Die Geschichte derselben ist aus alten schriftlichen Angaben, bildlichen Darstellungen und erhaltenen Kleidungsstücken nach allen Teilen, einschliesslich der Haartracht und des Schmuckes zu entwerfen.

Es sind dabei die Unterscheidungen der Geschlechter, der Lebensalter, der Stände durch die verschiedenen Zeiten bis zur Gegenwart zu verfolgen; ebenso ist die Tracht bei den Hauptereignissen des Lebens (Taufe der Neugebornen oder Namengebung, Vermählung, Kirchgang und Abendmahlsfeier, Tod und Begräbnis) zu berücksichtigen.

Für die Männer sind auch Wehr und Waffe (Schutz- und Angriffsausrüstung) hierher gehörig.

3. Die Wohnung. Geschichte des Hauses und Hofes von den ältesten erreichbaren Zeiten an, mit genauer Berücksichtigung der Flurteilung und Dorfanlage. Stamm, Volk und Land bedingen die hervortretenden Unterschiede in Hausbau, Hofanlage und Flurteilung.

Die Ausstattung des Hauses mit allerlei Gerät, welches das Bedürfnis wie der erwachende Sinn für Bequemlichkeit und Schönheit allmählich fordern, gehört unter dieses Kapitel.

## II. Innere Zustände.

### 1. Lebenssitte.

#### a) In Haus und Sippe.

Was sich zum Teil schon in vorhistorischer Zeit auf Grund des religiösen Glaubens, der allgemein sittlichen Forderungen, des Familienrechts, der Bedürfnisse des öffentlichen Lebens im Lauf der Jahrhunderte als bestimmende Satzung ausgebildet hatte, fällt in diesen Abschnitt. Wir begleiten den einzelnen Menschen von seiner Geburt (Erlaubnis zum Leben, Namengebung, Wasserweihe, christliche Taufe) durch die Kindheit und erste Jugend (Leibesübungen, Einführung in die Wirtschaft, geistige Bildung) bis dorthin, wo der Mann in Heer und Volk aufgenommen wird, das Mädchen durch die Vermählung in eine andere Familie übertritt. Das häusliche Leben ist in dem Verhältnis der verschiedenen Sippegenossen zu einander, in den Berührungen mit anderen Familien, mit Fremden (Gastrecht, Gesellschaftsleben) fest geregelt, und hat mit den Zeiten wechselnde Gebräuche.

Die Erschütterung des Lebens der Einzelnen durch Krankheit und Alter, die Auflösung durch den Tod hat in allen Völkern der Sitten viel erzeugt, von denen gar manches sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat.

#### b) Ausser dem Hause.

Ich stelle hierher die Sitten, welche sich an die wirtschaftlichen Entwicklungsstufen der Völker heften.

α) Jäger- und Fischerleben.

Waidmännische Altertümer. Alte Jagdgebräuche, Jägeraberglaube, Waidsprüche.

Gebräuche beim Fischfange auf dem Meere, in Seen und Teichen, in Flüssen und Bächen.

β) Hirtenleben.

Die Gebräuche der Hirten im Gebirge und in der Ebene durch den Jahreslauf.

γ) Bauernleben.

Die Gebräuche und Meinungen bei dem Nahen des Frühjahrs, bei Feldbestellung, Saat, Heranwachsen der Früchte, bei und nach der Ernte.

Aus den für Waidwerk, Viehzucht und Ackerbau wichtigen Tagen und Zeiten hat sich von alter Zeit her der Bauernkalender zum guten Teil gebildet. Derselbe enthält auch Reste des gottesdienstlichen Festkalenders des Altertums, denn die altheiligen Zeiten jedes Volkes fallen mit dem Naturleben zusammen. Auch das Wissen von den Gestirnen, so wie von den für die Wetteränderung wichtigen Zeiten lässt sich daraus erkennen.

δ) Handwerkerleben.

Bräuche der verschiedenen Handwerke.

Handwerksburschenleben mit unterscheidender Tracht, Formeln, Bräuchen und Aberglauben.

Indem aus arbeitsscheuen Handwerksburschen gewöhnlich Landstreicher werden, kann das Leben der fahrenden Leute alter und junger Zeit, und was das Volk von ihnen glaubt und sagt, hier angeschlossen werden.

## 2. Recht.

Wie bedeutend die Rechtsbegriffe, ihre Ausbildung und Formulierung sowie die Gebräuche bei der Rechtspflege und den Rechtsgeschäften für die Erkenntnis des Denkens und der Moral eines Volkes sind, bedarf keiner Ausführung.

Hier verweisen wir nur darauf, wie in den Sitten des Hauses vieles mit dem Familienrecht in engster Beziehung steht. Wir erinnern ferner an die Rechtsgewohnheiten bei Kauf und Verkauf, bei Abschluss von Verträgen, Entrichtung von Abgaben, Ankündigung von Gemeindeversammlungen, Begehung der Grenzen u. s. w. Das moderne Recht hat die alten Rechtsformen und Gewohnheiten gebrochen, weil sie einem anderen Recht entsprungen waren. Mit ihrer Abschaffung sind sie meist aus dem Gedächtnis des Volkes verschwunden und können nur aus älteren schriftlichen Quellen geschöpft werden.

Das dogmatische Recht nimmt die Volkskunde natürlich nicht in Anspruch, sondern beschränkt sich auf das was Jacob Grimm als Rechtsaltertümer bezeichnet und gelehrt hat.

Von grossem Interesse ist ferner für uns eine Vergleichung der Rechtsideen und Rechtsgebräuche der verschiedenen Völker.

### 3. Religion.

Die natürliche Religion der Völker mit ihrem Schatze an Sagen und Liedern, die Mythologie, ist eine der ältesten und wundersamsten Schöpfungen der Volksseele. Mythologische Untersuchungen wird unsere Zeitschrift daher nicht entbehren können, wenn sich für dieselben auch andere wissenschaftliche Organe den Forschern darbieten. Gern werden wir den Vorstellungen, Meinungen und Gebräuchen übersinnlich-mystischer Natur unsere Spalten öffnen. Die Sagen, Märchen, Legenden, die Segen- und Zauberformeln, allerlei geheimnisvolle Gebräuche verdienen als Material für wissenschaftliche Untersuchung sorgsame Sammlung.

Ausser der Sammlung wollen wir aber auch die wissenschaftliche Läuterung, den kritischen Scheidungsprozess mit diesem Material vornehmen, das wie die Nagelflueh in langer Zeit aus den verschiedensten Bestandteilen zusammengebacken ist.

Mit der Mythologie hängen eine Menge bildlicher Ausdrücke zusammen, die seit ältesten Zeiten bis heute noch in dem Volke dort leben, wo sein echtes Denken und Vorstellen noch nicht von falscher Kultur oder von der Sozialdemokratie vernichtet ist. Sie sind aus den gewaltigen Eindrücken entsprungen, welche die Natur auf den einfachen Menschen des Gebirges und der Ebene überall übt, wo kein grossstädtisches Treiben und Sein ihn von Himmel und Erde abschneidet. Aus jenen Eindrücken sind die ältesten Gottheitsbildungen hervorgegangen. Die Anfänge hierzu sind aber noch jetzt in der Rede und Sprache vieler Gegenden zu erkennen, unschätzbar für den Volkspsychologen wie für den Mythologen.

Das Mythologische dauert aber nicht bloss hierin fort, sondern auch in einem niederen Vorstellungs- und Glaubenskreise, der weder christlich noch heidnisch ist, sondern eine Wucherbildung. Im germanischen Heidentum gab es einen Aberglauben und ein Zauberwesen, abgesondert und feindlich gegen die eigentliche Volksreligion und den anerkannten Gottesdienst. So ist es überall gewesen und so ist es noch heute. Aberglaube ist an keine Nation und keine bestimmte Religion gebunden, sondern ein allgemein Menschliches.

Mit dem Aberglauben hängt die Volksmedizin zusammen, d. i. jene über alle Völker gleich dem Aberglauben verbreitete Heilkunde, die auf die verschiedensten Quellen: Religion, Zauberei und frühere Perioden der Medizin zurückgeht.

Hingedeutet sei endlich auf jene von den christlichen Völkern geschaffenen ausserbiblischen Gestalten, frommen Gebräuche und Geschichten, die man als christliche Mythologie zusammenfassen kann, und die nach ihrem Ursprung der Forschung viel Aufgaben stellen. Auch hier

wie überhaupt auf dem gesamten Boden der religiösen Volksüberlieferung und der Mythologie kann nur die grösste Besonnenheit und die feinste Scheidung der Elemente zu haltbaren Ergebnissen führen.

### 4. Die Sprache.

Die Grammatik im Ganzen überlassen wir der Sprachwissenschaft. Wohl aber werden Beobachtungen über Laut-, Wort- und Satzbildungen, die auf gewissen psychischen Vorgängen beruhen, uns willkommen sein.

Auch dialektliche Studien, die auf die Geschichte der Volksstämme und der Landschaften und das Leben des Volkes sich stützen, werden wir zu fördern suchen.

Besonders wird die Wortkunde unter gewissen Gesiohtspunkten für uns Bedeutung haben.

Der Wortschatz eines Volkes oder eines Stammes in den verschiedenen Perioden seiner Geschichte, der Wortvorrat der verschiedenen Bildungsschichten ist ein Messer ihres geistigen Besitzes. Derselbe lässt sich für die älteren Zeiten nur aus den schriftlichen Denkmälern feststellen; in der Gegenwart dagegen aus der lebendigen Rede. Diese und jene Volksstämme, diese und jene Schichten der Bevölkerung haben eine abgegrenzte Menge an Worten, Ausdrücken, Redensarten. Je geringer der Bildungsstand einer Person, mit je weniger Worten kommt sie beim Sprechen aus. Es giebt ganze Reihen von Wörtern und Formen der hochdeutschen gewöhnlichen Verkehrs- und Schriftsprache, welche bestimmte deutsche Mundarten ganz vermeiden oder sehr selten anwenden, negative Idiotismen wie sie Joseph Haltrich genannt hat, der dieselben für die siebenbürgisch-sächsische Volkssprache bearbeitet hat (Hermannstadt, 1866).

Den Kennern unserer mittelhochdeutschen Poesie sind die Veränderungen im Wortgebrauch bekannt, welche gegen Ende des zwölften Jahrhunderts der sogenannte höfische Geschmack bewirkt hat. Der Wechsel der Mode, der mit den Strömungen der Kultur zusammenhängt, hat auch das Leben der Worte bestimmt, hat alte getötet, neue gezeugt, hat alten neue Bedeutungen verliehen. Oft genügte der äussere Anklang an ein verfehmtes Wort, um ein ganz unschuldiges zu beseitigen. Dazu kam die religiöse oder auch bloss abergläubische Scheu bestimmte Wesen und Dinge, denen man grosse Macht zuschrieb, mit ihrem richtigen Namen zu nennen: das Namen-Tabu, das bei den sogenannten Wilden noch greifbar lebt, aber auch bei den Kulturvölkern besteht. Christoffer Nyrop hat in seinem Buche Navnets magt, en folkepsykologisk studie (Köbenhavn, 1887) davon lehrreich gehandelt.

Wer dem Leben der Volksseele im Sprachlichen nachspürt, wird nicht bloss den Umfang des Wortschatzes, sondern auch die Geschichte des einzelnen Wortes insofern studieren, als er es nicht bloss als einen, gesetzlichen Veränderungen unterworfenen, Lautkörper betrachtet, sondern als

Ausdruck eines Gedankens, als ein Seelenkind, das durch das Leben erzogen, gebildet und verbildet worden ist. In der Bedeutungsentwicklung eines Wortes spiegelt sich ein durch äussere Einflüsse geleiteter geistiger Werdegang. Das führt zu höchst anziehenden Beobachtungen. Was auf diesem Wege für die Volkskunde zu gewinnen ist, kann die eindringende Behandlung vieler Worte in dem Grimmschen Deutschen Wörterbuche, namentlich im IV. und V. Bande durch Rudolf Hildebrand, zeigen.

Hinzu treten die Redensarten, die Schelten und Flüche, die bildlichen Ausdrücke endlich über wiederkehrende Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens, die oft von überraschender Kraft und Schönheit sind und in der Volkssprache als uralte Zeugen der altgermanischen poetischen Rede sich noch aufspüren lassen.

In das sprachliche Kapitel der Volkskunde gehören auch die Namen; nicht bloss die, welche lebende Wesen, Menschen wie Tiere, von der Menge ausheben, sondern auch die, welche leblose Dinge mit einem persönlichen Leben kraft poetischer Auffassung begaben.

Bei den menschlichen Personennamen kann sich die Volkskunde daran genügen lassen, dass die Vorstellungen untersucht werden, welche in der alten namenbildenden Zeit dadurch zum Ausdruck kamen. Für die späteren Perioden dürfte es hinreichen, die Verbreitung der Namen zu erforschen, d. h. welche Personen(Vor)namen in gewissen Zeiten, Ländern, Orten, auch bei gewissen Ständen besonders beliebt waren. Nach der Reformation traten in Deutschland konfessionelle Unterschiede in den Vornamen hervor. Interessant ist auch die Geschichte der Judennamen in Deutschland und wahrscheinlich auch in anderen Ländern.

Eine besondere Abteilung bildet die Entstehung und Verbreitung der Familiennamen, die mit ständischen, gewerblichen und Stammes-Verhältnissen und weiterhin mit vielfach verschlungenen Zuständen zusammenhängen, deren Untersuchung interessant und lehrreich ist.

Bei den Tiernamen fassen wir ins Auge: 1. die umschreibenden Namen für wilde Tiere, die sich gewöhnlich als euphemistische Benennungen, die mit dem Tabu zusammenhängen, ergeben: so wenn der Fuchs Langschwanz, der Wolf Hölzing, das Wiesel Fräulein heissen. 2. Die auszeichnenden persönlichen Namen, welche den Haus- und Hoftieren gegeben werden, namentlich den Hunden, Rossen, Rindern und zahmen Vögeln.

Von leblosen Gegenständen treten mit Namen vor allen heraus: Berge, Hügel, Felsen, Höhlen, Wälder, Wiesen, Felder, alte Wege und Plätze, Quellen, Bäche, Flüsse, Seen. Den Forscher werden auch hier Bedeutung und Gründe dieser Namensgebung beschäftigen, die oft sehr alter Zeit zufällt und zuweilen von einem Volke auf das andere vererbt ist.

In den Pflanzennamen sind oft sehr alte Beziehungen auf die Götter- und die Tierwelt enthalten. Sie verdienen, soweit sie echt volkstümlich

und alt sind, eine sorgfältige Sammlung, in treuer Aufzeichnung und mit genauer Angabe der Standorte der Namen.

Endlich gedenken wir der Namen, die leblosen Dingen gegeben wurden, welche zum Menschen im Verhältnis von Freunden in der Not stehen. Schwert und Spiess wurden als Kampfgenossen durch Namengebung geehrt.

## 5. Poesie.

Wir können uns hier kurz fassen, da es sich um bekannte Gattungen dichterischer Erzeugnisse handelt: um das lyrische und das epische Volkslied, das volkstümliche meist geistliche Schauspiel, den Spruch und das Sprichwort, das Rätsel, die geschichtliche Sage, das Märchen und den Schwank.

Viele Sammlungen sind diesen Überlieferungen bereits gewidmet.

Das Kinderlied und das Kinderspiel (soweit es nicht neue kindergärtnerische Früchte sind) fallen auch hierher. Beide werden nicht bloss von der Melodie (Weise) begleitet, gleich dem weltlichen und geistlichen Liede und der Ballade, sondern auch durch rythmische Bewegungen getragen.

Die uralte Vereinigung von Wort, Weise und rythmischer Körperbewegung in diesen Kinderliedern machen sie interessant; zuweilen auch der Inhalt. Manche von ihnen deuten auf sehr alten Ursprung. Zugleich zeigen sie, dass auch

6. **Musik und Tanz** in der Volkskunde einen Platz fordern.

Wie bei der Poesie, wird das Verhältnis des Volkstümlichen zu dem rein Kunstmässigen dabei erwogen werden müssen.

7. In Poesie, Musik und Tanz äussert sich der Geschmack des Volkes; aber auch im Formen- und Farbensinn. Die künstlerische und technische Anlage muss beobachtet werden. Man wird eine **Ästhetik** bestimmter Stämme oder Völker entwerfen und dieselbe auch geschichtlich ausführen können.

---

Unsere Zeitschrift will der Volkskunde in den hier umrissenen Grenzen dienen. Sie wird ebensowohl Stoff sammeln als Verarbeitungen des Stoffes bringen.

Der Stoff kann aus der lebendigen mündlichen Überlieferung geschöpft sein; er kann aber auch schriftlichen älteren und neueren Quellen entnommen werden. Wir wollen ungedruckte ältere Aufzeichnungen bringen und mitunter auch aus alten gedruckten Büchern besonders wichtiges ausheben.

Unser Verein hat seinen Sitz in Berlin und wird daher vor allem die **deutsche** Volkskunde zu fördern streben; deutsch im **Arndtschen** Sinne: so weit die deutsche Zunge reicht.

Aber wir wollen uns nicht auf das deutsche Sprach- und Volksgebiet

beschränken. Wir wünschen dringend, dass die Volksforscher in den Niederlanden, in den skandinavischen Ländern, in England und Amerika sich uns anschliessen und brüderlich in unsere Reihen treten. Schon die ersten Hefte werden beweisen, dass unser Wunsch sich erfüllt.

Für die vergleichende Volkskunde ist ferner von grosser Bedeutung das Zusammengehen mit der Volksforschung in den slavischen und romanischen Ländern, ferner in Ungarn und Finnland, ja überall, wo Sinn für diese Studien sich regt, deren Material über die bewohnte Erde verbreitet ist.

Möge diese Zeitschrift ein Mittelpunkt für die gesamte Volkskunde werden!

Unbefangenheit in allen nationalen Fragen ist unser Grundsatz.

---

# An den Leser.

Von Prof. **Steinthal.**

Die von Prof. Lazarus und mir herausgegebene Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft liegt in 20 Bänden vor. Seit dem Erscheinen des ersten Heftes derselben ist so ziemlich ein Menschenalter verflossen, und von denjenigen Männern, welche jenes wohlwollend begrüssten, werden viele dahingeschieden sein und die gegenwärtigen Seiten nicht mehr lesen. Was jene Bände geleistet haben mögen, will ich nicht fragen; aber ich bin der festen Überzeugung: ehrliche Arbeit bleibt nicht ohne Erfolg.

Von jetzt ab wird unsere Zeitschrift unter anderem Namen, sozusagen: unter neuer Flagge fahren; ihre Ladung wird den veränderten Verhältnissen entsprechend teilweise eine andere sein; aber ihr Ziel, ihr wissenschaftliches Streben wird dasselbe bleiben: die gründliche Erforschung des Volksbewusstseins, des geistigen Völkerlebens.

Uns dieses Ziel wieder einmal vorzuhalten, könnte wohl jederzeit erwünscht, erforderlich sein, umsomehr beim Antritt der neuen Fahrt. Selbst eine teilweise Wiederholung dessen, was wir beim ersten Erscheinen dieser Blätter (Bd. I. S. 1—73; vergl. auch Bd. XVII. S. 233—264) gesagt haben, dürfte den gegenwärtigen Lesern nicht unwillkommen sein.

Es war ein neuer Terminus: Völkerpsychologie, und er hat viele Gegner gehabt. Die Psychologie überhaupt, als Wissenschaft vom

Mechanismus des Bewusstseins, war in unserem Jahrhundert nicht beliebt: den Romantikern und Mystikern war sie abstossend; den Materialisten war sie ein metaphysisches Überlebsel; selbst den Freunden der Psychologie aber schien die Völkerpsychologie der falschen Vorstellung einer Volksseele Vorschub zu leisten; und endlich hatte sie gar zu innige Freunde, welche sie darum für überflüssig erklärten, weil sie längst vorhanden sei und ihren Fortgang schon nehmen werde. Sie alle — ob sie uns gelesen und unsere Äusserungen geprüft haben? Gleichviel. Am ungeberdigsten hatten sich die letztgenannten Freunde gezeigt (Haupt, Scherer u. a.).

Ich bemerke hier nur kurz: die Geschichtsforschung erweckt das Bedürfnis nach der Historik, die Interpretation und Kritik nach der Hermeneutik und der Theorie der Kritik, und niemals kann das eine das andere ersetzen. Durch das Studium eines Lehrbuches der Historik oder der Hermeneutik ist freilich noch niemand ein grosser Historiker oder Philologe geworden; aber jenes Studium bleibt darum doch, neben der Betrachtung vortrefflicher Musterleistungen der Meister, dem Anfänger sehr nützlich, ja unentbehrlich. — Aber auch wenn das nicht wäre: so ist doch, sollte ich meinen, eine Beobachtung der Maximen, welche unsere grossen Historiker und Philologen geleitet haben, und, noch tiefer gehend, eine Erforschung der Gesetze alles geistigen Geschehens, auf welche jene Maximen sich gründen, eine für sich bestehende und höchst anziehende Disziplin.

Mit dem Namen Völkerpsychologie wollten wir nicht den Ruhm einer Erfindung oder auch nur einer Entdeckung erwerben, sondern nur auf ein erst wenig und planlos bebautes Gebiet hinweisen, das uns von weitem Umfange und, weil höchst fruchtbar, zur Kolonisation dringend empfehlenswert schien. Wir haben die Hinweisungen bei W. von Humboldt, beim Geographen Carl Ritter u. s. w. emsig aufgesucht, und zu den damals aufgeführten Namen hätten wir heute nicht wenige neue hinzuzufügen; wir waren bemüht, zu zeigen, dass wir nichts Neues, nichts Unerhörtes wollten.

Um in die Völkerpsychologie einzuführen, nahmen wir drei Ausgangspunkte ein.

Zuerst die Psychologie im üblichen Sinne. Vor einem Menschenalter und darüber zurück konnte man meinen, die Psychologie sei eine philosophische Disziplin, und folglich gebe es soviel Psychologien als philosophische Systeme, und so gebe es denn auch eine Herbartsche wie eine Hegelsche u. s. w. Ich setze voraus, dass heute kein Leser mehr in diesem Irrtum befangen ist. Die Psychologie ist eine empirische Disziplin, nach Charakter und Prinzip so empirisch wie Physik und Physiologie. Dies prinzipiell festgestellt zu haben, ist das unvergängliche Verdienst Herbarts, das dadurch nicht verkümmert wird, dass er selbst seine Psychologie auf Metaphysik gegründet glaubte, und selbst sein missglückter Versuch, für die Bearbeitung derselben auch die Arithmetik zu Hilfe zu

nehmen, mag in Vergessenheit sinken oder auch jemanden zu einem neuen Versuch reizen — immerhin lag doch diesen Berechnungen Herbarts der fruchtbare Gedanke einer psychischen Mechanik zu Grunde. Es war eine unübertroffene Kühnheit, wenn Herbart aussprach, die Vorstellungen bewegen sich in unserem Bewusstsein genau so gesetzmässig wie die Gestirne; er sprach es aus in einer Zeit, wo man sich in dem Taumel einer absoluten geistigen Freiheit oder einer absoluten Sündhaftigkeit oder eines, gleichgültig durch was, unabänderlich prädeterminierten Charakters jedes einzelnen Menschen herumtrieb. Mit diesem Grundsatz aber, das Bewusstsein bilde einen Mechanismus, verschieden zwar vom physikalischen, jedoch durch feste Bewegungs-Gesetze geregelt, war die Psychologie geboren.

Derselbe Herbart aber sprach auch aus: „Die Psychologie bleibt immer einseitig, solange sie den Menschen als alleinstehend betrachtet.“ Nur in der Gesellschaft und durch dieselbe ist der Mensch ein geistiges Wesen und erhebt er sich über das Exemplar einer natürlichen Art von animalischen Organismen zur individuellen Persönlichkeit. Der Geist aber ist in Wahrheit, bevor er individuell und persönlich wird, ein allgemeiner Geist, ein Geist der Gesamtheiten, ein objektiver Geist, und der ist es, welcher das Objekt der Völkerpsychologie bildet. Nicht als ob nur die Volksgeister solche Gesamtheitsgeister bildeten — es giebt allerdings auch religiöse Gemeinde-Geister, Standes-Geister, wissenschaftliche und künstlerische Schul-Geister und wohl noch andere; diese alle aber werden doch von der National-Einheit umschlossen und getragen und stehen mit ihr in Wechselwirkung.

Wenn man mich nun fragt: was haben denn also eure 20 Bände geschaffen? wie, wodurch haben sie das allgemeine Wissen spezifisch gefördert, bereichert? so meine ich (obwohl ich dies dem gerechten Richterspruche der Zukunft überlasse) antworten zu dürfen: ohne in den Irrtum einer mystisch substantiellen Volksseele zu verfallen (und wie gern und vornehm spielen gerade die Gegner der Völkerpsychologie mit der Volks-Seele und dem National-Geiste! Haupt nicht ausgenommen), ist der klare Begriff eines „objektiven Geistes“ geschaffen und analysiert, ist über dem Natur-Reich, obwohl auf ihm beruhend (zur Freude Platons, meine ich, und wohl auch Kants), ein „intelligibles Reich“ oder ein „Reich von Intelligibilien“ entdeckt.

Der zweite Weg zur Völkerpsychologie geht von der Ethnologie aus. Dieser Weg ist der sichtbarste, geebnetste, am meisten betretene. In dieser Hinsicht wäre die Völkerpsychologie kurzweg als psychische Ethnologie zu bestimmen, womit ja nur eine Übersetzung gegeben wäre; und wie schon bisher ein grosser Raum der alten 20 Bände gerade dem geistigen Leben aller Völker der Erde gewidmet war, so werden, hoffen wir, die nun folgenden Bände als Organ des Vereins für Volkskunde dieses

Gebiet mit besonderem Fleisse und Erfolge anbauen. Eine nähere Begrenzung derselben wird bald folgen.

Ich muss zunächst das dritte Thor zur Völkerpsychologie öffnen: es bildet den Eingang von Seiten der Geschichte, d. h. der fortschreitenden Entwicklung des menschlichen Geistes.

In dem alten Namen historia naturalis bedeutet das dem Griechischen entlehnte historia nichts weiter als unser deutsches Kunde. Der konkreten, descriptiven Natur-Kunde stand zur Seite oder lag zu Grunde die abstrakte, rationale Physik (mit Chemie) und Physiologie. In neuester Zeit ist, wenigstens im Prinzip, wenn auch noch wenig ausgeführt (durch Darwin und seine Schüler), der Gedanke einer Geschichte der Natur, d. h. der Erde in ihrer allmählichen Gestaltung und der auf ihr lebenden vegetativen und animalischen Organismen nach ihren immer höher entwickelten Arten vom ursprünglichsten Lebewesen bis zum Menschen als der höchst stehenden Tier-Art, geschaffen und populär geworden. — Wir können uns einer solchen Erweiterung oder Erhöhung der Natur-Kunde zur wirklichen Natur-Geschichte nur freuen, wenn auch thatsächlich die Erfolge der letzteren noch unvollständig und meist unsicher sind. Allemal aber wird sich doch die Geschichte des Geistes von der Geschichte der Natur ebenso unterscheiden, wie sich überhaupt Geist von Natur unterscheidet. Wenn wir nicht imstande sind, diese beiden so zu definieren, wie die Gesetze der Logik es erfordern, so rührt es eben daher, dass sie gar nichts gemeinsam haben. Darum ist zwar einerseits die Unterscheidung beider so unmittelbar gegeben, dass niemals auch nur der geringste Zweifel darüber entstehen kann, ob irgend eine Erscheinung eine physische ist und eine physikalische Erklärung fordert, oder ob sie eine psychische ist und auf psychologische Gesetze zurückgeführt werden muss; andererseits aber, da beide nichts mit einander gemeinsam haben, können wir sie nur als zwei letzte Begriffe schlechthin aufstellen, ohne ein beide umfassendes Genus mit spezifischen Differenzen zu bilden, wie es die Definition erforderte. Für uns ist es genug, zu sagen: Geist = Bewusstsein; aber wir können eben auch nicht sagen, was Bewusstsein ist, und wir haben nur etwa im tiefen Schlaf ein Analogon des Bewusstlosen, also der Natur.

Der wesentliche Unterschied zwischen der Entwicklung der Natur und dem Fortschreiten des Geistes erfolgt aus dem immateriellen Wesen der Vorstellungen oder des Bewusstseins, welche weder sinnliche Qualitäten haben, noch auch wie Naturkräfte wirken. Dies zeigt sich in drei Punkten:

1. Die Natur entwickelte sich, indem aus der einen Art eine andere höhere Art entstand; der Geist macht seine Fortschritte, während der Mensch immer derselben Art bleibt.

2. Die organische Vererbung vollzieht sich von einem Individuum auf ein anderes, aus ersterem leiblich ausgelöstes, Individuum; die geistige

Vererbung geht von Generation auf Generation, weil eine menschliche Gesamtheit (Volk, Gemeinde) eine konkrete Einheit bildet, während die Art nur ein abstraktes Kollektivum bildet.

3. Die Pflanzen- und Tier-Arten entwickeln sich, indem sie sich der Umgebung, in welche sie geraten, anpassen; der Mensch dagegen eignet sich die Umgebung an.

Damit soll der in neuester Zeit so eifrig betriebenen, von Fechner (wenn auch aus falscher Metaphysik, doch mit vollem Recht und vielem Glück nach dem Vorgange der Physiologen, insbesondere der Gebrüder Weber) begründeten Psycho-Physik (warum nicht Physio-Psychik?) nichts von ihrem Wert und ihrem festen Boden abgesprochen werden. Denn wenn auch Geist und Natur gar nichts mit einander gemeinsam haben, und auch der Begriff der Kausalität auf das Verhältnis der beiden zu einander durchaus unanwendbar ist; wenn auch der Geist weder Materielles schaffen, noch auch unmittelbar bewegen kann (denn das hiesse: hexen), und andererseits die Materie weder Gefühl, noch Empfindung erzeugen kann: so besteht doch zwischen dem Materiellen und dem Psychischen ein Zusammenhang, eine Korrespondenz nach festen Proportionen, die sich in bestimmten Massen und Gesetzen erfassen lässt. In dieser Hinsicht mag es auch in Zukunft einmal eine Gehirn-Physiologie von psychologischer Bedeutung geben, wie es eine Physiologie der Sinnesthätigkeit schon giebt. Jede Empfindung ist ein seelisches Erzeugnis nach Massgabe der physiologischen Thätigkeit des Sinnes-Organs. So ist z. B. Kurzsichtigkeit eine geistige Schwäche in Zusammenhang mit der Gestaltung des Seh-Organs, und ebenso Aphasie mit Störungen des Gehirns. Mehr aber als Physiologie der Sinne ist einstweilen die Psychophysik nicht und kann sie nie werden.

Doch dies nur nebenbei zur Feststelluug der vollständigen Verschiedenheit der Entwicklung oder Geschichte des Geistes von der Natur-Geschichte in neuerem Sinne. Es giebt allerdings, wie für den Einzelnen, so auch für die Völker eine Physio-Psychik (wie Einfluss des Landes nach Klima, Lage, Bodenbeschaffenheit auf den Volksgeist); aber wie es rein psychologische Gesetze für die Entwicklung des Einzelnen giebt, eine Mechanik des Bewusstseins an sich: so giebt es auch Gesetze für die geistige Entwicklung der Völker, und diese Gesetze stellt die Völkerpsychologie dar.

Diese ist also die eigentliche Historik, und deren Aufgabe ist es, der erzählenden und darstellenden Geschichte in ähnlicher Weise die rationale Grundlage darzubieten, wie die Physik und Physiologie dieselbe für die Naturgeschichte bildet.

Nun hat sich aber in neuester Zeit in der Soziologie ein viertes Thor der Völkerpsychologie eröffnet. Diese jüngste aller Disziplinen hat sich in Darwins Gefolge gebildet. Bekanntlich war der Gründer der Descendenz-Theorie nicht zuerst durch Beobachtung der Natur auf die

Idee vom Kampf ums Dasein geführt; sondern er hat dieselbe durch einen Blick auf den menschlichen Verkehr gewonnen. So war es ein sehr begreiflicher Rückschlag, dass die Grundsätze, welche auf die Natur-Entwicklung angewandt waren, weiter auch das gesellige Leben der Menschen erleuchten sollten. Paul von Lilienfeld (Gedanken über die Sozialwissenschaft der Zukunft) macht seinen Vorgängern den Vorwurf, dass sie, wie das Tier, so auch den Menschen immer nur als Einzelnen betrachten, niemals aber die menschliche Gesellschaft als „reale Einheit", „realen Organismus" erfassen, innerhalb dessen der Einzelne die Rolle einer Zelle spielt. Der Standpunkt, den er dabei inne hält, soll der der Psychophysik sein, und so hat der dritte Band seines genannten Werkes den besonderen Titel: „Soziale Psychophysik". So wäre eigentlich Soziologie, da sie ganz und gar psychologisch sein muss, und andererseits Völkerpsychologie, da sie die Erforschung der psychischen Vorgänge in der menschlichen Gesellschaft zur Aufgabe hat, insofern durchaus identisch. Der Unterschied liegt bloss darin, dass die Soziologie sich nur mit den praktischen Verhältnissen der Gesellschaft befasst, also mit der Rechts-Ordnung und der staatsbürgerlichen Verfassung, wie auch mit den nationalökonomischen Beziehungen, dagegen das contemplative Leben nicht berührt. So würde die Soziologie eben die eine Hälfte der Völkerpsychologie bilden; ihr Objekt wäre die Civilisation der Völker in Gegensatz zu deren Kultur (wenn man Civilisation und Kultur mit W. von Humboldt so unterscheidet). Nachdem man also die Natur-Reiche in ihrer gesamten Entwicklung hindurch verfolgt hat, gelangt man schliesslich auf das Getriebe der menschlichen Gesellschaft. In dem Leben der Tiere fehlt das psychische Moment und die Geselligkeit nicht durchaus, macht sich aber nur stellenweise geltend; im Leben der Menschen ist beides aufs Entschiedenste massgebend. Also kurz, was wir Völkerpsychologie nannten, heisst nach der Richtung derselben auf die Praxis der Völker dem Darwinisten Soziologie.

Was liegt am Namen? Insofern er bloss Laut ist, gar nichts; wenn er bloss ein aufgeklebter Zettel einer Schachtel wäre, dürfte er klingen wie er mag. Wir sind aber gewöhnt, bei jedem Wort (und der Name einer Disziplin ist ein inhaltsschweres Wort) etwas zu denken. Lilienfeld aber irrt, wenn er meint, Psychophysik sei „eine auf naturwissenschaftlicher Methode begründete Psychologie". Ohne Stolz und ohne Demut muss ich mich frei von dem Aberglauben der allein Erkenntnis schaffenden naturwissenschaftlichen Methode erklären. Ich habe oben von der Berechtigung der Psychophysik gesprochen. Lilienfeld glaubt exakt zu verfahren, während seine ganze Konstruktion der Soziologie nur auf Analogieen beruht. Der soziale Organismus besitzt nur Nervenzellen und nur Nervengewebe, sagt Lilienfeld; die soziale Zelle aber sei die Person. Besteht hier wirklich Einheit des Wesens

zwischen der Funktion der Nervenzelle und der Person? Die Sozial-Wissenschaft wird von Lilienfeld bald „als Zweig der Naturkunde“, bald als „Hilfswissenschaft“ derselben gepriesen. — Ausser den Nerven-Zellen gebe es auch eine Intercellular-(Zwischenzellen-)Substanz. Diese werde in der Gesellschaft dargestellt durch Sprache, Geld, Kunstwerke u. s. w. Ist dies mehr als Analogie? Wird hierbei der soziale Organismus wirklich als ein „realer“ aufgefasst oder bloss in Analogie zu einem solchen? Ich meine, so lange man nicht begreift, dass der Geist etwas Wirkliches, obwohl nichts Körperliches, ist, so lange kann man auch nicht begreifen, wie der soziale Organismus, obwohl geistig, doch durchaus eine Realität haben kann. Analogien zwischen Geist und Körper werden sich in Fülle darbieten: aber sie beweisen nicht Gleichheit und Selbigkeit des Wesens beider. „Die Begriffe Freiheit, Moral, Recht, Religion u. s. w. erhalten durch solche Analogien keinen realen Boden.“

Dagegen will ich schon hier auf eine Arbeit verweisen, die später genauer besprochen werden soll, von G. Simmel: „Über soziale Differenzierung. Soziologische und psychologische Untersuchungen“ (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen. Herausgegeben von G. Schmoller. Bd. X. Heft 1). Verf. bezeichnet in der Einleitung den psychologischen Charakter der Soziologie sehr scharf (wenn er auch den Terminus „objektiver Geist“ meidet), und betrachtet von disem Standpunkt aus die Kollektiv-Verantwortlichkeit nach ihrer verschiedenen Bedeutung in den verschiedenen Zeiten, dann weiter, hieran anschliessend, das wandelbare Verhältnis der Individualität zur Gruppe, innerhalb deren sie steht; endlich das Prinzip der Kraftersparnis als ebenso wichtig für das psychische und speziell das sosiale Leben, wie für die Entwicklung der Natur-Organismen. In diesen Darlegungen wird überall nicht mit Analogien getändelt, sondern man fühlt sich wirklich auf dem festen Boden einer exakten Betrachtung psychischer Verhältnisse und Erscheinungen.

So habe ich nur noch für die weitere Ausführung des Gesagten teils auf unseren Aufsatz im ersten Hefte des ersten Bandes dieser Zeitschrift, wozu noch Bd. XVII. 233—264 und XVIII. 311—324 zu vergleichen sind, teils auf die gedrängtere Übersicht unseres verehrten Herrn Weinhold im ersten Hefte des zwanzigsten Bandes, endlich auf das demnächst als viertes Heft desselben Bandes erscheinende General-Register für alle zwanzig Bände zu verweisen.

Schliessen aber will ich mit der Bemerkung, dass die wissenschaftliche Volkskunde, wie eng oder weit man deren Gebiet abstecken mag, immer eine psychologische Disziplin sein wird. Aller Geist, auch der hervorragendsten Individuen (wie Luthers, Lessings), liegt im Volke; der National-Geist ist entweder Ausgangs- oder Endpunkt oder beides für jeden individuellen Geist. Daher bezeichnet Völkerpsychologie oder

wissenschaftliche Volkskunde nicht einen bestimmten Ausschnitt der geistigen Betätigung, sondern nur eine besondere Weise der Betrachtung. Ist diese mehr synthetisch, so nennen wir sie völkerpsychologisch; ist sie mehr analytisch, so rechnen wir sie zur Volkskunde und zur Geschichte.

---

# Volkstümliche Schlaglichter.

Von **Wilhelm Schwartz.**

---

Wenn Sammlungen von Sagen und Aberglauben den Kultur- und namentlich den wissenschaftlichen Kreisen das Verständnis des Volksglaubens vermitteln, so gehören dazu als Ergänzung eines richtigen Bildes von dem ganzen Denken und Empfinden der „volkstümlichen“ Kreise in jenen, wie in den übrigen mannichfachen Lebensverhältnissen, gleichsam Gallerien von kleineren Genrebildern, in denen sich auch in jenen Schichten das allgemein Menschliche, wenngleich in primitiveren, beschränkteren und oft roheren Lebensformen, abspiegelt[1]).

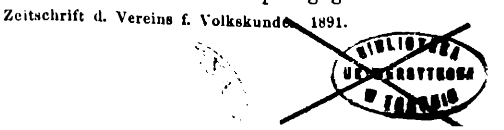
Derartiges erscheint zumal für eine wissenschaftliche Volkskunde heutzutage um so notwendiger, je mehr das ganze europäische Kulturleben sich immer ideeller wie rationeller entwickelt, und Litteratur, Wissenschaft und Kunst die Kluft erweitert haben, welche überall schon da entsteht, wo, neben einem natürlichen, den mehr ländlichen Kreisen anheimfallenden Volkstum, sich ein reicheres Kulturleben an einzelnen Centralstellen in besonderen Lebensgestaltungen zu entfalten beginnt.

Zwar ist mit der politischen Entwicklung Europas seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in der Wissenschaft prinzipiell die Verachtung geschwunden, mit der damals die gebildete Welt in dem idealen Aufschwung, welchen sie selber zu nehmen anfing, auf die Sprache und das ganze Leben und Treiben der unteren Stände hinabzusehen sich gewöhnt hatte. Aber das Verständnis desselben wird noch vielfach behindert durch den täglich sich im Gefühl jedes Einzelnen bewusster oder unbewusster erneuenden Gegensatz zwischen einem nach idealer Schönheit ringenden Kultur-

---

1) Gelegentlich habe ich schon auf derartiges hingewiesen in Artikeln wie „Von einzelnen Ueberresten des alten Naturzustandes in der heutigen Lebensweise der Deutschen“, „Homer und der alte Fritz im Volksmund“, „Markgraf Hans im Königl. Museum zu Berlin“, die in den „Prähistorischen Studien“, S. 112 ff., 141 f, 502 f. wiederabgedruckt sind. Vergl. daselbst die kulturhistorisch-pädagogischen Miscellen, S. 379 f. und 207 Anh.





leben, dem er seiner Bildung nach selbst angehört, und den beschränkten oder formlosen, ja oft in roher Natürlichkeit ihn zunächst oft unangenehm berührenden Lebensformen der seitab lebenden Massen. Und dennoch liegt in dem richtigen Erfassen des Kerns jener der Schwerpunkt der Sache und überhaupt die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Behandlung des Volkstums.

Denn das Volkstum ist nicht bloss ein lebendiges, stets sich erneuendes Reservoir der Lebenskraft einer jeden Nation, sondern auch das Prototyp und die Grundlage ihres ganzen Denkens und Empfindens, wie es auf den Höhen der Kultur und der Bildung zum vollen Ausdruck gelangt und der Nation ihren weltgeschichtlichen Charakter verleiht. Und wenn hiernach die Volkskunde schon zu einem Objekt der historischen Wissenschaft wird, so weitet sich, als selbständige Wissenschaft gefasst, die vergleichende Volkskunde zu einer Völkerpsychologie, welche im Leben der Völker das allgemein Menschliche in seinen mannichfachen Gebilden und Phasen verfolgt, in denen es historisch in die Erscheinung getreten ist oder noch lebendig sich gelegentlich im einzelnen vor unseren Augen bekundet.

Die Vergleichung der verschiedenen Volkstypen eröffnet aber nicht bloss weitere Perspektiven, sondern bringt auch meist erst die einzelnen Fakta in ihre richtige Stellung und lehrt ihren natürlichen Ursprung, sowie ihre Weiterentwicklung richtig fassen.

Die Blutrache erscheint z. B. bei einem Volke vom Standpunkt der heutigen Gerechtigkeitspflege civilisierter Völker aus zunächst als eine rohe und grause Sitte. Die vergleichende, in die Anthropologie auslaufende Volkskunde knüpft aber bei Betrachtung derselben an Analogien, besonders innerhalb der ersten Gestaltungen menschlichen Lebens in Familie, Verwandschaft und Stamm an und lehrt uns, dass für diese Zeit die Blutrache ein Fortschritt und der erste Schritt auf dem Gebiet einer natürlich sich entwickelnden Gerechtigkeitspflege war, indem nach ihr ein Totschlag nicht mehr straflos blieb, sondern die Familie, bezw. der Stamm, den Mord eines der Ihrigen zu rächen als eine natürliche Aufgabe oder Pflicht ansah.

Wenn dann weitere Phasen zeigen, wie in fortschreitender Entwicklung des Lebens zu mehr staatlichen Zuständen mit der Zeit der Träger der Rache, bezw. die Form der Verfolgung, wechselte und sich dabei allmählich im Anschluss an ethisch-religiöse Empfindungen das Gefühl einer sühnenden Gerechtigkeit in der Welt in den Gemütern anbaute, und aus dem rohen Wiedervergeltungsakt so ein „gerichtliches“ Verfahren wurde, so stellt die Anthropologie damit fest, wie aus einem rein naturalistischen Zustande durch eine Kette von Entwicklungsstufen sich allmählich ideellere Formen und Grundsätze gebildet haben.

Dass aber jener das Ursprüngliche gewesen, findet seine Bestätigung darin, dass selbst unter civilisierten Verhältnissen noch immer gelegent-

lich die Leidenschaft der Menschen in einzelnen Fällen einen Anlauf genommen hat oder noch immer nimmt, persönlich dem Rachegefühl nachzugehen. Es erneuen sich eben mit jedem Geschlecht die natürlichen Triebe und werden nur durch das öffentliche Leben, bezw. die Erziehung, in gewisse Formen und Schranken zurückgedrängt.

Aus diesem Umstand aber erwächst dem Völkerpsychologen bei seinen Forschungen die Aufgabe, zu den einzelnen Erscheinungen dieses oder jenes Volkstums überall Analogien in den ihn umgebenden Kreisen zu suchen, um den allgemein menschlichen Charakter, der sich in jenen ausprägt, richtig zu verstehen und zu verwerten.

Um noch ein analoges Beispiel des geschilderten Entwicklungsprozesses anzuführen, so treten ähnliche Phasen und Beziehungen wie bei der Blutrache in der Entwicklung des Verhältnisses der Geschlechter zu einander, im Zusammenleben beider und in einer daran sich schliessenden Familiengruppe, als der ersten dauernden Gemeinschaft von Menschen im gemeinsamen Kampf um das Dasein hervor. Aus dem Natürlichen entwickelt sich auch hier erst mit der Zeit das Ideelle, der Begriff der Ehe als eines geistigen, Individuen verschiedenen Geschlechts für das Leben vereinenden Bandes. Wenn die Sinnenwelt es knüpft, so bauten die Bedürfnisse des Lebens allmählich das Verhältnis aus. Die tägliche Sorge für die Ernährung und für die Kleidung, deren Materialien der Mann herbeischafft, schufen die Stellung der Hausfrau, ebenso wie die Erziehung oder, genauer gesprochen, die allmähliche Verwendung der heranwachsenden Mitglieder der Familie im Dienst derselben die Herrschaft der Mutter weitete. Virchow hat vollständig recht, wenn er von diesem Standpunkt ausführt, dass erst beim Sässigwerden der Menschen „am Kochherd“ die Kulturaufgabe des Weibes für jene Zeiten zum vollen Ausdruck kam.

Unseren ideeller gestimmten Zeiten klingen freilich solche Betrachtungen zunächst fast unwürdig. Die erwähnten Verhältnisse haben aber, wenn sie gleich heutzutage nach den jetzigen Kulturzuständen mehr zurücktreten, nicht bloss immer noch ihre Analogien, sondern sogar noch immer eine gewisse reale Bedeutung, und in der Erkenntnis dieses Umstandes liegt der Beweis der Richtigkeit der angedeuteten anthropologischen Entwicklungstheorie, wie schon von Haus aus die Vergleichung mit der Gegenwart im Einzelnen das Verständnis für die Verhältnisse überhaupt erschliesst.

Wie die Jägervölker am Weibe vor allem schätzen, wenn sie gut die Felle zusammennähen und für die Kleidung sorgen kann, auch noch Homer für die Griechen es vor allem am Weibe preist, wenn sie des Webens wohl kundig ist, und wie bei den Ariern dann allgemein besonders am Herde sich die Tüchtigkeit der Frau weiter bewährt, ist es nicht nur in den Arbeiterkreisen bei uns auch noch heutzutage ein Hauptmoment in der Ehe, — über dessen Mangel nicht die schönsten Redensarten hinforthelfen, — ob die Frau den Mann und die Kinder ordentlich „benäht“,

wie es heisst, d. h. ganz in der Kleidung erhält, und ob zur rechten Zeit der Kochtopf voll ist, sondern auch in den höheren Schichten vibriert dasselbe Moment, nur in anderen Formen, noch immer hindurch! Wenn hier der Mann der Familie durch sein Thun im grossen Ganzen den Stempel aufdrückt, so beruht die Kontinuität und gleichsam Dauerhaftigkeit derselben doch mehr auf den täglichen Lebensgewohnheiten, welche die Frau ihr und dem Nachwuchs gegeben.

Den natürlichen Faden der Entwicklung aber stets festzuhalten, ja ihn überhaupt der Wissenschaft zu vermitteln, ist gerade eine Hauptaufgabe der Volkskunde. Nicht bloss Tacitus ging fehl, als er den alten Deutschen unterschob, sie hätten keine Tempel, weil sie glaubten, das Göttliche nicht in Wände einschränken zu dürfen, sondern es ist derartiges eine allgemeine Stubengelehrtenkrankheit, die überall da hindurchbricht, wo die Wissenschaft und Litteratur nicht in Fühlung mit dem Leben bleibt. Will man doch z. B. selbst noch aus Homer und dem griechischen Altertum, wo der natürliche Hintergrund doch noch überall sichtbarlich hindurchblickt, ihn möglichst ausmerzen, wenn er einmal schärfer unserem modernen Gefühl oder Geschmack widerspricht[1]).

Deshalb erschien es mir nicht ungeeignet, zur Vorbereitung einer Charakteristik des Volkstümlichen in diesem Sinne, dasselbe einmal in seiner Eigentümlichkeit auf verschiedenen Gebieten, wie es überall noch, namentlich auf dem flachen Lande und in den kleinen Städten, gelegentlich in einzelnen Zügen charakteristisch hervortritt, gleichsam an praktischen Beispielen zu verfolgen. An die Spitze möchte ich eine Sammlung charakteristischer Volksmiscellen stellen, wie sie mir bei dem Verkehr mit dem Volke einst auf langjährigen Wanderungen in der Mark und dann überhaupt in Norddeutschland behufs Sammeln von Sagen und dergleichen[2]), gelegentlich entgegengetreten sind, und in denen das allgemein Menschliche zu einem für den Volkstypus bezeichnenden Ausdruck gelangt und zu denen auf den Höhen des Lebens in der

1) Wenn z. B. Antigone beim Sophokles in ihrer Erregtheit vom „natürlichen“ Standpunkt aus auseinandersetzt, dass der Bruder ihr höher stände als ein Gatte oder ein eigenes Kind, denn beide könnte sie wieder bekommen, aber nachdem Vater und Mutter tot, einen Bruder nicht. Oder Jokaste dem Oedipus seine Sorgen ausreden will mit der Bemerkung, „dass viele Menschen auch in Träumen schon sich vermählt sahen ihren Müttern“. Man muss solche Stellen nicht von unserem Gefühl, sondern von der Anschauung des betreffenden Volkes aus auffassen, ebensowenig wie man in Homers Ilias die Verse ausmerzen darf, in denen der Dichter den Odysseus dem Thersites, um den widrigen Schwätzer zur Ruhe zu bringen, eins mit dem Scepter überziehen lässt, indem man es für „feiner“ erachtet, wenn er ihm nur Schläge androht.

2) Vergl. A. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hannover, Oldenburg, Westfalen. Aus dem Munde des Volks gesammelt. Berlin 1849. Desgl. die Märkischen Sagen vom Jahre 1843, bezw. die Volksausgabe, Berlin bei Hertz, vom Jahre 1886.

Form entsprechende Analogien sich finden, welche nur den kleinen Interessen entrückt und, von geistigeren Strömungen getragen, eine idealere Gestaltung zeigen.

Denn, wie ich auf mythologischem Gebiet auf die „volkstümlichen Naturanschauungen“ als die „Grundlagen der entwickelten Göttersagen“ hingewiesen habe, so spiegeln ähnlich sich auch im übrigen Volksleben alle Richtungen des allgemein Menschlichen ab. Und wenn sie unter dem Druck des alltäglichen Lebens sich nicht voller und breiter entwickeln und ihnen ein beschränkter Horizont, sowie enge Verhältnisse den Stempel aufdrücken, so fehlt es ihnen doch nicht gelegentlich an Innigkeit und Tiefe des Empfindens, sowie an Schärfe der Auffassung und reicher Lebenserfahrung, was nur eben bei der natürlichen Naivetät oder gar Derbheit in der Form, in der sie gebildeterem Leben gegenüber erscheinen, oft nicht voll erkannt wird.

Wenn der I. Abschnitt „Volksgeschichten und kulturhistorische Parallelen in ihren Analogien und Kontrasten“ bietet, so denke ich in einem II. „Von der volkstümlichen Naturkenntnis“, in einem III. dann von der „Farbenkenntnis des Volks“ zu handeln, während ein IV. „Die Weltgeschichte im Spiegel des Volkstums“ schildern soll. Es sind dies Gesichtspunkte, wie sie sich mir bei den betreffenden Studien im Volke selbst bedeutsam aufgedrängt haben.

## I. Volksgeschichten und kulturhistorische Parallelen.

Zunächst also ein paar einfache kulturhistorische Parallelen, in denen sich die Höhen und Tiefen des Lebens in den Formen begegnen und nur in den Motiven auseinandergehen.

„Sokrates und der Ruppiner Tagelöhner.“ Plato schildert uns in erhebender Weise in seinem Phaedon, wie Sokrates sich auf seine Sterbestunde vorbereitet. „Es ist der Philosoph, der von der Welt scheidet in dem Gefühl, zu höheren Sphären einzugehen.“ Gelegentlich flicht Plato nun einige Züge ein, die Sokrates uns wieder „menschlich“ näher bringen, damit aber um so bedeutsamer indirekt die „ideelle Höhe“, zu der er sich emporgerungen, hervortreten lassen. So lässt er ihn, ehe er den Giftbecher trinkt, sagen, „er wolle ein Bad nehmen, damit er nicht nachher den Leichenfrauen viel Arbeit mache“[1]).

Dazu stellt sich eine Ruppiner Geschichte von der Sterbestunde eines Tagelöhners, die in ihrer naiven Form mir als eine Art Humoreske erzählt wurde, aber, abgesehen von dem verschiedenen Hintergrund und den verschiedenen Motiven, denselben Charakter hat. — Der Mann merkte,

1) *Δοκεῖ γὰρ δὴ βέλτιον εἶναι, λουσάμενον πιεῖν τὸ φάρμακον καὶ μὴ πράγματα ταῖς γυναιξὶ παρέχειν νεκρὸν λούειν.*

dass die Todesstunde nahe. Nach einem langen Leben voller Arbeit und Sorgen sah er ruhig dem allgemeinen Menschenlos entgegen. Er hatte in seinem Gefühl gleichsam „ausgelebt"! Nachdem er sich und alles bestellt, sagte er zu seiner Frau: „Mutter, jetzt geht es bald zu Ende. Nun könntest Du den Barbier holen, damit er mich noch einmal rasiert. Sieh, jetzt kostet es einen Sechser, und wenn er es nachher (bei der Leichenwäsche) thun soll, kostet es 2 gr.!"

Die Sache kommt in beiden Fällen fast auf dasselbe hinaus. Aber den Tagelöhner, welcher zeitlebens jeden Groschen umgekehrt hatte, ehe er ihn ausgab, bestimmte dem entsprechend nur dabei die Rücksicht auf die sonst erwachsenden Mehrausgaben, während Sokrates ein ethisches Gefühl, die Humanität gegen die armen Wäscherinnen, auf einen ähnlichen Gedanken brachte.

„Ich weiss nicht, wie ich es ihm beibringen soll." Die Witwe eines Tagelöhners in demselben Ort hatte früher bei einer verwitweten Majorin ebendaselbst gedient, und diese bewahrte der früheren treuen Dienerin stete Teilnahme. Oft traf sie selbige auf dem Kirchhof, wenn sie das Grab ihres Gatten dort besuchte, und sprach mit ihr dann dies oder jenes Wort, bei welcher Gelegenheit sie erfuhr, dass die Tagelöhnerwitwe stets am Grabe ihres Mannes in treuem Rapport mit dem Toten blieb, ihm alles berichtete, was zu Hause passierte, wie es mit dem kleinen Anwesen, das sie gehabt, gehe, ob das Schwein gedeihe u. dergl. m.

So ging es ein Paar Jahre.

Da traf sie einmal die Frau ganz beklommen am Grabe ihres Mannes, mit Thränen in den Augen, stehend. Als sie selbige fragte, was sie denn habe, antwortete jene: „Ja, ich weiss garnicht, wie ich es ihm (dem Toten) beibringen soll. Ich will wieder heiraten," und dabei stockte sie. Nun, sagte die Dame, das ist doch nachgerade auch nicht schlimm, er ist ja schon lange tot. „Das wäre auch richtig," meinte jene, „sie schäme sich nur zu sehr, ihm zu sagen, dass sie schon in anderen Umständen sei," und dabei brach ein Thränenstrom hervor.

Die kleinen Verhältnisse decken hier mit dem Schleier des Humors den alten Volksglauben, der meinte, im Rapport mit den Geistern der Verstorbenen bleiben zu können, und das Grab als den natürlichen Vermittlungspunkt dafür fasste. In der Sache ist es aber dasselbe, als wenn Atossa beim Aeschylos am Grabe des Darius ihm das Leid klagt, das ihr heissporniger Sohn über Persiens Volk gebracht. Die eine Scene bewegt sich nur eben in beschränktem Lebenskreise und weckt so heutzutage, wo auch der Glaube selbst geschwunden, fast mehr Humor, — voller Ernst war es der Tagelöhnerfrau aber auch, — während Atossas Auftreten auf der Höhe eines nationalen Lebens in dem welterschütternden Ringen der Griechen und Perser, zumal der Glaube damals noch das Beschwören des Schatten

des Darius und sein Erscheinenlassen dem Dichter gestattete, im vollsten Pathos der Weltgeschichte wirkt.

Wenn aber gleich heutzutage das Beschwören der Toten ein abgethaner Glaubenssatz ist, so wirkt ihr angebliches Erscheinen im Traume doch noch immer wie in der Urzeit gelegentlich auf die Überlebenden ein; Visionen, wie sie nie ganz aufhören werden.

Ich habe in den kulturhistorischen Studien aus Flinsberg vom Jahre 1877[1]) schon eine in dieser Beziehung charakteristische Geschichte mitgeteilt.

Eine Frau, deren Mann gestorben, kommt nach einigen Tagen zum Prediger und klagt ihm ihr Leid. Sie wolle nur gestehen, sagt sie, sie hätte ihren Mann in einem zerrissenen Hemde begraben, nun liesse es ihr keine Ruhe, die Nachbarn hätten es ihr gleich gesagt. Alle Nacht käme ihr Mann (im Traume) und klage ihr, er werde mit seinem zerrissenen Hemde nicht in den Himmel kommen. Ob es nicht möglich sei, ihn noch einmal auszugraben, und das zerrissene Hemde durch ein ganzes zu ersetzen.

Der Volkshumor deckt auch hier das Bild, indem er den Geistlichen, nachdem er durch Fragen herausbekommen, das Loch sei hinten im Hemde gewesen, die Frau tröstet, indem er sagt, dann könne sie ruhig sein, ihr Mann sei stets im Leben ein solcher Schlauberger gewesen, der werde sich auch schliesslich bei Petrus so an der Wand entlang drücken, dass jener das Loch nicht bemerke u. s. w. Aber abgesehen von dem humoristischen Motive und dem dadurch bedingten Charakter stellt sich die Geschichte als gleichartig zu den Scenen bei Homer, wenn des Patroklos Geist dem Achill im Traume erscheint und um baldige Bestattung bittet oder bei der Beschwörung der Toten von Seiten des Odysseus des Elpenor Schatten jenen ebendaran mahnt, weil er sonst nicht in das Reich der Seelen Eingang fände. Die letztere Geschichte bildet sogar im Charakter eine Art Übergang zwischen den beiden anderen. Das Erscheinen des Patroklos tritt mit vollem heldenmässigen Pathos ein, während des Elpenors Tod, wie der unerfahrene Mensch trunken sich auf das platte Dach legt, um auszuschlafen und, als er erwacht, noch halb im Schlaf, herunterstürzt, in ihrer ganzen Ausführung auch schon mehr nach einem etwas rohen Volkshumor schmeckt.

Auf fast allen Lebensgebieten treten solche Parallelen bezw. Kontraste, wie die gezeichneten, hervor, selbst auf politischem, nur dass der verschiedene Horizont hier doppelt stark im Kontrast der Form sich geltend macht, je nachdem der Repräsentant der Kultur mit weitem Blick oder der Vertreter des Volkstums von seinem beschränkteren Standpunkt aus

1) Prähistorisch-anthropologische Studien. Berlin 1884. S. 373 ff.

die Dinge beurteilt. So erlebte ich einmal ein charakteristisches Beispiel in der Parallele, bezw. Differenz der Ansicht des bekannten Professors und „Abgeordneten Stahl und der eines westfälischen Bauern“ über die Güte des konstitutionellen Systems.

Stahl äusserte nämlich u. A., dasselbe hätte die gute Seite, dass es gleichsam ein Ventil sei, in dem sich alle Unzufriedenheit im Volke Luft machen könne, und so die kranken Stellen im Volksleben zu Tage träten. Ähnlich fasste es ein westfälischer Bauer auf, der mich im Winter 1848/49 besuchte. Als richtiger Westfale hatte er natürlich einen Prozess, wie auch schon der erste Westfälinger nahe daran war, einen solchen mit Christus anzufangen, als dieser ihn auf Wunsch St. Peters geschaffen hatte, wie sie durch Westfalen kamen und das Land noch menschenleer und nur wilde Schweine in den Eichenwäldern fanden [1]), und Petrus Christus gebeten haben soll, das Land auch mit Menschen zu bevölkern. Da der Prozess meines Westfalen schon in der letzten Instanz beim Kammergericht schwebte, kam unser Kolon, er gehörte noch zu den alten bei Herford, die ihr Geschlecht mit Wittekind in Berührung bringen, nach Berlin und wollte durch mich einen tüchtigen Rechtsanwalt haben. „Ich brauche so einen recht „niederträchtigen“ (gewitzten), sagte er, „Waldeck oder Stieber, denn die Sache ist schwierig [2]). Natürlich konnte ich ihm weder den einen noch den anderen schaffen. Bei dieser Gelegenheit meinte er nun u. A.: „Ach mit der Nationalversammlung, die der König berufen hat, das ist dummes Zeug. Da erfährt er doch nicht, wie es im Lande aussieht. Wenn er meinem Rat folgte, dann müsste an einem bestimmten Tage überall mit Glockengeläut die ganze Gemeinde zusammenberufen werden. Und dann müsste jeder ungestraft sagen können, was ihm auf dem Herzen läge. Und das müssten dann kluge Männer zu Papier bringen, dann würde der König schon sehen, wie es im Lande aussieht und wie zu helfen“.

Stahl sprach von der Höhe politischen Lebens, der Sohn der roten Erde von dem beschränkten Standpunkt seines Kirchspiels aus. Die Idee war sonst ziemlich dieselbe, nur kleidete sie jeder von beiden nach seinem Standpunkt in verschiedene Formen. —

Es mögen nun ein paar Geschichten folgen, in denen sich entweder

---

1) Dem Petrus sollen nämlich die berühmten westfälischen Schweineschinken schon im Geiste vorgeschwebt haben, die es dort geben würde, wenn Menschen da wären, die Schweine zu züchten. Wie nun der Herr dem Petrus schliesslich zu Gefallen einen gerade am Wege liegenden Schweinekot mit dem Fusse und den Worten anstiess „Werde ein Mensch“, da, heisst es, hob sich plötzlich ein trotziger, starker Mann von der Erde und fuhr den lieben Herrn mit den Worten an: „Wat stött he mi“! Wedingen und Hartmann, Der Sagenschatz Westfalens. Minden 1884, S. 6.

2) Waldeck, bekanntlich ein geborener Münsteraner, war in Westfalen sehr populär im Bauernstande durch seine Reden auf dem Feste in Soest 1843 und seine Schrift über das bäuerliche Erbfolgerecht in Westfalen vom Jahre 1844.

eine tiefere, den ganzen Menschen erfüllende Empfindung oder die Selbständigkeit des Charakters, sowie ein treffendes Urteil selbst über den grossen Lauf der Welt in Bildern oder wenigstens konkreten Formen ausspricht. Denn in abstrakten Gedanken derartiges zu äussern liegt dem Volke, namentlich der ländlichen Bevölkerung, im ganzen fern, wie ja auch bekanntlich schon die einfachste Lebenserfahrung in diesen Kreisen gern sich in der Form des Sprichworts zum Ausdruck bringt.

„Die Heimat meiden ist schwer“. Kuhn und ich haben s. Z. auf unseren Wanderungen in Norddeutschland manchen hübschen Zug von treuer Heimatsliebe beim Landvolke auf die verschiedenste Weise zum Ausdruck kommen sehen, in eigentümlicher Form trat es vor allem aber einmal bei einem Mädchen aus Winsen an der Aller hervor, mit der wir eine ganze Strecke zusammengingen, und die uns manche hübsche Sage aus der Gegend erzählte. Zuletzt kam sie auch auf die Auswanderer zu sprechen, die damals gerade ziemlich stark aus dem benachbarten Bremen nach Amerika zogen. „Wenn die aufs Schiff steigen, sagte sie, ständen die Verwandten jammernd herum und es wäre kein Weinen mehr, sondern ein Gebrüll; dann gingen alle Glocken von den Thürmen Bremens so recht feierlich, denn es wäre doch ein gar schwerer Gang, den sie thäten, so aus „dütschen Landen“ zu scheiden[1])“.

Die Heimatsliebe umfasst beim Landvolk nicht aber nur das Gefühl des Verwachsenseins mit der Gegend, in welcher der Mensch gross geworden, sondern reflektiert ebenso auf Dialekt, Tracht, sowie die ganze Lebensweise bis auf die primitivsten Verhältnisse hinab. Der natürliche Mensch hängt eben unbewusst innerlicher mit alledem zusammen, als er es selbst ahnt, und nur besondere Umstände bringen es zum gelegentlichen Ausdruck. „Hier (in Berlin) bekommt man auch gar nichts zu sehen“, sagte jüngst zu meiner Tochter unser sonst ganz kluges Dienstmädchen in einer gewissen elegischen Stimmung, indem die Weltstadt vor ihren Augen versank und die (ostpreussische) Heimat in allem Glanz auftauchte, „Man sieht hier nichts, man hört hier nichts. Man weiss nicht, ob das Korn gesäet ist, oder ob es reif ist; ob die Kartoffeln gesteckt oder schon „gebuddelt“ werden. Drei Jahr bin ich nun schon hier und, Fräulein, auf-

---

1) Vergl. unsere Norddeutschen Sagen. Berlin 1849. Wenn die geschilderte Scenerie zunächst etwas fremdartiges hat und man sich erst voll in dieselbe gleichsam hineinleben muss, um die Tiefe des Empfindens zu ermessen, welche sich in derselben ausspricht, so ist für den modernen Geschmack das Wort „Gebrüll“ namentlich leicht anstössig. Und doch ist es gerade der korrekte, natürliche Ausdruck für das, was gemeint ist, und die Ersetzung durch einen anderen würde die Sache abschwächen. Gerade so braucht auch Sophokles an verschiedenen Stellen den entsprechenden Ausdruck *βρυχᾶσθαι* für den tiefsten Schmerz, der nur ab und zu durch ein Aufstöhnen sich bekundet; z. B. sagt er vom Ajax, indem er geradezu an den rauhen, dumpfen Ton erinnert, wie man ihn namentlich vom Stiere hört:

*ἀλλ᾽ ἀψόφητος ὀξέων κωκυμάτων*
*ὑπεστένας, ταῦρος ὣς, βρυχώμενος.*

richtig gestanden, kein Schwein habe ich noch nicht gesehen". Die Stimmung ist psychologisch erklärlich. In der mehr oder minderen Monotonie des Küchenlebens taucht die Erinnerung an den lebendigen Wechsel, den ihr einst die unmittelbare Beziehung zur Natur tagtäglich gegeben hatte, wie ein verlorenes Paradies vor ihren geistigen Augen auf.

Land und Stadt unterscheiden sich eben fast in allen Beziehungen. So erzeugt auch das Bewusstsein, auf eigenem Boden zu sitzen, und die hauptsächlichsten Lebensbedürfnisse in Nahrung und zum Teil auch in Kleidung sich allein beschaffen zu können, schon eine gewisse Selbstständigkeit in allen Schichten der ländlichen Bevölkerung, und die Erfahrung, dass der staatliche Schutz, der Natur der Verhältnisse nach, meist lange nachher, als man ihn brauchte, nachgehinkt kommt oder oft ganz ausbleibt, nährt eine dem Menschen so schon angeborene Neigung zur Selbsthülfe. Es liegt in diesen Eigenschaften die natürliche Kraft des Bauernstandes, aber auch, dass er jedem staatlichen Zwange gegenüber, zumal wenn dieser seine Gewohnheiten antastet, leicht obstinat bis zur äussersten Rücksichtslosigkeit wird[1]). Als ein kleines typisches Genrebild, dass die Grundstimmung auf dem Lande von Haus aus so in einem gewissen Gegensatze zu dem Kulturleben schon mit seinen einfachsten bureaukratisch-statistischen Formen steht, möge folgende kleine Geschichte aus dem Jahre 1879 zeigen, in der ein Mädchen den Mittelpunkt bildet.

„Resolute Ansichten". Unter dieser Überschrift berichtete die „Post" im Jahre 1879, Nr. 290, folgendes: „Unlängst erschien auf dem Bureau des Gemeindevorstehers zu Geestendorf eine dort als Dienstmagd gedingte fixe junge Dirne aus Franzenberg bei Kuxhafen, um sich zur Ortskontrolle anzumelden. Hier entspann sich nun zwischen der Fragerin und dem Beamten folgender heitere Dialog: „Wie alt sind Sie?" — „Dat weet ick nich so genau; wie Franzenberger, dat weet Se ja, fiert nie' en Geburtstag." — „Ich muss es aber wissen". — „Nu, et schall wull so an de fiefundtwintig Jahr sind". — „Welcher Religion gehören Sie denn eigentlich an?" — „Ick bün so recht dütsch wie wie alltosam in Franzenberg; wie glöwt nich an den Papst, man blot an den leiwen Herrgott und den ollen Bismarck, — denn annern Krams kennt wie nich. H'Adjüs ok!" Sprachs und empfahl sich, ohne weiter eine Miene zu verziehen."

---

Aber nicht blos im eigenen Wesen, sondern auch in der Gestaltung und Beherrschung der Lebensverhältnisse, in denen es sich bewegt, entwickelt das Volkstum, namentlich auf dem flachen Lande, sich zur vollsten

1) Tragisch schildert den ganzen Kontrast für österreichisches Bauernleben Rosegger, Jacob der letzte. Hartleben, Wien-Pesth-Leipzig 1889.

Kraft und Sicherheit, so dass ein in Kulturverhältnissen gross gewordener Mensch trotz aller theoretischen Bildung in entsprechenden Kreisen schwer mit ihm wetteifern kann, wie er auch in Arbeitskraft und Ausdauer ihm meist nicht gleichkommt. Daneben schärft aber auch die Erfahrung eines langen Lebens vielfach den Blick dem Bauer in eigentümlicher Weise zu treffender Beurteilung selbst grösserer Verhältnisse. Ein einfacher Mensch, der in kleinen Verhältnissen sicher geworden und sinniger Art ist, sieht oft selbst die Weltereignisse mit einer gewissen Objektivität an und stellt ihnen in allgemeinen Zügen eine nicht unrichtige Diagnose. Die Form entspricht freilich immer den begrenzteren Anschauungen und Verhältnissen, in denen er sich bewegt. Ein paar charakteristische Geschichten fallen mir in dieser Hinsicht ein.

„Die Nummer ist Ihre Sache“. — Es ist ein Unterschied zwischen Religion und Theologie. Das vergessen oft manche Geistliche. Daran erinnerte aber in drastisch-treffender Weise ein havelländischer Bauer bei einer Kirchenvisitation.

Als nämlich die Kirchenvisitationen in den vierziger und fünfziger Jahren in Preussen aufkamen, verhielten sich die Bauern der Mark zunächst etwas reserviert dagegen, namentlich inwiefern auch Besprechungen mit der Gemeinde stattfinden sollten, um den Bestand an Christentum in derselben zu konstatieren. Da fragte nun einmal, heisst es, im Havellande bei solcher Visitation in einem Bauerndorfe der General - Superintendent oder der ihn vertretende Geistliche im Gespräch einen Bauern, ob er das fünfte Gebot kenne. Ja, sagte der Bauer, Herr General - Superintendent, die Gebote kenne ich von Jugend auf, die Nummer aber, das ist Ihre Sache.

„Die Welt kann sich nicht selbst regieren“. Im Jahre 1848 wohnte ich in der Stralauerstrasse, wo mein Vater dem Grossen Friedrichs-Waisenhause vorstand. Die Verhältnisse liessen es mir als Pflicht erscheinen, auch bei der Bürgerwehr mit einzutreten. So stand ich denn auch einmal Ende März Nachts vor dem Kadettenhause in der Friedrichstrasse Schildwache. Damals beherrschte die Politik alle Unterhaltung, und als der Nachtwächter sich zu mir gesellte, war auch bald ein entsprechendes Gespräch im Gang, zumal es mich auch gerade in jener Zeit besonders interessierte, die Stimmungen im Volke in allen Kreisen kennen zu lernen. Der Mann war früher Soldat gewesen und hatte seine eigenen Gedanken. Dass die Regierung am 18. die Waffen gestreckt, wollte ihm gar nicht in den Kopf. „Die Leute meinen“, sagte er, „die Welt werde sich selbst fortan regieren. Ich sage Ihnen, das geht nicht. Unser einer, der so sieht, wie „sie“ des Nachts aus den Bierstuben kommen und die Strassen so entlang taumeln, der sagt: Die können sich nicht selbst regieren. Wenn der König nicht mehr regieren will, dann

werden es Andere besorgen, aber regiert wird immer werden. Das sage ich Ihnen!“

Die Anschauung des Mannes entsprach seinen täglichen Lebenserfahrungen. War sie gleich einseitig nur „nächtlich“ und bekam dadurch ebenso wie die Form einen humoristischen Anstrich, so traf sie doch in ihrer Weise prägnant den Nagel auf den Kopf und zog inmitten des allgemeinen Wirrwarrs in selbstständigem Denken ein treffendes Facit aus den Verhältnissen für die Zukunft.

Ähnliche selbständig charakteristische Äusserungen habe ich in jenen Zeiten aus der ungetrübten, praktischen Anschauung des Volkstums öfter gehört. So sagte mir einmal ein alter Fuhrherr, mit dem ich (im Anfang der sechziger Jahre) von Eberswalde aus öfter in die Grimnitz-Forst nach Hünengräbern fuhr, und der mir manche hübsche Sage erzählte, als auf das Jahr 1848 die Rede kam: „Ja, Herr Professor, dass die Welt verdreht wurde, das habe ich schon lange vor 48 gewusst. Das war, als sie anfingen Pferdefleisch zu essen. Da sagte ich zu meiner Frau: Mutter, pass auf, die Menschen werden verdreht; sie essen schon Pferdefleisch! Und 48 war es richtig, da brach es aus!“ Dem Manne, der sein Lebenlang mit Pferden zu thun gehabt und die seinigen gehegt und gepflegt hatte, erschien der Gedanke, sie schliesslich zu schlachten und zu essen, als eine an Tollheit streifende Neuerung. —

Jeder aus dem Volke, der seinen eigenen Gedanken nachgeht, urteilt eben nach dem kleinen Kreise, in dem er sich bewegt, und nach den Interessen, welche den Mittelpunkt seines Denkens ausmachen. Aus ihnen entnimmt er das Mass für die Dinge, so dass wenn der Kontrast mit den Verhältnissen zu gross ist, die Form des Urteils eben leicht in das Komische umschlägt. Wie man 1848 von einem oberschlesischen bäuerlichen Abgeordneten erzählte, dem zufällig während seiner Abwesenheit eine Kuh abgepfändet war, er habe eine Donnerepistel von Berlin in die Heimat gesandt, des Inhalts, „ein Abgeordneter sei nach der Verfassung unverletzlich, also auch sein Vieh“, so schrumpften auch bei einer Witwe, die ich in jenen Tagen sprach, die grossen, nationalen Hoffnungen zu dem Wunsche zusammen, dass, „wenn Alles besser würde, ihr Sohn auch hoffentlich bald einen anderen Vormund erhalten würde, denn der bisherige tauge nichts!“

Das sind nicht blos einzelne humoristische, sondern, wie schon angedeutet, typische Beispiele volkstümlichen Denkens. Daneben schlummern aber nationale und religiöse Empfindungen, letztere oft noch in der Form des Aberglaubens in der Seele auch der unteren Schichten in Stadt und Land, und sie bedürfen oft nur eines Anstosses, um zu hellen Flammen aufzuschlagen: ob im Sinne zu lobender Begeisterung oder in wildem, verheerendem Fanatismus, hängt von den Verhältnissen ab; es kommt zunächst nur darauf an, das Faktum zu konstatieren, dass solche elementaren

Mächte da sind, die jeden Augenblick geweckt werden können, sobald die regierenden Kreise derartiges unberücksichtigt lassen oder, wenn es zum Handeln kommt, das Heft aus der Hand verlieren. Jede Ueberlegung schwindet, und nur von seinen Gefühlen und Leidenschaften lässt sich dann das Volk leiten und ist bereit, das Tollste zu glauben und seine Gedanken sofort in entsprechendes Handeln umzusetzen.

Ich brauche nicht an die alten Zeiten zu erinnern, wo Epidemieen ganz gewöhnlich den Glauben von Vergiftung der Brunnen u. dergl. veranlassten. Das Jahr 1848 bietet uns auch neben vielen anderen Beispielen ein höchst charakteristisches von einer wild aufflackernden Volksstimmung in jener Nacht des März, wo man in Berlin den Prinzen von Preussen plötzlich mit 80 000 Russen vor dem Frankfurter Thore stehend glaubte, um der Freiheit wieder ein Ende zu machen, und man schon anfing, die Dächer abzudecken und Ziegel und Steine auf denselben anzuhäufen, um die Russen bei ihrem Einzug mit Steinwürfen aus der Höhe zu empfangen. Mögen einzelne Personen dabei ihre Hand im Spiele gehabt haben; um die Möglichkeit des Prozesses, der sich abspielte, zu begreifen, muss man auf die allgemeine Stimmung zurückgehen. Sie war eine in ihren Tiefen aufgewühlte und fieberhafte. Das Volk wusste von den Vorgängen im königlichen Schlosse nur so viel, dass der Prinz von Preussen anderer Meinung gewesen als sein königlicher Bruder. Wenn er fortgegangen, lag es dem Sinn der Leute nahe, dass er Hülfe holen, mit einem Heer vor den Thoren Berlins plötzlich wieder erscheinen würde. In fieberhafter Angst dachte man an den Kaiser Nicolaus und seine Russen, und was man fürchtete, glaubte man im Schrecken der Nacht auch schon vor sich gehen zu sehen. Ob es überhaupt so rasch möglich, daran dachte man nicht oder wagte es der aufgeregten Menge gegenüber nicht zu äussern. Die ganze Bevölkerung, Männer, Weiber und Kinder, erfasste ein toller Taumel, als gelte es, nach dem vorangegangenen, den letzten Kampf für die Freiheit zu wagen oder sich unter den Trümmern Berlins zu begraben.

Die Leidenschaften des Volkes waren eben bis zum Wahnsinn erhitzt, und nichts war da, was sie zügelte. —

Sind gleich solche grossartigen Verirrungen, wie die zuletzt geschilderte, selten und nur eben möglich, wenn alle Schranken gefallen und die Volksseele mit elementarer Gewalt sich Bahn bricht, so wird dieselbe doch überhaupt stets leicht bewegt und ist meist immer geneigt, von diesem oder jenem Gerücht, das einen Widerhall in ihrem Innern findet, sich fortreissen zu lassen. Die unteren Stände sind um so mehr dazu geneigt, als ihnen meist ruhigere Ueberlegung und Einsicht bei allen, ihrem täglichen Leben ferner liegenden Dingen mangelt, und ein ihnen eigentümliches Misstrauen sie veranlasst, Alles sofort nach der bösen Seite aufzufassen und ins Abenteuerlichste umzugestalten. Wie ihnen das Ideale im allgemeinen meist ferner liegt, sind sie überall leicht bereit, sobald ihnen etwas Fremd-

artiges aufstösst, etwas Schlimmes dabei vorauszusetzen und Tücke und Bosheit der Menschen darin zu suchen. Das Leben erscheint ihnen eben mehr in einem bösen als in einem guten Lichte. Wie oft habe ich nicht gehört, wenn auf den Glauben der Leute so die Rede kam und die Frage aufgeworfen wurde, ob es einen Teufel gäbe, dass dies gerade in folgender Form verneint wurde: „Ne! ein Mensch ist dem andern sein Teufel“.

Ein groteskes Beispiel, wie so ganze Landstriche von dem wunderlichsten Misstrauen plötzlich bei ganz unschuldigen Veranlassungen ergriffen werden können, veranlasste auch im Jahre 1875 die Berliner Anthropologische Gesellschaft, als sie eine Aufnahme der Kinder in den Schulen nach Rücksicht auf Hautfarbe, Haare und Augen bei der Regierung durchsetzte. Ich habe die Sache s. Z. in der Berl. Zeitschrift f. Ethnologie VII., S. 391 ff. (wiederabgedruckt in den Prähistorischen Studien 1884, S. 306 ff.) des Ausführlicheren behandelt. Das Ding erschien dem Volke ebenso fremdartig als bedenklich, so dass die Weigerung, die Kinder im obigen Sinne untersuchen zu lassen, in verschiedenen Gegenden zu tumultuarischen Scenen führte. Der König (oder Bismarck), hiess es u. a., habe an den Kaiser von Russland oder gar an den Sultan 10 000 oder 40 000 blauäugige und blondharige, bezw. braunäugige und schwarzhaarige Kinder, im Kartenspiel verspielt, und die sollten nun ermittelt und aufgegriffen werden. Die Lehrer begünstigten den Raub, denn sie erhielten für jedes Kind 5 Thaler Prämie[1]).

Es sind natürlich nur besondere Veranlassungen, wenn in so toller Weise die Volksstimmung sich bekundet, aber schon das Bedürfnis nach Unterhaltung und die dem Menschen angeborene Sucht nach Neuem hält überall in Stadt und Land stetig einen gewissen sog. Klatsch aufrecht. Knüpft er sich meist zunächst in kleinerem Kreise an die Familienverhältnisse der anderen Menschen, so gewinnt er sofort weitere Dimensionen, wenn er Dinge von allgemeinerem Interesse erfasst, und aus dem Klatsch

1) Noch in den letzten Tagen berichtete die Nordd. Allg. Zeitung, 1890, Nr. 433, aus Bosnien in dieser Hinsicht folgende lustige Geschichte. Nach dem „N. Pest. Journ.“ meldeten sich bei der Bezirksbehörde von Bjelina seit einigen Wochen wiederholt Bosniaken, welche sich für Baron Rothschild köpfen lassen wollten. „In der Landbevölkerung kursiert nämlich allen Ernstes“, heisst es, „das Gerücht, dass Baron Rothschild zum Tode verurteilt worden sei und einen Ersatzmann suche, der sich gegen eine Entlohnung von einer Million Gulden für ihn köpfen lassen wolle. Es haben sich unter den Bosniaken förmliche Konsortien gebildet, welche die Million gewinnen wollen, der Art, dass sie das Loos entscheiden lassen wollen, wer sich als Ersatzmann für Rothschild stellen solle. Die Übrigen wollen dann die Million unter sich teilen. Vergebens versichern die Beamten den Bauern, dass sie einem Spassvogel reingefallen seien. Die Bauern glauben noch immer an die Sache, und es melden sich noch immer Ersatzmänner.“ Das erinnert mich an ein Gerücht, welches Ende der vierziger oder Anfang der fünfziger Jahre durch Berlin ging: im Hotel de Rome unter den Linden sei eine Gräfin „mit einem Totenkopf“ abgestiegen, die einen Mann zu ihrer Million suche.

entstehen Gerüchte, welche dann leicht eine ganze Bevölkerung in allerhand Phantasiegebilde verstricken.

Wie so Gerüchte gerade in den untersten Regionen aus Stimmungen und daran sich knüpfenden Kombinationen entstehen und allmählich in immer höhere Kreise steigen, und eine ganze Bevölkerung einer Stadt schliesslich aufregen können, habe ich einmal Gelegenheit gehabt, in Neu-Ruppin recht anschaulich an einem kleinen Beispiele zu beobachten. Im Jahre 1866 gingen durch die märkischen Landstädte allerhand Gerüchte, dass die katholischen Geistlichen in dieser oder jener Nachbarstadt Partei ergriffen für Österreich und in diesem Sinne beim Gottesdienst beteten. Einer hätte sogar, hiess es in Neu-Ruppin, einen Topf (!) dabei hingeworfen, so dass er in Scherben gegangen, und den Fluch ausgesprochen, so müsse auch Preussen zerfallen!! — Unter dem Reflex dieser Stimmung wurde die katholische Generalin von R., die schon Jahre lang dort lebte, Gegenstand des Argwohns. Er knüpfte sich an die starke Korrespondenz, die sie namentlich auch mit ihrem Sohne führte, der bei der Armee in Böhmen stand. Eines Tages sagte mir ein angesehener Ruppiner Bürger, was doch für Unsinn erzählt würde. Sein Mädchen habe seiner Frau erzählt, die alte Generalin R. habe so viele Briefe empfangen und abgeschickt, fast täglich und meist an ihren Sohn, den Hauptmann. Endlich sei man dahinter gekommen, dass sie den Österreichern den ganzen preussischen Kriegsplan verraten hätten. Wie der Bediente des Hauptmanns aber einmal wieder einen Brief des Inhalts hätte forttragen sollen, hätte er es nicht länger mit ansehen können, sondern den Brief dem Prinzen Karl gebracht. Da sei Alles herausgekommen und der Hauptmann sei nach Glatz abgeführt worden. — Die Phantasie hatte den Argwohn mit allerhand Thatsachen in Verbindung gebracht und Schritt für Schritt weiter ausgesponnen, und es fehlte nur noch zum volkstümlichen Schluss, dass auch angegeben worden wäre, wie viel die Betreffenden dafür erhalten hätten. Denn wie die eigenen Interessen meist das Volk beherrschen, glaubt es auch meist nicht an ideale Hingebung, sondern ist auch stets bereit, bei Anderen nur materielle Interessen vorauszusetzen.

Soweit kam es freilich noch nicht, aber die Sache zog immer weitere Kreise. Einige Tage später meinte der oben erwähnte Herr, der es zuerst für Unsinn erklärt hatte, auch schon, es müsste doch etwas daran sein, denn Alle sprächen davon. Von den untersten Schichten war es durch die Dienstboten allmählich in die höheren gedrungen, so dass es schliesslich durch alle Stände ging. Ja, es steigerte sich zur allgemeinen Erregung, so dass der katholische Pfarrer zu mir kam, um Rat zu pflegen, ob nicht in der Sache etwas geschehen könne.

Zufällig war gerade in einer befreundeten Offizierfamilie ein Brief aus Brünn eingetroffen, in welchem erwähnt wurde, dass der Hauptmann von R. mit seiner Kompagnie so eben mit klingendem Spiel vorbeizöge.

Durch den Abdruck der betreffenden Notiz in dem „Ruppiner Tageblatt“ als einer die Einwohner voraussichtlich interessierenden Nachricht vom Kriegsschauplatz in betreff ihrer Garnison, liess sich die Sache tot machen, deren Weiterentwickelung die bösesten Folgen hätte haben können. —

In ähnlicher Weise entstehen leicht Gerüchte in kleinen und grossen Städten, indem bei lebhafter Erregung die Phantasie eines jeden, der die Sache weitererzählt, sie noch immer energischer und womöglich grausiger ausmalt. Gefühl und Phantasie beherrschen eben vollständig in solchen Augenblicken die volkstümlichen Kreise, nach der guten wie nach der bösen Seite hin, und es hängt oft vom Zufall ab, ob einer als Heros für den Augenblick erscheint oder gelyncht wird.

Davon ein kleines Beispiel. Ein Kind lief auf der Strasse einem Manne zwischen die Füsse und fiel gegen einen Stein. Wie er es aufhob, blutete es. Eine Frau, die nur das letzte Moment sah, fing an, auf die Rohheit des Mannes zu schelten, der das Kind umgestossen. Zum Unglück hatte er einen grossen Hund bei sich, und es dauerte nicht lange, so hatte sich ein Haufe Menschen versammelt, in dessen Peripherie man zu erzählen anfing, ein Mann habe einen Hund auf ein Kind gehetzt, „dass nur das Blut so herunter liefe“, so dass es nur vom Zufall abhing, ob nicht der Unschuldige einem Ausbruch der Volkswut preisgegeben wurde. Derartiges kann man oft erleben, und wenn es schon jeden vor voreiligem Urteil warnt, ist es besonders für Juristen bedeutsam, in solchem Fall die Zeugen zu wägen.

---

Im gleichmässig fortfliessenden Leben regelt allerdings Gebrauch und Sitte das Verhalten der Menschen zu einander auch in volkstümlichen Kreisen, ähnlich wie es in Kulturverhältnissen der Fall ist, nur dass dort, z. B. bei Heiraten die materiellen, praktischen Rücksichten die Formen geschaffen haben und allen Abweichungen von einem individuellen, mehr ideelleren Standpunkt aus meist um so schrofferen Widerstand entgegensetzen, als den Kreisen im allgemeinen Motive der letzten Art ferner liegen.

Daneben entwickelt sich aber in einzelnen Fällen das Gemüt und alle menschlichen Empfindungen und Tugenden in eigener und oft in der zartesten Weise. Gerade bei dem langjährigen Sagensammeln habe ich Gelegenheit gehabt, zu beobachten, welche Poesie neben aller Derbheit und Rohheit in der Volksseele schlummert und gelegentlich bei Einzelnen zum Ausdruck kommt. Nur fehlt eben meist eine gleichartige Durchbildung der Gesinnung, es ist alles mehr naturwüchsig, unmittelbar und ein Kind des Augenblicks, und so ist das Leben oft voller Kontraste. Dass der Bauer seine Frau einmal schlägt, wie Siegfried die Chriemhilde, thut der Liebe meistens noch keinen Eintrag. Es sind eben andere Lebensformen als die, welche die Kultur gezeitigt. Aber in sich hat es

auch wieder seine Grenze. Wenn das Leben über ein einmaliges Vorkommen der Sache in aller Stille gleichsam zur Tagesordnung übergeht, so würde es auch in jenen Kreisen, falls es vor Zeugen oder gar öfter geschähe, als ein Zeichen von Rohheit selbst durch die öffentliche Meinung gemissbilligt werden.

Das Volkstum hat ebenso seine eigenen Begriffe von Anstand und von dem was sich schickt. Zwei charakteristische Beispiele davon mögen hier ihre Stelle finden.

Mein Vater starb auf dem Lande, im Forsthaus Dreilinden, welches damals einer seiner Freunde, der Schiffahrtsinspektor Bensch, später der Prinz Friedrich Karl besass. Meine Mutter gab einem alten Tagelöhner, der dort arbeitete, verschiedene Kleidungsstücke des Verstorbenen. Als richtiger Bauer, der so leicht nichts verschenkt, dachte jener zuerst, er solle sie kaufen! Als ihm klar gemacht wurde, sie würden ihm geschenkt, er solle sie nur nehmen, packte er schliesslich alles zusammen und sagte: „Na dann danke ich schön fürs Erste“. Wir lachten im Stillen über die Schlussworte, aber wir erfuhren bald, was dahinter steckte. Nächsten Sonntag erschien der Mann nämlich in seinem Sonntagsrock mit einem Topf in der Hand. Auf die Frage, was er wolle, meinte er, die schönen Kleider könne er doch so nicht annehmen. Er hätte gerade Honig geerntet und brächte einen Topf davon. Es wäre zwar wenig, aber er bäte recht sehr, es ihm nicht abzuschlagen.

Das war der gesunde Stolz des Arbeiters, der sich bewusst war, wie nur die Arbeit ihren Lohn verdiene und in dem Gefühl, so immer anständig durch die Welt gekommen zu sein, nichts, namentlich von Fremden, geschenkt nehmen wollte.

Von einem fast zarten Taktgefühl zeugt eine andere Geschichte, die ich mit erlebt habe. Ein alter Heizer in einem grossem Etablissement sollte mit seiner Frau als Anerkennung langjähriger Dienste die bequeme und einträgliche Stelle eines Hausmanns erhalten. Zum Erstaunen seines Chefs lehnte er ab, indem er meinte, er und seine Frau wären dazu zu alt und blieb hartnäckig dabei. Später kam durch Zufall der eigentliche Grund heraus. Es war das Reinigen der Bureauzimmer mit der Stelle verbunden, und da hatte er dieselbe nicht angenommen, weil er, so tüchtig seine Frau sonst war, ihr nach anderen Vorkommnissen nicht zutraute, sie sicher über fremde Sachen schicken zu können. Der Mann hatte es nicht bloss seine Frau nicht entgelten lassen, dass er ihrethalben der vorteilhaften Stelle entsagen musste, er hatte es auch für anständig gehalten, lieber selbst als eigensinnig zu gelten, als durch Angabe des wahren Grundes die Ehre seiner Frau preiszugeben. Der Mann machte sonst den Eindruck eines Töffels, in dem Punkte aber war er ein Ehrenmann.

Neben solchen Zügen einer gehobenen ethischen Gesinnung treten dann wieder andere, in denen die materiellen Verhältnisse eine Denkungs-

art zeitigen, welche in schroffem Kontrast mit dem in Kulturkreisen herrschenden Empfinden steht. Es giebt so leicht Momente, in denen das Leben eines Tieres höher als das eines Menschen zu stehen scheint.

In dem erwähnten Forsthaus „Dreilinden“ hatte sich einmal eine Kuh aus dem Stalle losgerissen, war wild auf dem Hofe herumgesprungen und zuletzt in die daselbst befindliche Pfütze gefallen. Die alte Försterin, welche allein zu Hause war, hatte versucht, sie heraus zu holen, war aber beinahe selbst dabei zu Schaden gekommen. Ich kam aus der Forst und hatte schon davon im allgemeinen gehört, als mir der Knecht begegnete, der mir nun noch einmal ausführlich erzählte, wie die Kuh in den Sumpf geraten und die Försterin beinahe ihr nachgestürzt sei. Als ich meinte: „Nun, sie ist doch aber schliesslich glücklich davon gekommen“, sagte er: „Ja, sie ist schon wieder im Stall an der Kette!“ — Ihm war die Kuh eben Hauptperson bei der Sache, denn die kostete ja viel, viel Geld, die Försterin aber — nicht, die war anderweitig zu ersetzen. — Derartiges erklärt sich eben daraus, dass für den Landmann der Viehstand eine Existenzfrage ist, vor der alles Andere zunächst verschwindet. Der Naturmensch entwickelt sich eben zunächst nach den Verhältnissen und Interessen, in denen er sich bewegt, und erst Kultur und Erziehung heben ihn auf einen höheren Standpunkt.

Der unmittelbare Verkehr mit der Tierwelt, namentlich dem gezüchteten Vieh, wirkt auch in anderer Hinsicht noch in den ländlichen Kreisen auf die Menschen in besonderer Weise von Jugend auf ein, nämlich in Hinsicht auf die Art der Entwicklung des Schamgefühls. Während in Kulturkreisen die männliche wie weibliche Jugend in einer gewissen Abgeschlossenheit von allem Natürlichen in betreff der Fortpflanzung der Tiere und ihrer Geschlechter gross wird, findet auf dem Lande meist fast gerade das Umgekehrte statt. Die Kinder beobachten täglich Hühner und Tauben, hören vom Kapaun, Ochsen, Bullen, Hengst und dergleichen, kurz das ganze natürliche Leben tritt unter einer gewissen Unbefangenheit in ihren Horizont, so dass instinktmässig eine allmähliche Übertragung der damit zusammenhängenden Verhältnisse der Geschlechter auf den Menschen sich entwickelt. Wenn dann das Leben und andere Interessen oder Lehre und Erziehung sich geltend machen, so entsteht zwar im gemeinsamen, mehr öffentlichen Verkehr allmählich ein gewisses Schamgefühl, und die bedenklichen Seiten jenes Naturzustandes werden immer mehr zurückgedrängt; in der Totalität der Anschauung bleibt aber doch, zumeist bei dem fortdauernden Verkehr mit der Thierwelt, ein mehr natürlicherer Hintergrund zurück. Das Zusammenleben der Menschen in meist engen Räumen spielt auch seine Rolle dabei, so dass auch hier ein gradueller Unterschied stattfindet und nach den Verhältnissen das Schamgefühl verschiedene Formen gegenüber dem auf den Höhen des Kulturlebens annimmt.

Man darf eben nicht, das ergiebt sich für alle Zeiten, aus einzelnen natürlichen Gewohnheitsformen auf die Sittlichkeit der Menschen überhaupt einen unbedingten Schluss ziehen wollen, ebensowenig wie z. B. auf die Sauberkeit, je nachdem der Mensch ein Schnupftuch oder eine Zahnbürste gebraucht und dergleichen mehr. Alles derartige ist zunächst vom allgemeinen menschlichen Standpunkt aus als relativ zu beurteilen. Es zeugt z. B. in letzterer Beziehung event. für eine in dem einzelnen Punkte ausgebildete Sauberkeit, entscheidet aber noch nicht über die Sauberkeit des Einzelnen im ganzen. Wie Millionen von Menschen in der Wüste, in Ermangelung von Wasser, sich nicht waschen, ist auf dem Lande bei uns weder Schnupftuch noch Zahnbürste in volkstümlichen Kreisen voll eingebürgert, und dabei wird man innerhalb oder trotz der damit zusammenhängenden Lebensgewohnheiten überall auch dort daneben noch saubere von unsauberen Menschen unterscheiden können. Die Gutsbesitzer und Geistlichen in dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts bei uns waren doch auch gebildete und saubere Leute, es war aber, wenn sie Tabakraucher waren, bei ihnen eine Gewohnheit weit verbreitet, die man heute als arge Schmutzerei ansehen würde. In einer Ecke des Herrenzimmers war ein sogenanntes Pfeifenspinde angebracht. Da standen Pfeifen aufgereiht für die Gäste, und Niemand fand etwas dabei, dass ihm eine angeboten wurde, die schon durch so und so viel Münder gegangen war. Man fand eben nichts darin, und Cigarren waren noch wenig Mode.

Schamgefühl, Anstand und Sauberkeit sind eben zunächst zu allen Zeiten und zu allen Orten, wie angedeutet, relative Begriffe, welche sich nach den Verhältnissen entwickeln und in der Art, wie sie voller und idealer zur Geltung kommen, dem Leben eine vollere Weihe geben. Aber nicht die einzelnen Formen, die sie annehmen, sondern der Geist, von dem jedes Ding getragen wird, verleiht ihm erst seinen Charakter und spricht ihm das Urteil. Fallen doch auch, wenn Krankheit oder Not mit überwältigendem Zwange hereinbricht, wenn es gilt ein Menschenleben zu retten oder das eigene zu erhalten, unter Umständen momentan fast alle Formen, und die Naturnotwendigkeit tritt wieder, wie in der Urzeit, voll in ihr Recht[1]).

Die relativ volkstümliche Natürlichkeit, die sich der Dinge nicht weiter bewusst wird, stempelt den Repräsentanten derselben noch nicht als roh oder unsittlich[2]), wohl aber erscheint der als sittlich verloren, der,

1) Vergl. den Aufsatz „Von einzelnen Überresten des alten Naturzustandes im Leben der Deutschen“ vom Jahre 1882, wiederabgedruckt: Prähistorisch-anthropologische Studien, S. 121 f.

2) Ein alter Kuhhirt in Brodewin in der Uckermark, der von Kuhn in der Vorrede unserer Nordd. Sagen, XIX. in seiner rührenden Einfalt geschildert wird, und den wir öfter besuchten, erzählte uns z. B. ruhig in Gegenwart von Frau und Kinder manch stark schnackiges Märchen, so harmlos naiv, wie Homer vom Verkehr der verschiedenen Geschlechter mit einander gelegentlich berichtet, und es kam so selbstverständlich natürlich heraus, dass es keinen widrigen Anstoss gab.

höher gebildet, zu niederen Stufen des Lebens herabsinkt und sich an sie gewöhnt oder gar seine Freude daran findet. Das gehört aber nicht in das Gebiet der Völkerpsychologie, sondern in das der Moral, welche den einzelnen Menschen nach seinem Werte wägt. Die Völkerpsychologie hat es nur mit den Erscheinungen im Volksleben an sich zu thun, sie in ihrem Ursprung zu erklären und in ihrer Entwickelung zu verfolgen und zieht das Facit über den Kulturzustand eines Volkes nur danach, je nachdem es im ganzen einem idealen Charakter näher kommt oder ferner bleibt.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Zur Volkskunde Islands.

Von **Konrad Maurer.**

Mehr als andere Länder wurde die Insel Island durch ihre Entlegenheit, ihr rauhes Klima und ihren unwirtlichen Boden vor fremden Einflüssen bewahrt. Demgemäss haben sich volkstümliche Überlieferungen auf derselben ungetrübter bewahrt als in anderen, minder geschützten Gegenden; indessen geht man entschieden zu weit, wenn man das Land vielfach nur als eine Fundstätte ungemischter altnordischer Traditionen ansehen will, welche unvermehrt und unversehrt aus der grauesten Vorzeit bis in die Gegenwart herunter bewahrt geblieben wären. Auch auf Island hat vielmehr die Überlieferung nicht nur gar manche tiefgreifende Störungen erlitten, sondern es haben sie auch auswärtige Einflüsse keineswegs unberührt gelassen von neuer Zufuhr und es hat sein besonderes Interesse, diesen Einflüssen und jenen Störungen etwas genauer nachzugehen.

Am leichtesten lässt sich deren Verlauf im Bereiche der Volkssagen und des Volksaberglaubens verfolgen, und auf sie mag darum zuerst ein Blick geworfen werden. Auf die neuerdings heftig umstrittene Frage, ob und wie weit die Mythologie der Edda-Lieder christliche und altklassische Einwirkungen erlitten habe, braucht dabei nicht eingegangen zu werden, da es für die Volksüberlieferungen der späteren Zeit ziemlich gleichgültig ist, in welchem Sinne man sie beantworten zu sollen meint. Dagegen ist wohl zu beachten, in wie eigenthümlicher Weise der Übertritt des Volkes zum Christentume auf dessen geistiges Leben einwirkte. Die Verehrung der alten Götter wurde jetzt natürlich bei strenger Strafe verboten; aber die Kirche selbst war weit davon entfernt, diesen ihr Dasein

zu bestreiten, vielmehr fasste sie dieselben lediglich als teuflische Dämonen auf, und warf sie als solche mit den Elben und Zwergen, den Riesen und allen übrigen Unholden des Heidentums zusammen, wie denn im älteren isländischen Christenrechte dem Gebote, *„menn skolo trúa á einn guð ok á helga menn hans“*, sofort das andere an die Seite gestellt wird: *„ok blóta eigi heiðnar vaettir“* (Kgsbk. § 7, S. 22). Ebenso wurde jetzt der Götterdienst mit der Zauberei und allem anderen heidnischen Aberglauben zusammengeworfen, von welchem er doch vordem scharf unterschieden worden war; als *„forneskja“*, d. h. alter Brauch, wurde nun alles zusammengefasst und mit Strafe belegt, was die Kirche als Überbleibsel des Heidentums betrachtete. Dabei liess sich nun allerdings nicht ganz konsequent vorgehen. Von dem glaubenseifrigen Jón Ögmundarson z. B., dem ersten Bischofe von Hólar (1106—21), erzählt seine Lebensbeschreibung (I, cap. 12, S. 165; II, cap. 24, S. 237), dass er nicht nur allem Götzendienste und Opfertreiben, dann aller Zauberei und Hexerei strengstens entgegengetreten sei, sondern auch jeder anderen Art von Aberglauben, mochte er sich nun an die Mondphasen knüpfen oder an bestimmte Tage, und dass er nicht einmal die alten Bezeichnungen der Wochentage dulden wollte, weil sie von den Namen der Götter hergenommen waren. In der That haben sich für die alten Namen *„sunnudagr, mánadagr, Týrsdagr, Óðinsdagr, Þórsdagr, Frjádagr,“* welche in Norwegen wie in Dänemark und Schweden erhalten blieben, auf Island nach einigem Schwanken die kirchlichen Bezeichnungen *„dróttinsdagr, annarrdagr, þriðjidagr, miðvikudagr, fimtidagr“* und *„föstudagr“* eingebürgert, und bis auf den heutigen Tag in Geltung erhalten, während nur dem Samstage sein unanstössiger Name *„laugardagr“* oder *„þváttdagr“* hier wie dort belassen wurde. Aber dem gegenüber hat nicht nur die Dichtersprache auf Island wie in Norwegen auch in der christlichen Zeit unbedenklich die heidnischen „kenningar“ fortgeführt, worauf allenfalls, wie E. H. Meyer (Völuspá, S. 264—265) und A. Noreen (Nordisk Tidsskrift, 1890, S. 211) bemerkt haben, das Beispiel der christlichen Dichter Deutschlands und Frankreichs eingewirkt haben mochte, welche unbedenklich die antike Mythologie selbst in kirchlichen Dichtungen zu verwenden pflegten; sondern es ist auch in Tier- und Pflanzennamen (z. B. *Óðinshani, Friggjargras, Týrsfjóla, Baldrsbrá, Njarðarvöttr, Lokasjóðr* und dergleichen mehr) mehrfach die Erinnerung an die alte Götterwelt stehen geblieben und zumal haben sich auch zahlreiche mit *Ás-, Frey-* und *Þórr-* zusammengesetzte Personennamen bis auf die Gegenwart herab im Gebrauch erhalten. Sigurðr Hansen zählt in seinem Verzeichnisse isländischer Personennamen für das Jahr 1855 (*Skýrslur um landshagi á Íslandi*, I, S. 514—68; 1858) an Manns- und Frauennamen 129 und 90 mit *Ás-*, 6 und 7 mit *Frey-*, endlich 2047 und 1865 mit *Þórr-* zusammengesetzte auf, also zusammen 4144, auf eine Gesamtzahl von 74 603 Namen, wobei noch obendrein Namen, welche den betreffenden

Gott erst im zweiten Teile der Zusammensetzung nennen (wie etwa *Arnþór*, *Bergþór*, *Hildiþór*, *Hjörtþór*, oder *Arnþóra*, *Bergþóra*, *Bjarnþóra*, *Steinnþóra*, *Gunnþórunn*), ebenso unberücksichtigt blieben, wie die einen anderen Gott (wie z. B. *Valtýr*, *Hjalmtýr*) oder halbgöttliche Wesen (wie *Álfr*, *Álfdís*, *Álfhildr*, *Þrúðr* und dergleichen) nennenden, oder gar altheidnische Namen, welche eine christliche Deutung zuliessen (wie z. B. die sehr häufig gebrauchten Namen *Guðmundr* oder *Guðrún*). Namen also, welche man zur Bezeichnung von Tagen zu gebrauchen für sündlich hielt, liess man anstandslos bei der Taufe dem Täufling beilegen!

Auf das Verbot des heidnischen Glaubens und Treibens, dann auf die Umbildung der heidnischen Götter und Wichte in teuflische Dämonen beschränkte sich aber der Einfluss nicht, welchen die Bekehrung Islands zum Christentume auf dessen Volksüberlieferungen ausübte; vielmehr brachte die Kirche auch ihren eigenen Wunderglauben, ihre Engel und Teufel, sowie ihre Legenden mit, und ausserdem noch gar manchen jüdischen und klassischen oder halbklassischen Aberglauben, welcher sich im Verlaufe der Zeiten an ihre Lehre oder doch an die Gewohnheiten ihrer Bekenner angesetzt hatte. So entstand denn ein wirres Gemisch von Sagen, dann von abergläubischen Meinungen und Bräuchen der verschiedensten Herkunft, in welchem je nach Umständen bald das eine, bald das andere Element vorschlägt. Schon in den Quellen des 13. und 14. Jahrhunderts finden sich neben dem krassesten Heiligen- und Reliquienkultus samt den allerwärts an diesen sich anschliessenden Visionen und Wundergeschichten einerseits zwar noch Überreste ziemlich unverfälschten einheimischen Heidentumes, andererseits aber auch deutliche Spuren klassischer, und obwohl weit seltener, auch jüdischer Überlieferungen. Wie sich auf Island überhaupt ein fremder, kirchlich gelehrter Unterricht neben den einheimisch volkstümlichen stellte, so wurde eben auch der Erzählungstrieb und der Aberglaube des Volkes von beiden Seiten her gleichmässig genährt; und da gar mancherlei Fremde ins Land kamen, und umgekehrt nicht wenige Isländer als Kaufleute, Wallfahrer, Studierende oder einfach Reisende das Ausland besuchten, und zwar Deutschland, England, Frankreich und Italien nicht minder als Norwegen, Schweden oder Dänemark, so machten sich auch auf diesem Wege fremde Einflüsse der verschiedensten Art neben den einheimischen geltend. Es versteht sich von selbst, dass diese Sätze nicht bloss in Bezug auf den Aberglauben des Volkes und die mit ihm zusammenhängenden Bräuche, dann dessen Sagen gelten, sondern ganz ebensogut auch in Bezug auf alle anderen Seiten des Volkslebens. Wir wissen z. B. von alten Volksliedern auf Island, welche insbesondere zum Tanz gesungen wurden. Schon Bischof Jón Ögmundarson eiferte gegen das Singen von Liebesliedern und gegen jene Wechselgesänge, wie sie unter der Bezeichnung „*Stev*“ noch heutigen Tages in Norwegen üblich sind, wobei freilich sofort bemerkt wird (ang. O., I, cap. 13, S. 165; II, cap. 24,

S. 237), dass ihm deren völlige Beseitigung nicht gelungen sei. In der Sturlúnga ist uns ein Stück eines *„Grýlukvaeði“* (VII, cap. 44, S. 246) und sind uns überdies mehrfache Bruchstücke von Tanzliedern erhalten (VII, cap. 44, S. 249 und cap. 329, S. 264), deren zweites ausdrücklich als solches bezeichnet wird, während das erste durch seine satirischen Beziehungen auf gleichzeitige Begebenheiten seinen durchaus nationalen Charakter deutlich zu erkennen giebt. Auch sonst wird in dieser Quelle öfter des Dichtens satirischer Tanzlieder gedacht (VII, cap. 44, S. 245; cap. 202, S. 68) und wird des Tanzens unter den bei festlichen Gelegenheiten üblichen Unterhaltungen nicht selten erwähnt (II, cap. 10, S. 19; VII, cap. 81, S. 293; vgl. die Guðmundar bps s., cap. 97, S. 549; ferner Sturl. VII, cap. 314, S. 245, und die Árna bps. s., cap. 2, S. 680); selbst ein Priester mag sich am Tanze allenfalls beteiligen (Sturl. VII, cap. 295, S. 225). Aber doch bemerkt Jón Þorkelsson (Om Digtningen på Island i det 15 og 16. Århundrede, S. 116 und 182 ff.; 1888), dass die überwiegende Mehrzahl der isländischen Volkslieder aus der Fremde eingewandert sei und ein Blick auf die von Jón Sigurðsson und Svend Grundtvig gesammelten *„Íslenzk fornkvaeði“* (1854—85) bestätigt seine Angabe. Gar manche auf Island verschwundene Volkslieder, norwegischen und dänischen nicht nur, sondern selbst isländischen Ursprungs, haben sich noch auf den Färöern erhalten (vgl. V. A. Hammershaimb, Färöiske Kväder; 1851—55), wo die Wendung des Geschmackes auf ausländische Ritterromantik sich weniger durchgreifend geltend machte. Auch die den Volksliedern nahestehenden „Rímur“, welche seit der Mitte des 14. Jahrhunderts aufkamen, behandeln ebensowohl ausländische als inländische Stoffe und ist dies um so weniger zu verwundern, als ja auch in der Prosa des 13. und 14. Jahrhunderts bereits Übersetzungen der Ritterromane und Sagenstoffe Deutschlands, Frankreichs und Englands eine Rolle zu spielen begonnen hatten. In gleicher Weise brachte Bischof Jón Haldórsson von Skálholt (1322 bis 1339), ein geborener Norweger, welcher zu Paris und Bologna studiert hatte, neben der Clarussage auch eine Reihe kleinerer Erzählungen nach Island, welche nach seinem Tode von isländischen Männern gesammelt und aufgezeichnet wurden. Über den Mann sowohl als die auf seine Erzählungen gebauten Sammlungen hat H. Gering in seiner Ausgabe dieser letzteren erschöpfenden Bericht gegeben (Íslenzk æfentýri, II, S. VI bis XXV) und dabei auch die für jene Erzählungen benützten schriftlichen Quellen, soweit möglich, nachgewiesen.

Bezüglich anderer Seiten der Volkszustände wird man wohl einen ähnlichen Verlauf der Dinge annehmen dürfen, wenn man denselben auch teils wegen des Mangels an Quellen, teils wenigstens wegen des Mangels an Zusammenstellungen des quellenmässigen Materiales nicht ebenso leicht nachweisen kann. In einzelnen Beziehungen freilich, wie zumal bezüglich der Einrichtung der Wohnungen und der Kleidung, dann auch bezüglich

der Ernährung, mag die eigentümliche Lage und Bodenbeschaffenheit der Insel den ausländischen Einflüssen kräftigeren Widerstand entgegengesetzt haben, wenigstens was das Leben des gemeinen Mannes betrifft.

Unter dem doppelten Drucke einer ausländischen Regierung und einer vom nationalen Leben sich mehr und mehr abkehrenden Hierarchie erschlaffte das geistige Leben auf der Insel bereits im 14. Jahrhundert sehr fühlbar; am Anfange des 15. Jahrhunderts aber suchte der schwarze Tod (*svarti dauði*) das Land heim, welchem ein Drittel seiner Bevölkerung, und zumal auch ein sehr erheblicher Teil seiner Geistlichkeit erlag, und von hier aus ergab sich wieder eine zwiefache Folge für die Überlieferung. Einerseits nämlich bot die grässliche Seuche und die durch sie bedingte Verödung ganzer Landstriche der Volkssage neuen Stoff; andererseits aber vollendete die geistige Lähmung, welche die verheerende Landplage mit sich führte, jene Unterbrechung der geschichtlichen Tradition, welche früher schon begonnen hatte. Gleichzeitig nahm der englische und etwas später der hansische Handel auf der Insel überhand, wogegen der Verkehr mit Dänemark und Norwegen, welche Länder bereits um ein halbes Jahrhundert früher von der schrecklichen Krankheit heimgesucht worden waren, in entsprechendem Masse zurückging. Um ein Jahrhundert später kam die Reformation. Anfangs durch einige wenige, in Deutschland innerlich bekehrte Männer, wie z. B. den trefflichen Lögmann Oddr Gottskálksson († 1556) vertreten, bald aber durch die dänische Regierung aus politischen und zumal aus fiskalischen Gründen gewaltsam durchgeführt, wirkte sie zunächst nur zerstörend auf die alten Überlieferungen ein. Wie früher die heidnischen Götter zu Dämonen und deren Verehrung zu abergläubischem Treiben und Zauberwerk herabgedrückt worden waren, so mussten jetzt die katholischen Segnungen und Gebete sich die gleiche Wandelung gefallen lassen, und wiederum erschien die ganze Vorzeit den Trägern des neuen Geistes als eine schlechthin verwerfliche und zu bekämpfende. Nachdem aber der evangelische Glaube erst einigermassen befestigt war, traten sofort auch die Früchte der frischeren Bewegung, in welche er die Geister versetzt hatte, und des häufigeren Verkehres mit dem Auslande zu Tage, welcher durch ihn, wie zuvor schon durch den Handel, angebahnt worden war. Ein Deutscher, Namens Gories Peerse, hatte im Jahre 1561 ein Gedicht *„Van Island"* in Hamburg drucken lassen, welches W. Seelmann von sehr dankenswerten Anmerkungen begleitet neuerdings herausgegeben hat (Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Jahrgang 1883). Wiederholt aufgelegt, scheint dasselbe auf der Insel grossen Ärger erregt zu haben, und Bischof Guđbrandr Þorláksson von Hólar († 1627) veranlasste infolgedessen einen jungen Geistlichen seiner Diöcese, Arngrímur Jónsson, zur Abfassung einer Gegenschrift, welche, auf verlässige einheimische Quellen gestützt, dem Auslande richtigere Begriffe von dem Lande und Volke bei-

bringen sollte. So entstand der *„Brevis commentarius de Islandia“* (Kopenhagen, 1593), welchem Arngrímr dann später noch seine *„Crymogaea“* (Hamburg, 1609 und öfter), sein *„Specimen Islandiae historicum, et magna ex parte chorographicum“* (Amsterdam 1643), und eine Reihe anderer auf die Geschichte und Geographie seines Landes bezüglicher Schriften folgen liess. Dadurch wurde die Aufmerksamkeit des Auslandes auf die merkwürdige Insel und deren Geschichte gezogen, zugleich aber auch der Blick des Volkes selbst wieder auf seine eigene Vorzeit zurückgewandt. Da überdiess gleichzeitig auch in Schweden und in Dänemark durch Männer wie Johannes Buräus (1568—1652) und Johannes Messenius (1579 bis 1637), dann Ole Worm (1588—1654) und Stephan Stephanius (1599 - 1650) die einheimischen Altertümer in Angriff genommen wurden, wobei man der sprachlichen Beihilfe der Isländer nicht zu entraten vermochte, kam nun sofort mit einem Male das Studium der bisher nahezu völlig vergessenen alten Quellen in lebhaften Gang. Als Begründer desselben mögen, neben dem bereits erwähnten Arngrímr lærđi († 1648), etwa Magnús Ólafsson zu Laufás († 1636), der Bauer Björn Jónsson zu Skarđsá († 1665) und Bischof Brynjólfr Sveinsson von Skálholt († 1675) genannt werden, während dessen festere wissenschaftliche Begründung vorab dem Geschichtsforscher Þormóđr Torfason (Torfæus, † 1719), dem Lögmann Páll Vídalín († 1727) und dem Professor Árni Magnússon († 1730) zu verdanken ist. Auf die Volksüberlieferungen der Insel aber übte diese isländische Renaissance einen recht eigentümlichen Einfluss aus.

Ursprünglich von gelehrten Männern ausgegangen, wurde die Beschäftigung mit der eigenen Vorzeit doch bald auch in weiteren Kreisen heimisch, was durch das Fortleben der alten Sprache auf der Insel ermöglicht war. In zahlreichen Abschriften, seit dem Ende des 17. Jahrhunderts teilweise auch schon in Drucken, verbreiteten sich die sozusagen neu entdeckten alten Schriftwerke. Halb oder ganz erloschene Erinnerungen wurden durch sie wieder aufgefrischt, und gingen nun, richtig oder unrichtig verstanden, neuerdings wieder in den Volksmund über. Nachdenksame Männer suchten die Berichte der schriftlichen Quellen soweit möglich zu lokalisieren, mit erhaltenen Überresten von Baulichkeiten, oder was man dafür hielt, in Verbindung zu bringen und mit allenfalls umlaufenden Lokalsagen auszugleichen; ihre mehr oder minder begründeten Vermutungen aber wurden dann ebenfalls wieder vielfach vom Volke gläubig weitergetragen und erweiterten sich noch durch Zuthaten der fortwährend schöpferischen Phantasie. Neue Sagen bildeten sich auf diesem Wege, deren gelehrten Ursprung in vergleichsweise neuer Zeit man nicht immer auf den ersten Blick zu erkennen vermag. Ich habe mich aber über diese Renaissancesagen und deren Verhältnis zu den Sagen echt volksmässigen Ursprunges schon anderwärts ausgesprochen (Germania IX, S. 233—38),

und will das dort Gesagte hier nicht wiederholen. Neben diesen mehr oder minder der Lecture der älteren einheimischen Quellen entsprungenen Sagen brachte aber der Verkehr mit dem Auslande gleichzeitig auch noch mancherlei fremdes Wissen ins Land. Hatte man schon im 13. und 14. Jahrhundert, wovon die Hauksbók Zeugnis giebt, aus Isidor und Augustinus, dem Adamsbuch, Plinius, einem Algorismus, Cisio Janus und dergleichen sich allerhand Weisheit zusammengeschrieben, so treten jetzt Übersetzungen oder Bearbeitungen deutscher oder lateinischer Werke über Physiognomik und Chiromantie, astrologischer Schriften, deutscher Aderlassbüchlein und anderer medizinischer Volksbücher, Auszüge aus den Schriften des Albertus Magnus über Steine und Pflanzen und dergleichen auf, wofür ich anderwärts bereits Belege zusammengestellt habe (Germania VII, S. 248—49). Auch manche Zauberformeln, wie z. B. der *Sator arepo*, wurden aus der Fremde aufgenommen, und nicht minder scheinen die Hexenprozesse, welche auf Island bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts herab ganz in der anderwärts üblichen Gestalt vorkommen, auf fremden Einfluss zurückgeführt werden müssen, da die Klagen wegen Zauberei in den älteren isländischen und norwegischen Christenrechten noch einen ganz anderen Charakter zeigen. Indessen gesteht nicht nur in Norwegen schon im Jahre 1325 ein Weib ein: *„quod divine protectioni abrenunciavit et se dyabolo commendavit“* (Diplom. norv. IX, no. 93, S. 113), sondern auch auf Island wurde schon im Jahre 1343 eine Klosterfrau von Kirkjubær verbrannt, weil sie sich durch schriftlichen Vertrag dem Teufel übergeben und sich überdies an einer geweihten Hostie gröblich vergangen hatte (Flateyjar Annáll, S. 402, ed. G. Storm); und in Grönland erlitt im Jahre 1407 ein Mann den Feuertod, weil er *„med svartakonstrum“* eine Frau zum Ehebruch verleitet hatte, welche hinterher geisteskrank wurde und starb (Lögmanns annáll, S. 288—89 und 296), sodass also derartige Verfolgungen keineswegs erst seit der Reformation im Norden aufkamen.

Wiederum sind manche Sagen auch in der späteren Zeit von Deutschland aus nach Island hinübergewandert. Von der Sage vom ewigen Juden habe ich dies bereits früher nachgewiesen (Germania IX, S. 231—32); aber auch eine über den Ursprung der „huldumenn“ umlaufende Sage weist deutlich auf einen von Hans Sachs gedichteten Schwank (Bibliothek des litterarischen Vereins, Bd. 125, S. 354—60) oder die ihm zu Grunde liegende Quelle zurück (vergl. J. Grimm in der Zeitschrift für deutsches Altertum, II, S. 257—67; Kleinere Schriften, VII, S. 106—14), wenn auch deren nächste Quelle eine dänische sein mochte (vergl. Thiele, Danmarks Folkesagn, II, S. 175—76; 1843); und eine Erzählung von Christus und dem Regenpfeifer (*lóa*) hat ihr Vorbild in Bruder Philipps Marienleben, (V. 4110—175 ed. Rückert, S. 112—14).

Ausser der älteren Überlieferung, neubelebten Erinnerungen aus der besseren Vorzeit und fremder Zufuhr bot übrigens, wie zum Teil

bereits angedeutet, auch die spätere Geschichte der Insel manchen Stoff zu neuer Sagenbildung. Schwere Seuchen oder Missjahre, vulkanische Ausbrüche und Überschwemmungen, mancherlei sonstige ausserordentliche Unglücksfälle, unter besonderen Umständen begangene Todschläge oder Räubereien, hervorragende Thaten oder Leiden einzelner Menschen hafteten in der Erinnerung und gewannen, von Mund zu Mund weiter erzählt, nach und nach sagenmässige Gestalt. Vielfach knüpfen sich dabei ältere Sagenzüge hinterher an jüngere Persönlichkeiten, und zumal Zaubersagen schliessen sich mit besonderer Vorliebe an einzelne bekanntere Persönlichkeiten weltlichen und vorab geistlichen Standes an. Neben Sæmundr fróđi († 1133), von welchem schon die jüngere Jóns biskups saga, cap. 15—16, S. 227–29, einige Zauberstückchen berichtet hatte, und von welchem durch Árni Magnússon gesammelte Aufzeichnungen gar viel zu erzählen wissen, dann Bischof Gottskálkr hinn grimmi von Hólar (1498–1502) spielen zumal sira Hálfdan Narfason zu Fell í Slèttuhlíđ († 1598 ?) und sira Eiríkr Magnússon zu Vogsósar (1677—1716), dann auch der berühmte Psalmendichter sira Hallgrímr Pètrsson († 1674), ja noch sira Sæmundr Hólm zu Helgafell († 1821) als Zauberer eine Rolle, unter Leuten weltlichen Standes aber, neben Ólafr tóni († 1393), der Lögmann Páll Vídalín und mancher andere. Mit dem Wechsel der Zeiten ändert sich dabei wohl auch der Charakter der Sagen, indem in Zeiten dumpfen Aberglaubens und tiefer geistiger Finsternis die Gespenster- und Zaubersagen vorherrschen, wogegen in lichteren und milderen Zeiten mehr die freundlicheren Elbensagen und die Schwänke hervortreten. Zeitenweise suchte freilich die evangelische Kirche, durch mancherlei Missbräuche erschreckt, den alten Überlieferungen und jedem fröhlicheren Treiben des Volkes entgegenzutreten, und als unter K. Christian VI. von Dänemark (1730–46) ein trübseliger Pietismus zur Herrschaft gelangte, wurde sogar mit königlichen Verordnungen gegen das Lesen von Sagen, die Beschäftigung mit unnützen Gedichten und Reimen, gegen unnütze Spiele und alles, was man für Aberglauben hielt, zu Felde gezogen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurden solche Überlieferungen auch wohl von platt rationalistischem Standpunkte aus angegriffen, während die *„rimur“* wenigstens auch noch um einige Jahrzehnte später von ästhetischer Seite her ernstliche Anfechtungen zu erleiden hatten (vergl. Jón Þorkelsson, ang. O., S. 125 bis 131). Aber trotz aller dieser Angriffe hielt und hält das Volk im ganzen an seinen Traditionen fest, und bildet sie nach wie vor weiter. Man liest auf Island nach wie vor die alten Sagenwerke und erzählt sich mancherlei Geschichten. Man singt und recitiert noch die alten Lieder und Reime, und dichtet neue hinzu. Man gebraucht noch, wie bei uns, mancherlei Besprechungen und geheime Mittel, und glaubt noch an allerlei Spuk und Vorzeichen; habe ich doch selbst noch auf Island Leute gekannt, die bei den Elben im Berg gewesen sein sollten (darunter einen

Polizeidiener in Reykjavík!), oder an deren Person und Geschlecht sich Folgegeister knüpften. Gewisse Festlichkeiten und Spiele freilich, bei denen es nicht immer unbedenklich zuging, kamen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ausser Gebrauch, wie denn z. B. die Jörvagleđi im Haukadale schon im Jahre 1695 durch Björn Jónsson als Verwalter der Dalasýsla, und dann nochmals im Jahre 1708 durch Jón Magnússon, den Bruder Árni's, verboten worden war (Jón Espolín, Íslands árbækur, VII, cap. 30, S. 48—9, und cap. 81, S. 117). Aber an Spielen minder bedenklicher Art fehlt es darum doch auch heutigen Tages noch keineswegs auf der Insel, wie ich hierauf schon früher gelegentlich aufmerksam gemacht habe (Germania XIV, S. 105–10).

Kurz nachdem durch Arngrímr lærđi der Anstoss gegeben worden war, mit den Zuständen des eigenen Landes in der Vergangenheit und Gegenwart sich zu beschäftigen, begannen auch bereits einzelne Männer die isländische Volkskunde in Angriff zu nehmen und Sammlungen innerhalb ihres Bereiches zu veranstalten. Bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts reichen derartige Versuche hinauf. Mit unsicherer Hand herumtastend, mischen sie zunächst in ziemlich verworrener Weise Altes und Neues, Fremdes und Einheimisches, auch wohl Überliefertes und willkürlich Erfundenes; erst mit dem Anfange dieses Jahrhunderts kommt einige wissenschaftliche Klarheit und damit eine gewisse Methode und einiger Zusammenhang in derartige Bestrebungen, — erst seit dieser Zeit beginnt man sodann auch mit Veröffentlichungen hervorzutreten, welche den gesammelten Stoff allgemein zugänglich machen. Es sind aber zunächst ein paar gelehrte Gesellschaften, welchen diese Wendung zum Besseren zu verdanken ist. In Dänemark war schon durch ein Rescript vom 22. Mai 1807 eine Kommission für die Erhaltung von Alterthümern errichtet worden, und diese erliess am 5. April 1817 an sämtliche Pröpste und Pfarrer, sowie auch an einzelne Gelehrte und weltliche Beamte auf Island ein Zirkular (Lovsamling for Island, VII, S. 658—61), welches dieselben zur Berichterstattung über alle einschlägigen Vorkommnisse aufforderte. Unter den ins Auge zu fassenden Punkten nennt aber ein beigefügtes Verzeichnis unter anderem auch mündliche Erzählungen des Volks über Leute aus der Vorzeit (soweit sie nicht bereits in den geschriebenen Sagenwerken enthalten seien), über merkwürdige Örtlichkeiten, alten Glauben oder Aberglauben, besondere Ereignisse u. dergl., zumal soweit sie sich auf Altertümer beziehen. Diese Aufforderung scheint indessen keinen erheblichen Erfolg erreicht zu haben. Ein paar Jahrzehnte später that die im Jahre 1816 gestiftete isländische gelehrte Gesellschaft (Hiđ íslenzka bókmentafèlag) einen ähnlichen Schritt. Sie erliess am 30. April 1839 ein Rundschreiben an sämtliche Pfarrer des Landes (Hiđ íslenzka bókmentafèlag, S. 71—78, 1867) mit der Aufforderung, Beschreibungen ihrer Pfarreien einzuschicken. Unter den 70 Fragen, welche bei dieser

Gelegenheit gestellt wurden, beziehen sich aber einzelne auch auf die Volkssagen und alten Lieder, dann auf die Leibesübungen, die Musik und die sonstigen Unterhaltungen, endlich auf die Volksmedicin (Nr. 56 bis 58, 66 und 69). Eine Reihe von Beschreibungen einzelner Pfarreien lief daraufhin ein, deren manche auch hierher Gehöriges enthalten, und einen ähnlichen Erfolg erzielte auch ein gleichzeitig an die Sysselmänner erlassener Aufruf entsprechenden Inhaltes (a. a. O. S. 78—80). Endlich erliess auch die im Jahre 1825 gestiftete Gesellschaft für nordische Altertumskunde auf Grund eines von Prof. G. Stephens gestellten Antrages am 28. April 1846 einen ähnlichen Aufruf an die Isländer (Antiquarisk Tidsskrift, 1843—45, S. I—VIII), welcher in sehr eingehender Weise um die Sammlung und Einsendung alter Volks- und Kinderlieder, Sagen, Aberglauben, Angaben über Spiele und Tänze, Rätsel, Sprichwörter u. dergl. ersuchte. Sehr ausgiebigen Erfolg hatte auch dieser Aufruf nicht; indessen liefen auf Grund desselben immerhin beachtenswerte Mitteilungen von Liedern, Volkssagen und Angaben über Spiele ein.

Inzwischen war aber auch mit der Veröffentlichung einzelner Sammlungen begonnen worden, und zwar waren es die isländischen Sprichwörter, welche dabei zuerst in Angriff genommen worden waren. Schon von ältester Zeit her spielen diese auf der Insel eine bedeutsame Rolle; Hávamál ist gutenteils aus solchen zusammengesetzt; eine Anzahl von solchen hat Snorri Sturluson in seinem Háttatal unter der Bezeichnung „ordskviðuháttr“ vereinigt (Snorra-Edda, I. S. 636 ed. Arnam.), und eine grössere Anzahl das von Th. Möbius nach einer Handschrift des 14. Jahrhunderts herausgegebene Málsháttakvæði, während aus den Sögur Guðbrandr Vigfússon in seinem Icelandic Prose Reader, S. 259—64 (vergl. S. 432—33), eine Zusammenstellung gegeben hat. In späteren Zeiten soll bereits Björn von Skardsá einen „Ordskviðaklasi“ gedichtet haben (vergl. Jón Þorkelsson im Tímarit, VIII, S. 65) und ebenso Jón Hálfdanarson, dann Skúli Þorbergsson einen „Klasbarði“, welcher über 600 Sprichwörter enthalten haben soll, während prosaische Sammlungen von Hannes Þorleifsson († 1682), Guðmundr Ólafsson († 1695), sira Eyjólfr Jónsson zu Vellir († 1745), Ólafr Gunnlaugsson, dem Vater des Vicelögmanns Eggert, Jón Ólafsson von Grunnavík († 1779), Rector Hálfdan Einarsson († 1785) u. A. zustande gebracht worden sein sollen. Auf Grund der wichtigeren unter diesen Vorarbeiten, welche, soweit noch vorhanden, sämtlich ungedruckt sind, brachte nun sira Guðmundr Jónsson, Pfarrer zu Staðastaðr († 1836), eine umfangreiche Sammlung zusammen, welche unter dem Titel „Safn af íslenzkum orðskviðum, fornmælum, heilræðum, snilliyrðum, sannmaelum og málsgreinum“ im Jahre 1830 von der isländischen gelehrten Gesellschaft herausgegeben wurde. Die Sammlung ist zwar sehr reich, aber sie enthält neben echt isländischen Stücken auch gar manche ausländische oder neuerdings

erfundene, welche auf der Insel nie in den Volksmund übergegangen sind; sie enthält ferner, wie auch ihr Titel andeutet, nicht nur Sprichwörter, sondern auch blosse Lebensregeln, Sentenzen u. dergl., deren volkstümlicher Charakter vollends anfechtbar ist. Etwas später gab der hochverdiente Oberlehrer der gelehrten Schule in Reykjavík, Dr. Hallgrímr Schèving († 1861), unter dem Titel „Íslendskir málshættir“ in zwei Programmen dieser Schule (1843 und 1847) eine Reihe weit sorgsamer ausgewählter und behandelter Sprichwörter heraus, welche zum Teil auch mit Nachweisen ihres Vorkommens versehen sind. Eine Besprechung beider Werke im Fjölnir, VII, S. 100—103 (1844), bringt noch einige Nachträge aus älteren Quellen; in den von dem Samfund til Udgivelse af gammel nordisk Litteratur herausgegebenen „Småstykker“, Nr. 7, hat ferner Kr. Kålund eine isländische Sprichwörter-Sammlung aus dem 15. Jahrhundert herausgegeben (S. 131—84, 1886), und Eiríkr Magnusson hat zu dieser Sammlung wie zum Málsháttakvæđi weitere Bemerkungen geliefert (Aarböger for nordisk Oldkyndighed og Historie, 1888, S. 323—48).

An zweiter Stelle wurden die Volkssagen, Märchen und Schwänke samt dem an sie sich anschliessenden Aberglauben in Angriff genommen. Die ältere isländische Litteratur enthält zwar in grosser Zahl Belege für das Vorkommen ganz ähnlicher Sagen, wie sie heute noch im Volksmunde umlaufen, und manche von diesen streifen auch wohl hart an die Grenze des Schwanks. Dass auch Märchen bereits in jener frühen Vorzeit umliefen, beweist die Erwähnung der „stjupmæđra sögur er hiarđar sveinar segia“ in der Vorrede zur Lebensbeschreibung K. Ólaf Tryggvason's, welche der Mönch Oddr Snorrason verfasste (S. 1, ed. Munch), die Bezugnahme der Sverris s. cap. 7 (FMS. VIII. S. 18) auf alte Sagen, welche davon erzählen, „er konúngabörn urđu fyrir stjúpmæđra sköpum“, und die Erzählung von dem durch „stjúpmóđur sköp“ verzauberten Weibe, welche nur ein König erlösen konnte, in der Hrólfs s. kraka, cap. 15 (FAS., I, S. 31). Belege endlich für die verschiedensten Arten des Aberglaubens bieten die älteren Quellen in Hülle und Fülle; aber an eine Zusammenstellung derartiger Dinge scheint vor der Reformation niemand gedacht zu haben, ausser etwa soweit es sich um aus der Fremde bezogene Erzählungen handelte, von denen die oben schon erwähnte, Jón Haldórssons Namen tragende Sammlung und manche von Konráđ Gíslason in seinem „Fire og fyrretyve Pröver“ (Kopenhagen, 1860) mitgeteilte Stücke als Beispiele genannt werden mögen. Dagegen hat schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts Jón Guđmundsson († 1650), welcher bald als „lærđi“, bald als „málari“ bezeichnet wurde, manches hierher Gehörige zusammengetragen. Im Besitze sehr ausgebreiteten, wenn auch oberflächlichen Wissens, aber voller Aberglaubens und zugleich selber der Zauberei verdächtigt, berichtet er nicht nur in verschiedenen seiner Gedichte von allerlei Spuk und Zauberkünsten, mit welchen er zu kämpfen hatte, sondern er

giebt auch in mehrfachen Schriften Bescheid über die Elben und Wassergeister, über verborgene Thäler auf Island und deren Bewohner, über wunderbare Steine, Pflanzen und Tiere, wobei mancherlei Sagen als Belege beigebracht werden, und er hat überdies die „Krukksspá“ gedichtet, welche eine Reihe von Weissagungen über Island giebt und welche, vielfach vermehrt und verändert, noch bis auf den heutigen Tag herab auf der Insel umläuft. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts schrieb ein sonst nicht bekannter Mann, Ólafr gamli, über die Runenkunst, und erzählt in diesem Werke eine Reihe von Sagen über verschiedene zauberkundige Männer, sowie mancherlei anderes über verschiedene Zauberkünste. Auch Árni Magnússon hat, so sehr er die Volkssagen als geschichtlich nicht begründetes Geschwätz verachtete, doch manches hierher Gehörige gesammelt, wie z. B. Zaubersagen über Sæmundr fróđi, ältere Märchen und dergleichen mehr. Ebenso hat Jón Ólafsson von Grunnavík (1705 bis 1779) mancherlei zusammengebracht. In seiner Jugend hatte dieser vielschreibende Mann bei Páll Vídalín und dann bei Árni Magnússon gelebt, und schon bei ihnen mancherlei volkstümliches Wissen aufgelesen. Selbst in hohem Grade abergläubisch, erzählte er freilich aus Furcht, sich lächerlich zu machen, vieles von dem, was er hörte und glaubte, nicht oder doch nur andeutungsweise; aber doch enthält seine „*Runologia*“ Einiges über Runenzauber und seine Lebensbeschreibung Páll Vídalín's mancherlei über die dem Lögmanne zugeschriebenen oder gegen ihn gerichteten Zauberkünste, während sein weitschichtiges Wörterbuch vollends eine Fundgrube der mannichfaltigsten Notizen ist. Etwas später noch sammelte Eiríkr Laxdal Eiríksson († 1816) isländische Volkssagen und vereinigte sie zu einem grossen Ganzen, welches er „*Ólandssaga*“ nannte; aber freilich ist dabei schwer auszuscheiden, was in dieser echte Überlieferung und was eigene Zuthat des Sammlers ist. In des Sysselmannes Jón Espolín († 1836) isländischen Jahrbüchern (Kopenhagen, 1821—55) findet sich eine Menge hierher gehörigen Stoffes um so unverfälschter vorgetragen, als der Verfasser selbst an die unglaublichsten Dinge glaubte; als Sammlung von volkstümlichen Überlieferungen kann indessen sein Werk natürlich nicht betrachtet werden. Im ganzen war selbstverständlich weder die pietistische Periode um die Mitte, noch die Aufklärungszeit am Schlusse des vorigen und am Beginne des gegenwärtigen Jahrhunderts der Beschäftigung mit den Volkssagen günstig. Erst nachdem bei uns in Deutschland die Brüder Grimm mit ihren „Kinder- und Hausmärchen“ (1812—15) und mit ihren „Deutschen Sagen“ (1816 bis 1818) die Aufmerkamkeit auf diese gelenkt, als ferner in Dänemark J. M. Thiele seine „Danske Folkesagn“ (1818—23) und in Norwegen P. Chr. Asbjörnsen und J. Moe ihre köstlichen „Norske Folkeäventyr“ (1845) veröffentlicht hatten, fing man auch auf Island an ernstlicher in dieser Richtung vorzugehen.

Zwei junge Leute, Magnús Grímsson, damals Schüler der gelehrten Schule zu Bessastaðir, und Jón Árnason, welcher diese zwei Jahre zuvor absolviert hatte, aber damals noch im Hause des Lehrers und späteren Rektors dieser Schule, Dr. Sveinbjörn Egilsson, lebte, begannen im Jahre 1845, angeregt durch das Lesen der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen, Märchen, Volkssagen und andere volkstümliche Überlieferungen ihrer Heimat zu sammeln. Schon im Jahre 1852 erschien als Probe dieser ihrer Sammlungen in Reykjavík ein kleines Bändchen unter dem Titel „Íslenzk æfintýri“, welches einige Volkssagen, Volkslieder und Schwänke enthielt; an der Schwierigkeit aber, einen Verleger für ein umfangreicheres Werk zu finden, scheiterte zunächst die Absicht, mit der Veröffentlichung des Gesammelten fortzufahren, und damit erlahmte auch einigermassen der Eifer der beiden Sammler. Als ich aber im Sommer des Jahres 1858 Island bereiste, lernte ich Jón als damaligen Vorstand der Landesbibliothek und Sekretär des Bischofs, sira Magnús dagegen als Pfarrer zu Mosfell in der Mosfellssveit kennen und da ich mich damals selber bemühte, eine kleine Sammlung isländischer Volkssagen zusammenzubringen, traten wir uns rasch näher und diese Annäherung war uns beiderseits von erheblichem Vorteil. Mir erwuchs aus dem Verkehre mit den beiden trefflichen Männern, neben mancher ebenso vergnügten als lehrreichen Stunde, mancherlei Stoff für meine Sammlung, welche hinterher in meinen „Isländischen Volkssagen der Gegenwart“ (Leipzig, 1860) Verwertung fand; andererseits aber konnte ich, durch freundliche Vermittlung des nun leider auch dahingegangenen Th. Möbius, den beiden Isländern die Aussicht eröffnen, dass ihre Sammlung von einer hervorragenden deutschen Firma in Verlag genommen werden würde. Jetzt kam wieder Zug in die Sache. Noch in demselben Herbste erliess Jón Árnason einen Aufruf mit der Bitte um weitere Beiträge zu seiner Sammlung, und im Jahre 1861 liess er demselben noch einen zweiten folgen. Von allen Seiten strömten jetzt Mitteilungen heran, und wiewohl der frühe Tod Magnús Grímsson's († 18. Januar 1860) ihn seines treuen Mitarbeiters beraubte, wusste doch Jón Árnason die Sagensammlung so eifrig zu fördern, dass sie bereits in den Jahren 1862—64 unter dem Titel Íslenzkar þjoðsögur“ (Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung) in zwei starken Oktavbänden erscheinen konnte, welchen die Verlagshandlung im Jahre 1874 noch ein Sach- und Namenregister in deutscher Sprache folgen liess. Guðbrandr Vigfússon, welcher dem ersten Bande des Werkes eine sehr lesenswerte Einleitung vorausgeschickt hat, bemerkt in dieser, dass dasselbe nur den geringsten Teil der isländischen Volkssagen, Märchen und Schwänke enthalte, und bis auf einen gewissen Grad kann ich diesen Ausspruch bestätigen. Einerseits nämlich wurden von vornherein nicht alle damals bereits eingegangenen Erzählungen in die gedruckte Sammlung aufgenommen, sondern nur die einigermassen vollständigen und

von mehreren parallel laufenden Gestaltungen nur die besten; und andererseits setzte Jón Árnason auch nach erfolgter Drucklegung seine Sammlungen noch fort und gelang es ihm hinterher noch mancher Sage habhaft zu werden, die ihm zunächst noch entgangen war. Immerhin bietet die Sammlung aber einen überaus reichen Stoff, und einen völlig genügenden Überblick über die isländische Sagenwelt, welcher durch spätere Nachträge fortan leicht ergänzt werden kann. In ihrem letzten Abschnitte (II, S. 544 bis 581) enthält sie überdies eine bemerkenswerte Aufzeichnung der verschiedensten Arten von Aberglauben und einer Reihe von Gebräuchen eigentümlichster Art, auf welche ich noch ganz besonders aufmerksam gemacht haben möchte. Ich bemerke noch, dass einige Besprechungen meiner Volkssagen von Jón Sigurðsson (Ný fèlagsrit, XX, S. 190—200), Ign. Zingerle (Germania, V, S. 378—80) und F. Liebrecht (Göttinger gelehrte Anz., 1861, St. 11), dann des Werkes Jón Árnason's von F. Liebrecht (Germania, XXI, S. 68—75, auch in dessen Schrift: Zur Volkskunde, S. 362—73) und von mir (Germania, VII, S. 247—51 und IX, S. 231—45) teils Vervollständigungen, teils Erläuterungen zu beiden Sammlungen bringen; dass ferner, von einigen dänischen, norwegischen und englischen Bearbeitungen abgesehen, durch Fräulein Margarete Lehmann-Filhés eine Auswahl isländischer Sagen nach Jón Árnason's Text in deutscher Übersetzung herausgegeben wurde (Berlin, 1889. 1891. 2 Bände), sodass auch dem des Isländischen nicht kundigen deutschen Leser ein Einblick in diese Sammlung ermöglicht ist.

Auf die Volkssagen, Märchen und Schwänke, sowie den Aberglauben auf Island, womit sich das eben besprochene Werk allein beschäftigt, beschränkten sich übrigens die Sammlungen Jón Árnason's nicht, und eifrig war er bemüht auch andere Teile derselben zur Veröffentlichung zu bringen. Wiederum zeigte sich die Schwierigkeit, einen Verleger zu finden; dieselbe löste sich aber schliesslich, wenigstens teilweise, durch das Eingreifen der isländischen gelehrten Gesellschaft. Schon anlässlich des Erscheinens der þjóðsögur hatte diese auf den Vorschlag ihres damaligen Vorsitzenden, des trefflichen Jón Sigurðsson († 1879), durch einen mit dem Verleger abgeschlossenen Vertrag das Werk den Isländern unter vorteilhafteren Bedingungen zugänglich zu machen gewusst; im Winter 1885—86 aber einigte sie sich mit Jón Árnason über die Herausgabe eines zweiten Teiles seiner Sammlungen, der isländischen Rätsel nämlich, der Reihengedichte (*þulur*), sowie der Spiele und sonstigen Unterhaltungen. Die Rätsel gab demgemäss noch Jón Árnason selbst auf Kosten der Gesellschaft in einem stattlichen Hefte heraus, welches den Generaltitel „Íslenzkar gátur, þulur og skemtanir, I“, und den Spezialtitel „Íslenzkar gátur“ trägt (Kopenhagen 1887). Auf Island waren diese zweifellos von jeher beliebt gewesen. Sveinbjörn Egilsson führt in seiner Ausgabe der Snorra Edda, S. 238—9 aus der Edda des

sira Magnús Ólafsson zu Laufás ein solches an; andere Rätselreden enthält die Völsúnga, cap. 18 (FAS, I, S. 160—61) und die Ragnars konúngs s. lođbrókar, cap. 4 (ebenda, S. 245—6), mit welch letzteren sich auch die Reden und Gegenreden im Vafþrúđnismál berühren; vor allen berühmt sind die Rätsel des Gestumblindi in der Hervarar s. ok Heiđreks konúngs, welche auch Jón Árnason nach S. Bugge's Text an die Spitze seiner Sammlung stellt. Auch in den geschichtlichen Quellen fehlt es an Rätselreden nicht, und will ich beispielshalber nur die Reykdæla, cap. 26, S. 133 (1881) und die Krókarefs s. S. 31—33 (1866) anführen. In neuerer Zeit haben sich verschiedene Männer um die Sammlung von Rätseln bemüht, darunter der treffliche Propst sira Ólafr Sivertsen in Flatey († 1860); aber veröffentlicht wurde von diesen Sammlungen nichts, wenn man von einzelnen Kinderschriften, Kalendern und dergleichen absieht, und ist demnach die vorliegende Sammlung, welche 1194 Nummern aufweist, die erste ihrer Art. Auch die þulur hat Jón Árnason, soviel ich weiss, noch selbst bearbeitet, wenn sie auch zur Zeit noch nicht erschienen sind; dagegen überliess der hochbetagte, halb erblindete und kränkliche Mann die Bearbeitung der Spiele einem jüngeren Verwandten, Ólafr Davíđsson, welcher schon frühzeitig angefangen hatte auch seinerseits zu sammeln, und welcher auch bereits zu den Rätseln erhebliche Beiträge geliefert hatte. Bald nachher starb der vielverdiente Mann (4. September 1888), über dessen Leben und Wirksamkeit zwei Nekrologe von cand. mag. Dr. Jón þorkelsson (im Arkiv för nordisk Filologi, V, S. 297—302) und von mir (Zeitschrift für deutsche Philologie, XXI, S. 470—72) näheren Aufschluss geben.

Spiele, Leibesübungen und andere Unterhaltungen waren aber in der Zeit des isländischen Freistaates sehr beliebt gewesen, und es fehlt in den älteren Quellen nicht an zahlreichen Angaben über dieselben. In der späteren Zeit scheinen dieselben weniger betrieben worden zu sein, obwohl sich allerdings bis in das 16. Jahrhundert herab schwer erkennen lässt, wieweit uns nicht etwa nur der Mangel an ausgiebigeren Nachrichten über deren Betrieb im Unklaren lässt. Sicher ist jedenfalls, dass im 16., 17. und 18. Jahrhundert die Freude an den nationalen Spielen und sonstigen Vergnügungen sehr erheblich abnahm, teils weil die schweren Zeiten, welche das Volk durchzumachen hatte, dessen Lebensmut und Lebensfreudigkeit schwächten, teils weil die Kirche sich allem Spiele als sündhafter Unterhaltung missgünstig erwies, und die, wie bereits bemerkt, im pietistischen Geiste geleitete Gesetzgebung aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich scharf gegen dieselben kehrte. Am Anfange des vorigen Jahrhunderts hatte der fromme, aber masshaltende Bischof Jón Vídalín von Skálholt († 1720) noch verständig zwischen erlaubtem und unerlaubtem Spiele zu unterscheiden gewusst; um die Mitte desselben Jahrhunderts aber (1757) verfasste der Propst sira þorsteinn Pètrsson zu Stađarbakki († 1785)

eine eigene, handschriftlich erhaltene Streitschrift gegen alles Spiel, welche mit der äussersten Heftigkeit gegen dasselbe ankämpft, und diese feindselige Richtung entsprach der damaligen Gesetzgebung. Endlich brachte die allgemeine Richtung der Zeit auf alles Ausländische und zumal Dänische mit sich, dass mancherlei fremdländische Spiele und Unterhaltungen zunächst bei den vornehmeren Klassen des Volkes Eingang fanden und dann von hier aus auch wohl in weitere Kreise sich verbreiteten. Auch auf diesem Wege wurden die einheimischen Spiele mehrfach verdrängt, und zumal der Tanz wurde, nachdem die alten einheimischen Reihentänze im vorigen Jahrhundert beseitigt worden waren, erst vom Auslande aus, und in ausländischer Gestalt wieder eingeführt. Vergeblich hatte sich der überhaupt für alles Volkstümliche lebhaft eingenommene Vicelögmann Eggert Ólafsson († 1768) um die einheimischen Spiele angenommen; nur die studierende Jugend hatte in den Domschulen zu Skálholt und Hólar, dann später in der Landesschule zu Bessastaðir und Reykjavík, diese noch einigermassen gepflegt. Neuerdings hat diese in etwas stark altertümelnder Weise auch wohl neue Spiele aufzubringen gesucht, wie z. B. Elbentänze bei Fackelschein oder gar ein *þorrablót* mit Minnetrünken. Andererseits ist aber auch von dem Baue eines Theaters in Reykjavík die Rede, in welchem einheimische Stücke aufgeführt werden sollen, und auch mit derartigen Aufführungen hat wieder die Schule den Anfang gemacht. Im laufenden Jahrhundert haben endlich zumal auch die Leibesübungen wieder einen erfreulichen Aufschwung genommen, durch neugebildete Vereine getragen und durch die Zeitungen des Landes kräftig befürwortet; doch blieb der seit dem Jahre 1850 an der gelehrten Schule eingeführte Turnunterricht zunächst ein durchaus fremdländischer, und wurde erst im Jahre 1877 die Pflege der nationalen Ringkunst (*glíma*) bei demselben eingeschärft.

Es begreift sich unter solchen Umständen, dass die litterarische Beschäftigung mit den Spielen sich zunächst vorzugsweise der alten Zeit zuwandte. Schon Arngrímr lærði hatte in seiner „Crymogæa“, S. 55—58 über die isländischen Spiele einige Mitteilungen gemacht. Später hatte Skúli Thorlacius in seinen „Antiquitatum borealium observationes miscellaneae“, Specimen IV, S. 211—63 (1784) ausführlicher von denselben gehandelt, freilich nicht ohne manches nicht hierher Gehörige mit heranzuziehen. Einiges hierher Bezügliche bietet Jón Eiríksson in seiner Abhandlung „De philippia“ (Leipzig, 1755) und mehr noch Engelstoft in seinem Programm: „Om den Priis, Oldtidens Skandinaver satte paa Legemsövelser“ (Kopenhagen, 1801), R. Keyser in seiner Abhandlung „Nordmändenes Forlystelser i Oldtiden“ (in Chr. Lange's Norsk Tidsskrift for Videnskab og Litteratur, II, 1848, S. 225—53, dann Efterladte Skrifter, II, 2. Abteilung, S. 100—26), K. Weinhold, „Altnordisches Leben“ (Berlin, 1856), S. 290—313 und 464—70. Aber alle diese Werke

behandeln zunächst nur die entferntere Vorzeit, und berücksichtigen die neuere Zeit nur ganz beiläufig in einzelnen Bemerkungen. Schon mehr bietet Jón Ólafsson von Grunnavík in seinem weitläufigen Wörterbuche, in welchem er unter dem Schlagworte „*leikr*" einlässlich von den Spielen überhaupt handelt, unter „*skák*", „*spil*", „*tafl*" noch weitere Nachträge liefert, und an verschiedenen Orten zerstreut noch mancherlei Bemerkungen bringt. Ebenso hat Bischof Hannes Finnsson von Skálholt († 1796) mancherlei über die Spiele zusammengebracht; aber seine Sammlung ist ebenso wie Grunnavíkur-Jón's Wörterbuch ungedruckt geblieben. Manches über die Spiele findet sich bei Eggert Ólafsson in seiner „Reise igjennem Island" (Soröe, 1772; deutsche Übersetzung, Kopenhagen und Leipzig, 1774), bei Magnús Stephensen, in seinem „Eptirmæli átjáundu aldar" (Leirárgarðir, 1806), S. 555—74, oder „Island i det attende Aarhundrede" (Kopenhagen, 1808), S. 223—40, sowie bei einzelnen fremden Reisenden, wie z. B. dem Schweden Uno von Troil, „Bref rörande en Resa til Island" (Upsala, 1777; deutsche Übersetzung Upsala und Leipzig, 1779), S. 69—71; aber alle diese Bemerkungen sind nur wenig erschöpfend. Dagegen haben in neuester Zeit neben Jón Árnason und sira Magnús Grímsson auch andere Männer Sammlungen von Spielen und dergleichen angelegt, wie zumal sira Guðmundr Einarsson zu Breiðabólstaðir auf der Skógarströnd, Professor Valtýr Guðmundsson in Kopenhagen, Candidat Pálmi Pálsson, Student Bogi Thorarensen Jónsson Melsteð und Guðmundr Davíðsson. Alle diese handschriftlichen Sammlungen konnte aber des Letztgenannten Bruder, Ólafr Davíðsson, benutzen, wogegen eine in der Bodleiana zu Oxford liegende handschriftliche Sammlung von dänischen, norwegischen, schwedischen und isländischen Spielen unbenutzt gelassen werden musste. Letzterer hat nun wiederum auf Kosten der isländischen gelehrten Gesellschaft, die Veröffentlichung einer Sammlung von Spielen und dergleichen begonnen, und zwar erschien deren erstes Heft mit dem Generaltitel: „Íslenzkar gátur, þulur og skemtanir II", im Jahre 1888. In einer sehr interessanten Einleitung giebt der Verfasser sowohl Aufschluss über die von ihm benutzten Hilfsmittel, als auch einen Überblick über die Geschichte der Spiele auf Island, welchem ich manche der oben mitgeteilten Angaben verdanke. Die Sammlung selbst soll in drei Teile zerfallen, deren erster die Bewegungsspiele einschliesslich der Leibesübungen behandeln soll, während der zweite die Spiele enthalten wird, welche vorzugsweise die geistige Thätigkeit und das Gedächtnis in Anspruch nehmen, und der dritte diejenigen Spiele, zu welchen Geräte gebraucht werden. Das vorliegende Heft umfasst aber nur ein Stück des ersten Teiles, nämlich die Leibesübungen, unter welchen zumal die Ringkunst eingehend besprochen wird, sowie den Anfang der Bewegungsspiele im engeren Sinne des Wortes [1]. Es ist also nur ein kleiner Teil des Ganzen,

1) Während der Korrektur geht mir das dritte Heft der „Íslenzkar gátur, þulur og skemtanir" zu (1890), welches die Fortsetzung des zweiten enthält.

welcher bisher gedruckt ist; indessen darf mit Zuversicht erwartet werden, dass das Fehlende in nicht allzulanger Zeit nachfolgen wird, und steht doch wohl auch zu hoffen, dass die isländische gelehrte Gesellschaft seinerzeit auch zur Veröffentlichung jener, allerdings gewaltig umfangreichen, Liedersammlungen schreiten werde, welche Jón Sigurđsson und Jón Árnason zusammengebracht haben und von welchen die oben schon erwähnten „*Íslenzk fornkvæđi*“ doch nur einen sehr geringen Teil ausmachen. Man wird dann allmählich einsehen lernen, dass das isländische Volk selbst in den dunklen Zeiten, welche zwischen dem 14. und dem 19. Jahrhundert in Mitte lagen, keineswegs so völlig geistig gebrochen und tot war, wie wir Ausländer dies zumeist anzunehmen pflegen.

---

# Ein anscheinend deutsches Märchen von der Nachtigall und der Blindschleiche und sein französisches Original.

Von **Reinhold Köhler.**

In Firmenichs „Germaniens Völkerstimmen“, I. 283, steht ein Märchen „De nachtigall und de blinnerslange“ (Blindschleiche) in der Mundart von Warendorf im preussischen Regierungsbezirk Münster. Dieses Märchen hat — ohne Quellenangabe — H. F. W. Raabe in sein „Allgemeines plattdeutsches Volksbuch“, Wismar und Ludwigslust 1854, S. 234, aufgenommen, aber in mecklenburg-schwerinsche Mundart übersetzt und „Die Nachtigall un die Hartworm over Blindschlang“ betitelt. F. H. von der Hagen hat in seiner Besprechung von Firmenichs Werk in seiner „Germania“, VIII. 218, die „Warendorfer Märe“ als „sonderbar“ hervorgehoben und ihren Inhalt mitgeteilt, und K. Schiller, „Zum Thier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes“, 1. Heft, Schwerin 1861, S. 2, hat mit Verweisung auf von der Hagen und Raabe des Märchens gedacht. Von der Hagen und Schiller haben das Märchen jedenfalls für ein deutsches gehalten, und wohl die meisten Leser der genannten Bücher werden dies auch gethan haben. Das Märchen ist aber gar kein deutsches, sondern ein französisches. Es findet sich nehmlich in der ersten Ausgabe der „Kinder- und Haus-Märchen“ der Brüder Grimm, Berlin 1812, S. 20 f., als Nr. 6 ein Märchen „Von der Nachtigall und der Blindschleiche“, welches nach der Anmerkung dazu aus dem Französischen übersetzt ist. Das Märchen bei Firmenich aber ist nichts anderes als eine fast durchaus

wörtliche Übertragung der Grimmschen Übersetzung in die Warendorfer Mundart.

Da die erste Ausgabe der Grimmschen Märchen sehr selten ist, und auch die Mémoires de l'Académie celtique, aus denen das Märchen übersetzt ist, wenigstens deutschen Lesern nicht leicht zugänglich sein werden, wird es gerechtfertigt erscheinen, wenn ich Übersetzung und Original hier mitteile.

Die Grimm'sche Uebersetzung lautet:

### Von der Nachtigall und der Blindschleiche.

Es waren einmal eine Nachtigall und eine Blindschleiche, die hatten jede nur ein Aug' und lebten zusammen in einem Haus lange Zeit in Frieden und Einigkeit. Eines Tags aber wurde die Nachtigall auf eine Hochzeit gebeten, da sprach sie zur Blindschleiche: „ich bin da auf eine Hochzeit gebeten und mögte nicht gern so mit einem Aug' hingehen, sey doch so gut und leih mir deins dazu, ich bring dirs Morgen wieder.“ Und die Blindschleiche that es aus Gefälligkeit.

Aber den anderen Tag, wie die Nachtigall nach Haus gekommen war, gefiel es ihr so wohl, dass sie zwei Augen im Kopf trug und zu beiden Seiten sehen konnte, dass sie der armen Blindschleiche ihr geliehenes Aug' nicht wiedergeben wollte. Da schwur die Blindschleiche, sie wollte sich an ihr, an ihren Kindern und Kindeskindern rächen. „Geh nur, sagte die Nachtigall, und such einmal:

ich bau mein Nest auf jene Linden,
so hoch, so hoch, so hoch, so hoch,
da magst dus nimmer wiederfinden!“

Seit der Zeit haben alle Nachtigallen zwei Augen und alle Blindschleichen keine Augen. Aber wo die Nachtigall hinkommt, da wohnt unten auch im Busch eine Blindschleiche, und sie trachtet immer hinaufzukriechen, Löcher in die Eier ihrer Feindin zu bohren oder sie auszusaufen.

Im „Anhang“ ist dazu S. VII bemerkt:

Zur Nachtigall und Blindschleiche. Nr. 6,

aus dem Französischen übersetzt, Mémoires de l'académie celtique. Tome 2, 204. 205. Vergl. T. 4, 102. Das Märchen und der Glauben findet sich unter den Solognots. Die französischen Reime ahmen den Ton der Nachtigall glücklicher nach:

je ferai mon nid si haut, si haut, si haut! si bas!
que tu ne le trouveras pas!

Die „Mémoires de l'Académie celtique, ou Recherches sur les antiquités

celtiques, gauloises et françaises; publiés par l'Académie celtique", Tome II. Paris 1808, pag. 204—218, enthalten „Traditions et usages de la Sologne[1]), par M. Legier, du Loiret, Ex-Législateur, et Membre de l'Académie celtique". No. II derselben (S. 204 f.) lautet:

Le rossignol et l'anvot, suivant la croyance des Solognots, n'avaient qu'un oeil chacun. Depuis très-long tems ils vivaient dans une bonne intelligence; mais le rossignol fut un jour invité de la noce. Il pria l'anvot de lui prêter son oeil, afin de paraître à la noce avec deux yeux. L'anvot le lui prêta. Le rossignol de retour, refusa de rendre à son ami l'oeil qu'il lui avait prêté. L'anvot fâché jura de s'en venger sur lui ou sur sa progéniture. Mais le rossignol ingrat lui répondit: *Je ferai mon nid si haut, si haut, si haut, si bas, que tu ne le trouveras pas;* et voilà pourquoi l'anvot ne voit pas clair. L'opinion des Solognots est que non loin du nid d'un rossignol, souvent sous l'arbuste où il est, on peut chercher, on y trouvera certainement un anvot; j'ai cherché et n'ai rien trouvé.

Wenn die Brüder Grimm auch noch auf „T. 4, 102" der Mémoires de l'Académie celtique hinweisen, so bezieht sich dies auf eine Stelle einer Bd. IV, Paris 1809, S. 93—103, stehenden „Notice sur les traditions et les croyances de la Sologne et du Berri; par M. Légier, du Loiret. Suite"[2]). Hierin heisst es S. 100:

La fable druidiqne relative à l'anvot et au rossignol, y [i. e. en Berri] est accréditée comme à Sologne, et citée même comme proverbe, sans doute parce qu'elle tient à la fois aux allégories du druidisme et à la morale. Par ce double rapport, nous avons cru, M. Johanneau et moi, qu'elle méritait d'être versifiée, et nous l'avons mis en vers; la voici.

Nun folgt (S. 100—102) die versificierte Fabel, welche also schliesst:

Aveugle et malheureux par trop de complaisance,
Depuis ce tems l'Anvot cache son existence
Sous le nid de l'ingrat; attend dans le silence
L'instant de se venger de l'oeil qu'il a perdu,
En mangeant l'oeuf que le traître a pondu.

Unter dem Text steht zu „l'ingrat" die Anmerkung: (1) On dit qu'il se trouve toujours un Anvot sous le nid du Rossignol, et qu'il en perce et mange les oeufs.

Es sei noch bemerkt, dass auch in neuerer Zeit in verschiedenen Gegenden Frankreichs Varianten des Märchens von der Nachtigall und der Blindschleiche gefunden und aufgezeichnet worden sind. Man sehe Laisnel de la Salle, Croyances et Légendes du Centre de la France, Paris 1875, II. 245 (Märchen aus Berry, schon früher nach Laisnels Mitteilung in

1) Die Sologne liegt im Departement Loir-Cher.
2) S. 93 und 103 ist Légier gedruckt, im 2. Band ist S. 204 und 471 Legier S. 468 Légier gedruckt.

des Grafen Jaubert Glossaire du Centre de la France, 2. éd., Paris 1864, S. 31 b, gedruckt), Revue des langues romanes, IV. Montpellier-Paris 1873, S. 317 f. (Märchen aus der Provence); E. Rolland, Faune populaire de la France, II. Paris 1879, S. 270 (Märchen aus Châtillon-sur-Loing im Departement Loiret), III. Paris 1881, S. 21 (Märchen aus Côte-d'or) und 22 (Märchen aus dem Kanton Escurolles in Bourbonnais), Revue des Traditions populaires, I. Paris 1886, S. 177 (Märchen aus Nivernais).

# Die Ausnahmslosigkeit sämtlicher Sprachneuerungen.

Von **Richard Löwe.**

Die vorliegende Abhandlung ist wesentlich methodologischer Natur. Nur durch genaueste Beobachtung der lebenden Sprache und eindringende psychologische Analyse wird es möglich sein, die hier aufzustellenden Gesetze über Ausnahmslosigkeit der Analogiebildung und der sonstigen Sprachneuerungen so, wie sie hier formuliert werden sollen, entweder zu beweisen oder in irgend einer Weise zu modifizieren. Aber auch der Satz von der Ausnahmslosigkeit des Lautwandels wird sich nur in gleicher Weise wirklich beweisen oder modifizieren lassen. Hat man diesen Satz, für dessen Richtigkeit nur eine Art innerer Wahrscheinlichkeit spricht, zu einer methodischen Richtschnur erhoben, so hat man auch entsprechenderweise analoge Sätze über die Ausnahmslosigkeit der übrigen Sprachneuerungen, für die sich die gleiche innere Wahrscheinlichkeit ergiebt, als methodologische Prinzipien gelten zu lassen.

Wie man den Satz der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze dahin formuliert hat, dass der gleiche Laut, der bei demselben Individuum an gleichem Zeitpunkte unter den gleichen phonetischen Bedingungen einem bestimmten Wandel unterliege, in sämtlichen ihn enthaltenden Formen von diesem Wandel betroffen werden müsse, so hat man das Gesetz von der Ausnahmslosigkeit der Analogiebildung folgendermassen zu präzisieren: „Das gemeinsame Wortelement einer Formenreihe, das bei demselben Individuum an gleichem Zeitpunkte unter den gleichen Bedingungen auf dem Wege analogischer Neuschöpfung durch ein anderes Wortelement verdrängt wird, muss in sämtlichen dieser Reihe angehörigen Formen dieser Um-

bildung unterliegen". Unter der Bezeichnungsweise „Wortelement" ist eine in einer Reihe von Formen mit einer bestimmten Funktion oder Bedeutung verknüpfte Lautgruppe zu verstehen, also sowohl formelle wie materielle Bestandteile. Ersteren Fall haben wir z. B. vor uns bei den Pluralen der nhd. Feminina der germanischen *ô*-Deklination, die ohne Ausnahme das Wortelement *-en* für *-e* nach Analogie der schwachen Feminina angenommen haben; letzteren in sämtlichen ursprünglich grammatischen Wechsel zeigenden tiefstufigen Verbalformen des Gotischen mit präteritaler Funktion, wo die wurzelhaften stimmlosen Spiranten ausnahmslos an die Stelle der entsprechenden stimmhaften gestreten sind, wo also z. B. in *ga-tauhum* das Wortelement *tug-* durch *tuh-* (woraus *tauh-*) ersetzt worden ist; beide Fälle sich kreuzend bei den verschiedenen Ablautreihen der starken Verba des Nhd., wie z. B. in der vierten Reihe der Ablaut *â* des ind. plur. praet., zugleich wurzelhafter Teil und Flexionselement, das *a* des zugehörigen Singulars in allen Formen verdrängt hat. — Gleichgültig ist, ob die ältere Formenreihe neben der neugebildeten noch eine Zeit lang fortbesteht oder nicht: sowohl die Neuschöpfung der analogisch entstehenden wie der Untergang der älteren Formen muss unter gleichen Bedingungen gleich ausnahmslos vor sich gehen.

Die Wirkung der Ausnahmslosigkeit der Analogiebildung kann gerade wie die der Ausnahmslosigkeit des Lautgesetzes von jüngeren Lautgesetzen und Analogiebildungen wieder durchbrochen werden. Der so entstandene Lautwechsel beweist natürlich nicht das Mindeste gegen die unbedingte Konsequenz beider Arten von Wandlungen. Wohl aber kann man insofern in einem bestimmten Sinne von Ausnahmen der Lautgesetze und Analogiebildungen reden, als bereits der Eintritt beider Arten von Sprachneuerungen durch bestimmte Faktoren eingeschränkt werden kann. Will man hier die Bezeichnung „Ausnahme" anwenden, so handelt es sich dabei nicht um eine verschiedene Auffassung der Thatsachen, sondern nur um eine abweichende Ausdrucksweise. Der Eintritt eines Lautwandels kann in Verbindung des zu wandelnden Lautes mit bestimmten anderen Lauten unterbleiben, wie z. B. die ahd. Tenues zur Vermeidung der unbequemen Aufeinanderfolge dreier Geräuschlaute nach *s* nicht zu Affricaten verschoben worden sind. Ganz entsprechend können sich auch da, wo eine Analogiebildung eine Formenreihe ergreift, einzelne Formen der analogischen Umbildung dann entziehen, wenn speciell sie wiederum mit anderen Formen associiert sind, die vermöge ihrer Lautgestalt jener Analogiebildung direkt entgegenwirken, bezw. die Richtung der Ausgleichung nach einer anderen Seite hin treiben. Ich gebe dafür ein Beispiel aus meinem heimatlichen Dialekte, dem Niederdeutsch südwestlich von Magdeburg. Die auf *l* + cons. oder *ll* auslautenden Wurzeln der dritten Ablautreihe haben dort das *i* des Singulars auf dem Wege der Analogiebildung auch in den Plural übergeführt: so *hilpə*, *hilpm̥* (helfen), *šilə*, *šiln̥* (schelten), *jilə*, *jiln̥* (gelten), *swilə*,

*swiln̥* (schwellen)[1]; dass das *i* des Plurals hier nicht lautgesetzlicher Herkunft ist, zeigen Formen wie *meln̥* < as. *mëldôn* und das aus unserer Reihe in die schwache Konjugation übergegangene *melkn* = ahd. *mëlchan.* Dagegen ist bei dem Verbum *smeltə, smeltn̥* der Vokal des Plurals in den Singular gedrungen. Das stets stark flektierte Verbum hat sowohl transitive wie intransitive Bedeutung: das Grundverbum und sein Causativum waren durch Zusammenfall des westgerm. *ë* und des Umlauts *-e* zunächst in mehreren Präsensformen völlig zusammengeronnen, ein Umstand, der es zur Folge hatte, dass beide Verba auch in den übrigen Formen Anschluss an einander suchten. Dass im Singular neben einem *smilte* auch ein *smelte* stand, genügte, um hier die Formen mit *e* durch das ganze Präsens durchdringen und die mit *i* gänzlich verschwinden zu lassen. Die Trennung des Verbums *smelten* im Präsens von denjenigen Verben, denen es ursprünglich zugehörte, bewirkte sodann in den Präteritalformen eine noch weitere Trennung desselben von seiner Reihe. Hier wurde bei den übrigen Verben der gleichen Reihe der Vokal des ind. plur. massgebend für den des ind. sing. und den des part.: also sing. *hulp* und part. *əhulpm̥* nach plur. *hulpm̥, šul, əšuln̥* nach *šuln̥, jul, əjuln̥* nach *juln̥, swul, əswuln̥* nach *swuln̥.* Dagegen siegte bei *smelten* der Vokal des Partizips: *smolt, smoltn̥* nach *əsmoltn̥.* Das durchgehende *e* des Präsens hatte das Verbum der Reihe *hilpen* u. s. w. enthoben und es den auf *r* + cons. in der Wurzel ausgehenden Verben wie *sterben, verderben,* bei denen gleichfalls der Vocal des Plurals im Präsens durchgedrungen war, associiert. Diese Association muss in einer Zeit eingetreten sein, in der *e* vor *r* noch nicht zu *a,* wohl aber *u* vor *r* + cons. zu *o* geworden war. Dass letzterer Wandel früher als der erstere stattgefunden hat, ergiebt sich daraus, dass im Mittelniederd. nur Formen wie *borg,* aber noch solche wie *perle* neben solchen wie *parle* geschrieben werden. In der Reihe der auf *r* + cons. in der Wurzel auslautenden Verba ist die Form *storbm̥* < *sturben* für den plur. praet. lautgesetzlich; danach wurde im sing. *storf* geschaffen, während das part. mit seinem *o* nicht mehr umgebildet zu werden brauchte. Da also in dieser Reihe die Formen mit *o* den Sieg davontrugen, so drang auch bei *smelten* das *o* des part. praet. in die Formen des zugehörigen Indikativs.

Sehr häufig umfasst die ganze Analogiebildung nur eine einzige Form oder wenige Formen. Diese muss oder diese müssen dann lautlich oder funktionell zur Musterform in irgend einer näheren Beziehung als die mit ihr oder mit ihnen zur gleichen Reihe verknüpften Formen stehen. Auf dem Gebiete des Lautwandels entspricht dieser Art der Analogiebildung der Wandel eines Lautes in einer oder in mehreren bestimmten Verbindungen. Wie sich sämtliche zu einer Formenreihe gehörigen Formen zu einander verhalten, so verhalten sich sämtliche Lautkomplexe zu ein-

1) Das *l* dieser Verba ist als Fortis zu sprechen.

ander, die den gleichen Laut an gleicher Stelle aufweisen. Wenn sich im Ahd. Accusative auf *-an* ausser bei Eigennamen nur bei den Appellativen *truhtîn, got, fater, man* finden, so erklärt sich dies aus der den Eigennamen nahe stehenden Bedeutung speciell dieser Appellativa: es vergleicht sich im Gebiete des Lautwandels damit z. B. die ahd. Kontraktion des *ai* nur vor *r, h, w*, die eben durch die Natur gerade dieser Laute veranlasst oder bedingt worden ist. Diese Art von Analogiebildung und Lautwandel bildet genau das Gegenstück zu den oben gekennzeichneten Ausnahmen beider Arten der Sprachneuerungen.

Es ergiebt sich somit die methodische Forderung, den Bereich der Ausdehnung der Analogiebildung gerade so genau wie denjenigen der Ausdehnung des Lautwandels in jedem einzelnen Falle aufs schärfste abzugrenzen. Und wie man das Wort „Gesetz“ in der Verbindung „Lautgesetz“ zur Bezeichnung eines einzigen eine Reihe von Einzelfällen in gleichmässiger Weise treffenden Verschiebungsaktes anwendet, so darf man in einem ganz entsprechenden Sinne auch von einem „Analogiegesetze“ reden. Der Bereich des Analogiegesetzes ist deshalb, weil die Analogiebildung sich auf das Wortelement, also zugleich auf Lautgestalt und Bedeutung bezieht, teils lautlich, teils funktionell oder semasiologisch abgegrenzt. Eine lautliche Abgrenzung haben wir z. B. im Ahd. in der Setzung des *a* vor konsonantisches *l, r, m, n* in denjenigen Fällen, in denen sich in verwandten Formen das *a* vor sonantischem *l, r, m, n* lautgesetzlich entwickelt hatte: hier tritt in ältester Zeit die analogische Einfügung des *a* nur nach kurzer Silbe ein; vgl. *fogales, ebano, bodames* gegenüber *hlûtres, zeihnes, ackres.* In dieser Abgrenzung der Ausgleichung finden wir eine grosse Ähnlichkeit mit der Abgrenzung des westgermanischen Synkopierungsgesetzes, das durch die Beseitigung des Vokales nach langem betonten Vokal einen ganz analogen Zustand wie unser Analogiegesetz schuf: in beiden Fällen sehen wir die Wirkung der gleichen rhythmischen Prinzipien. Ein Beispiel für die Abgrenzung der Analogiebildung nach der Bedeutung bilden die oben erwähnten ahd. Wörter *got, fater, truhtîn, man.*

Wie die Analogiebildung so ist auch natürlich die Kontamination nebst allen Zwischenarten von Kontamination und Analogiebildung ausnahmslos. Aber auch für den Funktionswandel hat das Gesetz der Ausnahmslosigkeit zu gelten. Die Verschiebung irgend eines einer Reihe von Formen gemeinsamen Bedeutungselementes muss in allen diesen Formen gleichmässig erfolgen, soweit nicht einzelne unter diesen formell oder funktionell gegen die übrigen isoliert sind. Nimmt z. B. in irgend einer Mundart der Konjunktiv irgend eines Tempus futurische Bedeutung an, so natürlich alle in der Mundart enthaltenen Konjunktive desselben Tempus mit Ausnahme der etwa formell oder funktionell gegen die übrigen in irgend einer Weise isolierten. Man darf daher auch von „Funktionsgesetzen“ reden. Gleichgiltig ist natürlich dabei, ob es sich um eine Funktionsverschiebung,

-erweiterung oder -verengerung handelt. Auch das völlige Aufgeben einer Formenreihe ist eine Funktionsverengerung bis zum Nullpunkte und muss alle in der Reihe enthaltenen Formen gleichmässig ohne Unterschied treffen, falls sich nicht etwa einige derselben in irgend einer Weise formell oder funktionell gegen die übrigen isoliert haben. Die beliebte Erklärung von Formen, deren Lautgestalt sich nicht in das Formensystem ihrer Sprache einfügt, als Überreste einer verloren gegangenen Formenkategorie ist überall da ein methodischer Fehler, wo sich nicht der Nachweis führen lässt, dass jene Formen lautlich oder funktionell gegen die übrigen der gleichen Reihe zur Zeit des Unterganges dieser in irgend einer Hinsicht isoliert gewesen sind. Aus diesem Grunde ist z. B. die von Kluge [1]) gegebene Deutung des ahd. Präteritums *ier* als Restes des sonst verlorenen echten Aorists zu verwerfen. Dagegen dürfen wir z. B. bei Formen des Verbum substantivum, dessen rein abstrakte Bedeutung gegenüber derjenigen der übrigen Verba eine isolierte Stellung einnimmt, analoge Erklärungen gelten lassen.

Aber nicht nur für den Funktionswandel, d. h. den Wandel der formellen Bedeutung, sondern auch für den der materiellen, den man schlechthin Bedeutungswandel zu nennen pflegt, gilt das Gesetz der Ausnahmslosigkeit. Nur wird hier in den wenigsten Fällen das unter bestimmten Bedingungen veränderte Bedeutungselement unter diesen gleichen Bedingungen in mehr als einem Worte vorhanden sein, so dass hier das Bedeutungsgesetz fast immer nur einen einzigen Fall in sich schliesst.

Hinsichtlich der Ausnahmslosigkeit des Lautwandels ist noch eine wichtige Bemerkung zu machen. Die Ausnahmslosigkeit hat auch für den sogenannten springenden Lautwandel (Metathesis, Silbenassimilation, Dissimilation), für den sie inkonsequenterweise von derselben Seite aus, von der die des sogenannten allmählichen Lautwandels besonders betont wurde, teilweis in Abrede gestellt worden ist, in vollem Umfange zu gelten. In einigen Fällen wie bei den Dissimilationen der altind. und griech. Aspiraten können wir die Ausnahmslosigkeit dieses Lautwandels induktiv direkt erweisen. In anderen Fällen, in denen der sogenannte springende Lautwandel scheinbare Unregelmässigkeiten zulässt, hat man zu beachten, dass sein Eintreten überall mindestens von allen denjenigen Lauten zugleich bedingt wird, die zwischen den beiden vom Wandel betroffenen stehen, sehr häufig aber auch wohl noch von dem dem zweiten nächstfolgenden und zuweilen wohl auch noch von dem dem ersten vorangehenden Laute. Auf diese Weise erklärt es sich, dass gerade der Bereich des springenden Lautwandels so häufig nur ein einziges Wort umfasst. Hinsichtlich der Mitwirkung des folgenden Lautes ist auf die Metathesis von *r* + voc. vor folgendem Dental im Anglofriesischen und Niederdeutschen zu verweisen.

1) Kluge, Geschichte der german. Konjug. S. 137.

In manchen Fällen, in denen beim sogenannten springenden Lautwandel eine scheinbare Regellosigkeit vorliegt, wird man durch sorgfältige Zusammenstellung und Vergleichung aller Einzelfälle das Lautgesetz zu erschliessen imstande sein. Bechtel[1]) hat diejenigen lateinischen Wörter zusammengestellt, in denen dem stammbildenden Suffixe *-cro-*, *-culo-* ein *l* in der Wurzel vorausgeht. Hier war bekanntlich *-clo-* < *-tlo-* die ursprünglich durchgehende Suffixform. Aus den bei Bechtel aufgezählten Beispielen kann man folgendes Lautgesetz konstruieren: „*l* ging nach *c* in *r* über, erstens wenn auch in der unmittelbar vorangehenden Silbe überhaupt irgend ein *l*, zweitens wenn in der zweitvorhergehenden Silbe ein anlautendes *l* stand. Dagegen blieb *l* nach *c* erhalten, wenn das in der zweitvorhergehenden Silbe vorhandene *l* nicht silbenanlautend war". Vgl. 1. *lucrum*, *involucrum*, *molucrum*, *simulacrum*, *sepulcrum*, *fulcrum*. 2. *lavacrum*, *eluacrum* gegenüber *clunaculum*, *subligaculum*. Im Mhd. lässt sich folgendes Dissimilationsgesetz aufstellen: „Anlautendes *kl* geht in *kn* über, wenn in demselben Worte ein *l* folgt, ausgenommen wenn ein Nasal zwischen beiden *l* steht". Vgl. *kniuwel* < *kliuwel*, *knobelouch* < *klobelouch*, dagegen stets *klingelen*, *klüngelîn* (Knäuel). Die Dissimilation trat zur Vermeidung einer unbequemen Lautfolge ein: hätte man nun auch *kl* bei folgendem Nasal in *kn* gewandelt, so würde man in derselben Silbe zwei Nasale erhalten und so eine noch unbequemere Lautfolge erzeugt haben.

Ohne an dieser Stelle den eigentlichen Beweis für die Ausnahmslosigkeit des springenden Lautwandels führen zu wollen, will ich doch hier wenigstens diejenigen Einwände widerlegen, die gegen dieselbe erhoben worden sind. Man hat die Metathesen, Silbenassimilationen und Dissimilationen aus einem Sichversprechen ableiten wollen. Dem ist entgegenzuhalten, dass wir uns so selten zu versprechen pflegen, dass die auf diese Weise entstandenen Missbildungen niemals usuell werden können. Dazu versprechen wir uns, da wo wir keine occasionellen Analogiebildungen machen, zum weitaus überwiegenden Teile nur in der Weise, dass wir Laute zweier verschiedener Wörter mit einander vertauschen oder einen Laut eines Wortes durch den eines Nachbarwortes beeinflussen lassen. Auch ist der Umstand in Betracht zu ziehen, dass, während der sogenannte springende Lautwandel am häufigsten bei Liquiden und demnächst bei Nasalen stattfindet, ein Sichversprechen, wie man beobachten kann, am meisten durch *s*- und *š*-Verbindungen begünstigt wird. Und in der That weist der sogenannte springende Lautwandel auf ganz denselben Ursprungspunkt zurück wie der sogenannte allmähliche.

Wegener[2]) hat auf Grund eigener Beobachtungen darauf hingewiesen, dass der Lautwandel bei der jüngeren Generation durch abweichende Neu-

1) Bechtel, Assimilation und Dissimilation der beiden Zitterlaute. S. 25.

2) Wegener in seiner Recension von Pauls Prinzipien, Zeitschr. f. d. Gymnasialw. Bd. XXXVI. S. 301 ff.

erzeugung des von der älteren Generation überlieferten Lautmaterials seine Entstehung nehme. Völlig unabhängig von Wegener ist Bremer bei seiner Erforschung des Dialektes der Insel Föhr auf ganz dasselbe Resultat gelangt: vgl. seine eingehende auf genauester Beobachtung basierte Schilderung der Verhältnisse der aosdringischen Mundart [1]). Auch soweit ich selbst bisher in meinem Heimatsdialekte Beobachtungen über diesen Punkt angestellt, habe ich dies Resultat bestätigt gefunden. Ich muss dabei bemerken, dass sich zwischen der Sprache der älteren und der jüngeren Generation oft ein klaffender Riss ohne irgend welche Übergänge bildet, wie es z. B. in meiner Heimat Dörfer giebt, in denen die Erwachsenen *sp* und *st*, die Kinder dafür *šp* und *št*, und solche, in denen die Erwachsenen deutliches *g*, die Kinder deutliches *j* sprechen, ohne dass irgend welche Zwischenstufen existieren. Es erhellt, dass sowohl der spontane wie der auf Beeinflussung durch Nachbarlaute beruhende kombinatorische Lautwandel durchaus nicht notwendig stets ein allmählicher ist. Man hat mithin den als historisch konstatierbaren Lautwandel — einzig vom willkürlichen und von dem durch Mischung im engeren Sinne entstandenen abgesehen — in letzter Instanz aus der Sprache der sprechenlernenden Kinder abzuleiten. Aus derselben Quelle hat Paul [2]) mit Recht einen Teil des Bedeutungswandels hergeleitet. Er hat ausgeführt, dass zufällige Übereinstimmungen in der Bedeutungsverschiebung bei verschiedenen regelmässig mit einander sprechenden Kindern dazu führen könnten, dass diese Kinder die Bedeutungsveränderung gemeinsam in ihrer Sprache festhielten. In ganz analoger Weise können aber auch mit einander verkehrende Kinder, die zufällig in einer bestimmten lautlichen Abweichung von der Sprache der Erwachsenen untereinander übereinstimmen, diese Abweichung für immer beibehalten. Zwar pflegen viele dieser Abweichungen infolge übereinstimmender psychophysischer Weiterentwickelung der Kinder regelmässig wieder zu verschwinden, wie sich denn z. B. wenigstens auf indogermanischem Gebiete nirgends ein spontaner Übergang von *k* zu *t*, der doch in der Kindersprache so überaus häufig ist, nachweisen lässt. Dagegen entspricht dem wohl noch häufiger vorkommenden spontanen Lautwandel der Kindersprache *ǒ* > *s* ein spontaner Lautwandel *š* > *s* im im Iranischen, im Slawischen, im Lettischen und im Preussischen [3]); auch aus dem „Schiboleth“ der Bibel ist er aus semitischem Gebiete bekannt. Ungemein häufig sind in der Kindersprache Auslassungen von Konsonanten in Nachbarschaft anderer Konsonanten: vgl. die historisch nachweisbaren Assimilationen dieser Laute.

Es finden sich nun in der Kindersprache auch Lautwandlungen, die eine weit grössere Übereinstimmung mit dem sogenannten springenden

1) Niederdeutsches Jahrb. Bd. XIII. S. 14 ff.
2) Paul, Prinzipien d. Sprachg. S. 76 ff.
3) Vgl. Brugmann, Grundr. d. vgl. Gramm. d. idg. Spr. Bd. I, § 397 und 412.

Lautwandel als die Fälle des Sichversprechens zeigen. So bildet das von Preyer [1]) aus der Sprache seines Kindes angeführte „*grefessen*“ für „*gefressen*“ eine genaue Parallele zu anord. *fifrilde* ≙ ahd. *fifaltra*, dodonäisch *κάτροπτον* < *κάτοπτρον*, syrakusanisch *δρίφος* < *δίφρος* und einer ganzen Reihe entsprechender Lautwandlungen im Portugiesischen [2]). Mein jüngster Bruder sagte, als er sprechen lernte, regelmässig *Sneiblitz* [3]) für *Schleibnitz* (ein Dorfname); vgl. dodonäisch *ἀμιθρός* < *ἀριθμός*, portug. *alento* > *anelto* > *anhelitus*. Ein von mir kürzlich beobachteter, nahezu dreijähriger Knabe, Willy Regal aus Halle a. S., zeigte einen ungemeinen Reichtum an derartigen Lautwandlungen. Derselbe ersetzte z. B. die Lautgruppe *st* regelmässig durch *ts*, sagte z. B. *tatsen* für *kasten*, *du meits* für *du weisst* u. s. w.; vgl. syrakusanisch *ψέ* < *σφὲ* [4]), sowie die Vertretung von anlaut. idg. *sk* durch griech. *ξ*. Ferner setzte er, obgleich er inlautendes *l* und *r* sehr wohl sprach, für anlautende liq. oder die anlautende Gruppe cons. + liq. regelmässig ein *m*, wenn der dem Vokale der ersten Silbe folgende Konsonant ein Labial, ein *n*, wenn derselbe ein Dental war. So sagte er: *mampe* für *lampe*, *meiben* für *bleiben*, *meppe* für *treppe*, *mauf* für *drauf* (*darauf*), *mief* für *brief*, *mappern* für *klappern; noss* für *gross*, *nên* für *klên* (hallisch für *klein*), *nätte* für *plätte*, *neid* für *kleid*, *nîn* für *grîn* (hallisch für *grün*), *noss* für *kloss* u. s. w. Nasale für Liquiden und liquidische Verbindungen sind in der Kindersprache ganz gewöhnlich. Uns interessiert hier die Assimilation dieser Nasale an den folgenden Konsonanten hinsichtlich ihrer Artikulationsstelle. Eine gerade umgekehrte, aber in ihrem Wesen ganz analoge Assimilation eines Explosivlautes an einen vorangehenden Nasal hinsichtlich der Artikulationsstelle findet sich im Niederdeutsch des Magdeburger Landes in dem Worte *hamspr* < mnd. *hamster:* der labiale Nasal *m* machte den dentalen Mundexplosivlaut *t* zum labialen Mundexplosivlaut *p*, eine partielle Silbenassimilation, die einer totalen wie *ai. mama* < **mana* = abktr. *mana* = abulg. *mene* vollkommen parallel geht. Die erwähnten partiellen Silbenassimilationen zeigen übrigens auf's deutlichste, dass nicht nur die Formen, sondern auch die Laute der zu erlernenden Sprache in der Seele der sprechen Lernenden in Reihen geordnet sind [5]). Eine Dissimilation zeigte Willy Regal in dem Worte *talinchen* für *kaninchen;* vgl. altportug. *linho* < *ninho* [6]). Von der älteren Schwester dieses Knaben erzählten mir ihre Eltern, dass sie die „Buchstaben herum-

---

1) Preyer, Die Seele des Kindes. S. 327.

2) Vgl. Cornu in Groebers Grundr. d. roman. Philol. S. 764, § 157.

3) Ich schreibe die Wörter aus der Kindersprache nicht phonetisch, sondern nach gewöhnlicher Orthographie, indem ich nur die Abweichungen von der Sprache der Erwachsenen besonders kennzeichne.

4) Vgl. Gust. Meyer, Griech. Gramm. § 250.

5) Vgl. Steinthal, Zeitschrift für Völkerpsychologie, Bd. I, S. 135 ff., dazu die trefflichen Bemerkungen Wegeners, a. a. O.

6) Cornu, a. a. O., S. 351.

gedreht“ habe (dies besonders häufige Vorkommen des sog. springenden Lautwandels bei Geschwistern muss auf Vererbung derselben geistigen Anlagen beruhen); sie erinnerten sich noch, dass sie *kapèt* für *paquet* gesagt hatte: vgl. lit. *kepù* < **pekù* = abulg. *peką*, griech. *σκέπ-τομαι* < **σπέκ-τομαι* = lat. *spec-io*.

Übrigens kann auch die Analogiebildung nur in der Übertragung der Sprache auf eine jüngere Generation ihre Ursache haben. Denn es ist ganz unmöglich, dass die wenigen durch Sichversprechen occasionell entstehenden Missbildungen, die auch dem Ungebildeten, der die gleiche Mundart wie der sich Versprechende redet, auffallen und lächerlich erscheinen, wirklich usuell werden können. Dagegen sind die Analogiebildungen in der Kindersprache so ungemein häufig, dass man diese Sprache ohne Bedenken für das einzige Gebiet der Entstehung der sich wirklich festsetzenden Analogieformen ansehen darf. Der Umstand, dass sowohl Lautwandel wie Analogiebildung durch Übertragung von Generation auf Generation entstehen, ist für die Richtung, in welcher die Untersuchung über die Ausnahmslosigkeit beider Arten von Sprachneuerungen zu führen sein wird, einzig bestimmend.

In der Sprache der Erwachsenen selbst entstehen — von allen Mischungen im engeren Sinne und gemeinsprachlichen Einflüssen ist hier abzusehen — von lautlichen Veränderungen nur gewisse Entstellungen von Wörtern und Wortverbindungen. Wir können dieselben einfach „Wortentstellungen“ nennen. Sie haben gegenüber dem Lautwandel, der gänzlich unabhängig von der Bedeutung der Wörter, welche die vom Wandel betroffenen Laute enthalten, vor sich geht, das mit der Analogiebildung gemeinsam, dass sie stets durch die Bedeutung des veränderten Wortes mitbedingt sind: sie gehören wie die Analogiebildungen zum „Wortwandel“. Ich gehe auf die Wortentstellungen hier kurz aus dem Grunde ein, weil dieselben eine Reihe scheinbarer Ausnahmen der Lautgesetze erklären; auch hier kommt es mir nur darauf an, die wirklich gewichtigen Einwendungen, die gegen die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze erhoben worden sind, zu widerlegen.

Die Wortentstellungen gliedern sich in zwei Hauptgruppen, die wir Wortkürzungen und Wortverdrehungen nennen können.

Unter den Wortkürzungen haben wir Verkürzungen von Wortverbindungen um ganze Wörter, von Wörtern um einzelne Silben oder Laute zu verstehen. Wie wir nach Wegener [1]) die Worte des Sprechenden schon nach wenigen Merkmalen auffassen, und wie nach ihm die Worte im Gespräche der Glieder einer Familie, einer Dorfschaft viel mangelhafter als im Gespräche mit Fremden artikuliert werden, so begnügt sich der Sprechende bei überhaupt sehr häufig vorkommenden Wortverbindungen oder längeren Wörtern oft damit, nur den Anfang des Wortes

1) Grundfragen d. Sprachlebens. S. 186.

oder Wortkomplexes oder auch dessen stärker betonten Teil wirklich auszusprechen, da der Hörende hierbei schon den Sinn des Ganzen versteht. Gerade die Rücksichtnahme auf das Verständnis beweist, dass die Wortkürzungen erst in der Sprache der Erwachsenen entstehen, den durch Lautwandel und Analogiebildung geschaffenen Zustand also erst später durchbrechen. Und so zeigen denn die allergewöhnlichsten Wörter nicht in Wirklichkeit, wie Schuchardt[1]) will, sondern nur scheinbar am meisten Neigung, sich von den Lautgesetzen zu emancipieren. Es ist indess nicht immer nötig, dass die zu kürzenden Wörter in der Sprache der Gesamtheit zu den häufigsten gehören; sie brauchen nur in einem bestimmten Verkehrskreise recht häufig zu sein, um innerhalb desselben die Kürzung zu erfahren. Gerade diese im engen Kreise entstehenden Wortkürzungen sind recht instruktiv für analoge Vorgänge in der Sprache überhaupt. Wenn z. B. die Studenten der Chemie in Leipzig *Labor* für *Laboratorium* sagen, so unterscheidet sich diese Wortkürzung in nichts von allgemein üblichen, wie sie insbesondere bei Bezeichnungen nach Zahl, Mass und Gewicht vorkommen: vgl. *zwei Kilo* für *zwei Kilogramm*, *zwei Pfennig* für *zwei Pfennige*, *zwei Mark fünfzig* für *zwei Mark fünfzig Pfennige.*

Ferner sind auch die Kurznamen hierher zu ziehen. Delbrück[2]) hat dieselben für Entlehnungen aus der Kindersprache erklärt und dabei auf Formen wie engl. *Bob* < *Robert*, *Dick* < *Richard* verwiesen. Für diese beiden Beispiele ist ihm zweifellos Recht zu geben. Denn wir haben in diesen Formen lauter Eigentümlichkeiten der Kindersprache, das Fehlen der unbetonten Silben, die Ersetzung des schwierigen *r* in *Dick* durch das verwandte *d*, in *Bob* infolge einer springenden Assimilation durch das dem Vokale folgende *b*, den Ersatz der schwierigen Konsonantenverbindung *tš* durch einfaches *k*. Man wird aber im allgemeinen ziemlich vergeblich nach derartigen verstümmelten Koseformen suchen. Unter sämtlichen in Ficks Buche, Die griechischen Personennamen, aus allen idg. Sprachzweigen angeführten Kurznamen findet sich auch nicht ein einziger, in dem abgesehen von der Anhängung eines stammbildenden Suffixes irgend eine lautliche Abweichung von dem ihm zu Grunde liegenden Bestandteile des Vollnamens vorkäme. Bildungen wie *Ζεῦξις* für *Ζεύξιππος*, *Guste* für *Auguste* u. s. w. sind vielmehr von solchen wie *Labor* für *Laboratorium* durchaus nicht verschieden. Häufigkeit und Länge des Namens sind es, die gemeinsam die Kürzung zunächst in vertrautem Kreise veranlassen. Nur können die Kurzformen der Personennamen noch besondere Kosesuffixe erhalten.

So erklären sich denn auch die gekürzten Formen von Titeln und Begrüssungen, die Schuchardt ganz besonders gegen den Satz von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze in's Feld führt. Es finden sich hier

1) Über die Lautgesetze. S. 25.
2) Die neueste Sprachforschung. S. 29.

sowohl Auslassungen einzelner Wörter wie im nhd. *Mahlzeit* für *gesegnete Mahlzeit*, einzelner Silben wie in dem von Schuchardt angeführten magyar. *alá szolgáj* < *alátos szolgája*, und meist wohl verbunden mit den beiden eben genannten Arten die Auslassung einzelner Laute wie in vulgärdeutsch *moin*, der gewöhnlichsten Form für *guten Morgen*, in der das *r* geschwunden ist (das konsonantische *i* vertritt die Spirans *j* [für *g*] nach voraufgehendem Vokal); in dem bei Schuchardt auch genannten *mò* ist sogar der Vokal *o* und der Nasal *n* der Kürze halber zum Nasalvokal *ò* kontrahiert worden. Ähnlich heisst es im Magdeburger Lande *n dach* neben blossem *dach* für „*guten Tag*". Die Kürzung um einzelne Laute scheint sich überhaupt auf die Formeln der Begrüssung und der titularen Anrede zu beschränken. In allen anderen Fällen ist doch wohl der Sinn des Wortes nicht in dem Grade selbstverständlich, dass man bis zu dieser höchsten Stufe der Verundeutlichung fortschreitet.

Die Wortverdrehungen sind entweder Euphemismen wie nhd. *verflixt* für *verflucht*, oder phantastische Umgestaltungen von Wörtern in der Anlehnung an andere Wörter, wie sie im Scherze und bei Spielen vorkommen, oder partielle Urschöpfungen.

Für die Wortentstellung selbst haben wir natürlich gleichfalls das Gesetz der Ausnahmslosigkeit zu postulieren. Freilich umfasst auch hier der ganze Wandel meistens wohl nur ein einzelnes Wort oder eine einzelne Wortverbindung. Mehrere Wörter begreift er z. B. in sich bei der Kürzung der Hunderte der lateinischen Distributiva: *duceni* < *ducenteni*, *treceni* < *trecenteni u. s. w. Eine Ausnahme von diesem Wortkürzungsgesetze bildet nur *centeni*: eine Form *ceni würde der Deutlichkeit zu viel Abbruch gethan haben. Da die Wortkürzungen selbst absichtlich stattfinden, so sind natürlich auch ihre Ausnahmen durch Absicht bedingt. Auch bei Kürzung der Personennamen lassen sich wahrscheinlich Wortkürzungsgesetze betreffs ganzer Namenklassen aufstellen. Ein Wortverdrehungsgesetz haben wir im Deutschen in der steten Ersetzung von *Gotts* durch *potz* in Flüchen wie *potz Blitz*, *potz Wetter* u. s. w., im Französischen in der Verwandlung von *-dieu* in *-bleu* in den ursprünglich auf *-dieu* endenden Interjektionen wie *parbleu*, *corbleu* u. s. w.

---

# Wind, Wetter, Regen, Schnee und Sonnenschein in Vorstellung und Rede des Tiroler Volks.

Von **Maria Rehsener.**

So mancher müht sich ab, das Gewöhnliche originell zu sagen, weil alles nach Eigenart verlangt, und hätte nur die Hand nach dem Originellen auszustrecken, welches in der Ausdrucksweise des Volkes am Wege blüht.

Die Ausbeute würde eine um so reichere sein, führte ihn seine Strasse in noch unbekanntes Land.

Wir, als Fremde in Gossensass angekommen, strebten nur, uns den Gebirgsbewohnern verständlich zu machen, und fanden dabei ungesucht in ihren Antworten, kleinen Mitteilungen und ihrem Thun so viel Merkwürdiges, dass wir es nicht unterlassen mochten, das Gegebene aufzuzeichnen. Selbst die täglich wiederkehrenden Erscheinungen, wie Wind und Wetter, Regen und Sonnenschein gewannen neuen Reiz.

## Der Wind.

Der Wind ist ein Lotter (ein Landstreicher), der von Haus zu Haus geht. Man derhängt ihn nicht an; man ist froh, wenn er geht: denn wenn er fahrt, derstellt man ihn nicht aus, ebensowenig wie einen fahrenden Wagen oder einen herankommenden Eisenbahnzug.

Wenn die Hennen krähen, kommt der Wind. Er muss so lange gehn, bis er blutet; daher soll man nichts Böses auf ihn sagen. „Das glaub' ich, dass der Wind Enk angeblasen hat! Wo mag er jetzt hingegangen sein?“

Anno zwölfundachzig[1]) ist der Wind so gegangen, dass er den Leuten das Haar von den Köpfen gerissen hat.

Viel Wind, viel Krieg! hat der alte Wechsler allem gesagt.

Wenn der „aussere“ Wind (NO vom Brenner) weht, ist es frisch und klar, weht aber der „untere“ (SW von Sterzing), dann giebt es Regen. Heuer weht der aussere allein, der untere hat wohl mal auergelugt, ob er nicht aufer kommen könnte, aber der andere hat es nicht gelassen.

Den alten Brennern diente des Windes Treiben als „Loss“ (Orakel).

1) Vielleicht eine dunkle Erinnerung an das Jahr 1792, das den Leuten nicht nur das Haar, sondern auch die Köpfe mit fortgenommen hat.

Sie streuten zu Georgi etwas Nudelmehl auf das Dach des Hauses. Vertrug es der Wind, so glaubten sie, es erginge dem Mehl, woraus Nudeln gemacht worden, ebenso — streng genommen dem Weizen auf dem Felde, aus dem Mehl bereitet wird.

„Die Furl", haben Sie von der nie gehört? ein gemachter Wind! — es wird wohl soviel wie eine Hexe gewesen sein. Die Furl drehte einem Bauern das Heu umeinander, da warf ein Bube von ihm mit dem Messer nach ihr. Das Messer aber blieb im Bauch des Vaters stecken, der wohl in der Nähe Gras geschnitten haben wird, — ich weiss nimmermehr recht, wie es war, — dort fand man nachher das Messer, und den Mann fand man tot." —

„Wissen Sie auch, was ein armes Weible gethan hat, damit der Wind ihr nicht die Erde vertrüge?" Das Weible hatte nur eine alte Hütte und nur ein kleines Stück Land, — die Erde lag dünn auf dem Felsgrund, und der Wind wehte immer über sie hin, so dass die Frau fürchtete, er würde das Land ganz forttragen. Da opferte sie ihm jedesmal, wenn sie Mus kochte, eine Kelle voll Mehl, welches sie ihm zum Fenster hinausstreute. Und der Wind liess ihr das Land." —

## Das Wetter.

„Heute ist ein Zweifelwetter und morgens ging die Sonne so viel nett am Ferner auer," sagte die Weber-Zenze[1]).

„Manche sagen, mit dem Wetter habe unser Herr nichts zu thun, dafür habe er die Wetterherren[2]). — Wie schnell es oft anders wird! Einmal kamen wir morgens ins Zirog auf die Mahd, — es war ein kaltes, windiges Wetter, — wir hatten ein tolles Feuer in der Weite angeschürt und die Pfanne voll Wasser zum Muskochen darauf gestellt. Ich bin nur ums Mehl gegangen; aber bis ich wiederkam, war das Feuer aus und das Wasser in der Pfanne am Rande herum gefroren. Das ist wahr! Danach legten wir uns zum Schlafen, und als wir aufwachten, schien die Sonne und war das schönste Wetter."

Kleine Kinder verspüren die Veränderungen des Wetters; Erwachsene nur, wenn sie „tadelhaftig" sind.

Wenn die eisernen Pfannen in der Kuchel leicht rosten, giebt es Regen, und wenn in der Weite der Geier schreit, Schnee. Der Eine hält dies, der Andere das für ein sicheres Loss. Nach meiner Meinigung thun die Leute manchmal was erraten, aber wissen thun sie alle nichts, auch nicht die Fischer um Sterzing, die meinen allerlei zu wissen. Das will ich nicht sagen, dass selle Sterndeuter, die allem dem Zeug abwarten, nicht mehr wissen können. — Heute hann ich den Schnupfkönig in der Hecke gesehn, da giebt es schiech Wetter.

1) Eine Gossensasser Bäuerin, bei der wir wohnen.
2) Die Heiligen Johann und Paul, deren Tag am 26. Juni ist.

Wer ist denn der Schnupfkönig? fragten wir.

Ei, das kleine Vögele, welches das Schnallele (Schwänzchen) immer über sich schlägt.

Unser Zaunkönig! Warum nennen Sie den denn Schnupfkönig?

Ei, weil es einer ist! —

Die Veränderlichkeit des Wetters im Frühling wird drastisch charakterisiert:

„Der März geht ein wie ein Lampel und aus wie ein Löwe! Der März ist ein Lump; darum wachsen bei ihm die Flöhe so gut. Und der April ist des Märzen Gesell. Die guten Tage, die er hat, stiehlt er den andern Monaten vorweg. Die Kranken, die den Winter bettlägerig geworden, packt der März und frisst sie."

Meistens wird unter dem Worte Wetter Gewitter verstanden. „Wenn der Donner recht rollt, so wird die Erde ‚rogel' (weich, mürbe, fruchtbar).

„Die Wolke lag da wie ein Stein"; es hat immer ‚gehimmblitzet', jetzt läutet die Wetterglocke. Zuckt trotzdem der Blitz und kracht der Donner, ist schon gefehlt, zu spät geläutet worden; denn ist das Wetter erst im Holz, — von der kahlen Höhe bis in die Waldregion herabgesunken, — dann hilft das Läuten nichts mehr.

Wenn man geweihte Kätzchen von den Weiden isst, wird man nicht vom Blitz erschlagen. Auch geweihte Eier vergraben manche zu Ostern unter die Thürschwelle und Stallthüre zum Schutze gegen das Wetter.

„Das sind so Glauben," sagte unsere Wirtin; „ich glaube nicht daran, es mag wohl gegen so ein gemachtes Wetter helfen, aber nicht gegen eins, welches uns der liebe Herrgott schickt."

Gemachtes Wetter! „Wer kann denn Wetter machen?" fragten wir, und sie erzählte:

„Einmal, vor vielen, vielen Jahren, hundert kleckt nicht, waren Zigeuner in Stilfes bei Sterzing, und als sie weiterzogen, liessen sie einen kleinen Buben zurück; der Kurat aber nahm ihn zu sich. Der Herr liebte es, auf die Jagd zu gehen, und der Bube begleitete ihn öfters.

Eines Tages kamen sie mitsammen hoch oben auf einem Joche an ein Wasser. Da sagte der Bube: Hier könnte man ein Wetter machen.

So mache eins, sagte der Kurat, mache, dass dem Pfarrer das Korn verhagelt.

Der Bube ging ins Wasser, reckte die Hände aus und sprach allerlei, und das Wetter kam. Als sie vom Berge hinunterstiegen, fanden sie des Pfarrers Korn verhagelt.

Da nahmen die Geistlichen dem Buben das Wettermachen, ohne dass er es wusste.

Als später wieder der Kurat mit ihm an ein Wasser kam, hiess er ihn wieder ein Wetter machen, aber da konnte er es nicht mehr. —

Nun wissen Sie es, dass Wetter gemacht werden können."

Der Hagel, Schauer genannt, findet sich in einem Ausspruche charakterisiert, indem er zum Vergleiche dient, um das Verderben, welches ein zorniges Weib in ihrer Umgebung anrichtet, zu bezeichnen:

„Ein zorniges Weib ist schlimmer für das Haus, als der Schauer fürs Feld, und der ist so schlimm, dass, wenn man ihn in einen Sack steckte und nur darüber trüge, er noch schaden würde.“

## Der Regen.

„Der Regen lässt sich nicht verbergen! Alles grünt und blüht. Jetzt werden auch die Bäume erwachen! Aber regnet es am ersten Pfingsttage, so ist die halbe Nahrung hin“ (die, welche im Getreide, in Kartoffeln u. s. w. im Felde steht). —

Um genügend Regen für die Feldfrüchte zu erlangen, werden an Samstagen Wallfahrten nach Maria-Trenz (zwei Stunden unterhalb Sterzing) unternommen. „Der alte Wolf sagt, er gehe nicht mehr um Regen bitten, nass wäre es im Felde noch immer genug.“ — Der geht nicht um Regen bitten, weil die Fremden den nicht mögen, sagen die Bauern.

Im Sommer 1883 regnete es zur Erntezeit unaufhörlich. Die Leute konnten die Ernte nicht hereinbringen. Endlich schien die Sonne; doch es war kein Arbeitstag, sondern ein Sonntag. Der Kurat verkündigte nach der Predigt, dass, wenn die Bauern diesen Sonntag auf dem Felde arbeiten wollten, das keine Sünde wäre.

Trotzdem hörten wir im Hause und auf den Gassen sagen: „Mir ist es nicht drum zu thun, zu arbeiten.“ Am Nachmittag gingen wir stundenweit ins Pflerschthal, sahen aber nur vereinzelt einen Mann im Getreide beschäftigt, einen andern das Korn hereintragen und gegen Abend ein Paar Mädchen im Sonntagsstaat, die die vom Regen und Wind umgeworfenen Schöwer wieder aufrichteten.

Montag regnete es wieder, Erchtags (Dienstags) ebenfalls und so fort die Woche durch, und was nicht von der Ernte hereingekommen war, ging verloren.

„Sie haben es früher gelobt, den Tag der Wetterherrn zu feiern, jetzt thut es niemand mehr, da thun die Herrn auch, was sie wollen! Oder wie ist das? Sie sprechen doch auf der Kanzel selbst von den abgebrachten Feiertägen, — haben die Leut' sie nur für eine Weile verlobt?“

„Es gleicht nicht, dass der Regen nachlässt, welche Absätzerl wird er wohl machen. Die Wälschen bei der Bahnarbeit werden schnell gegangen sein, — die arbeiten nicht im Regen, — die Deutschen wohl! Du wirst nicht gleich in Scherben gehen!“ so sprach, wie sich selbst ermunternd, ein schon fast erblindeter, alter Mann. —

Ich trat zu Leuten aufs Feld, die sich zum Rendol (Marende, Vesperbrod) zwischen die Garben gelagert hatten, die sie eben geschnitten. Die Besitzerin des Feldes vertheilte Wein und Brod unter die Arbeiter, zu

denen auch ihre eigenen Söhne gehörten; sah aber dabei immer ängstlich zum Himmel empor, weil sich über dem Felde schwere Wolken zusammenzogen. Als sie mich kommen sah, rief sie mir entgegen: „Frau, haltet die Hände frei auf zum Himmel, dass es nicht regnet!“ — „Wie soll ich die Hände halten?“ fragte ich. „Ei, so!“ antwortete sie und sie erhob die Hände zum Himmel, wie einst die Alten im Gebete zu Jupiter-Pluvius. Die Söhne lachten über die Stellung der Mutter, diese aber rief ihnen eifrig zu: „Wenn ich wüsste, dass es hülfe, ich thäte es wohl!“

So fand sich hier noch im Leben ein Nachklang aus der alten Welt, wenn auch der einst heilige Brauch nur noch als eine Art Hausmittel verwendet werden sollte.

Hier hatten wir nicht Gelegenheit, das gewaltsame Anschwellen eines Baches durch Wolkenbrüche von Beginn an zu beobachten; aber wenige Stunden von hier, in Mühlbach im Pusterthale, waren wir vor einigen Jahren[1]) davon Augenzeugen, und hat sich das Ereignis unserem Gedächtnis so tief eingeprägt, dass wir glauben, es noch jetzt getreu wiedergeben zu können.

Schon der Abend vor dem Tage, an dem das Unwetter heraufzog, welches die Gewässer überfüllte, war unheimlich.

Die Luft war so dunkel, dass es uns unmöglich war, vom Gasthause bis zu unserer Wohnung, die nicht weit entfernt lag, zu gelangen. Es liess sich nicht ein hellerer Schimmer vom Himmel neben den Häusern unterscheiden. Wir mussten umkehren und im Wirtshause bitten, jemand möchte uns mit der Laterne heimbegleiten. Die Laterne war nicht gleich zur Hand, und ein Mädchen griff statt ihrer nach einer brennenden Kerze; diese nahm meine Schwester, um sie vor dem feinen Regen zu schützen, unter den aufgespannten Schirm. Mit Erstaunen bemerkten wir, dass die Luft neben der grossen Dunkelheit auch noch so still war, dass sich die Flamme des Lichts nicht einmal leise bewegte.

Nächsten Tag, am Nachmittage, brach ein starkes Gewitter los, und unsere Wirtin, eine madonnenhaft sanfte Frau, ging mit dem Säugling auf dem Arme leise und unruhig im Hause umher und sagte mehrmals still für sich: „Wenn nur nicht der Bach kommt!“ „Vor einem Jahre war es wie heute,“ sprach sie darauf zu uns, „da ist der Bach gekommen und in einem Nu ist mit einem Knall die alte Brücke zusammengebrochen.“

Auf einmal wird das fortwährende Rauschen des Baches vor unseren Fenstern von einem Rauschen, welches seitwärts herkommt, überdröhnt, und als wir dort hinaussehen, erblicken wir statt des steinigen Weges nach Meransen einen ebenso breiten Wasserstrom, der, Wellen schlagend, herabkommt. Männer jeden Alters kommen von allen Seiten herbei, um durch Vorschieben von Steinen und Erde das Wasser von den Häusern fern zu

1) 1880.

halten und um durch Graben von Rinnen ihm schneller Luft nach dem Bache zu verschaffen.

„Der Bach! Da kommt er!“ ruft entsetzt die Hausfrau, die, neben uns stehend, immer unruhig zwischen den arbeitenden Leuten auf der Gasse und den Wogen des Baches hin- und hergeblickt hatte. „Er bringt grosse Steine mit.“ Gleichzeitig übertoste wieder ein anderes, noch dumpferes Gedröhn fast den Donner selbst. Eine braune Masse wälzt sich über die eben noch krystallenen Wogen, verschlingt sie und stürzt dampfend der Brücke zu. Auch die Menschen wenden sich unwillkürlich dorthin, als könnten sie ihr Werk schützen. „Fort von der Brücke!“ rufen Männer, und ein Alter stellt sich diesseits, ein zweiter jenseits derselben auf, damit niemand die gefährdete Stelle betreten möchte.

Da erscheint im Ornate und von Chorknaben begleitet der Geistliche des Ortes, um den Bach zu segnen. Um ihn herum knieen in tiefster Andacht die Dorfbewohner, während das erderschütternde Getöse unter Donner und Blitz und zunehmendem Regen sich immer mehr verstärkt.

Von der gegenüber liegenden Bergwand, dort, wo der Fremde Schatten unter schönen Fichten findet, neigt sich die Krone eines Baumes und stürzt zur Erde. „Hat das der Blitz gethan?“ — Dort fällt ein zweiter und dort ein dritter Baum; den Abhang herab aber kommen Burschen in einer Reihe hinter einander und in gleichem Schritt. Sie tragen etwas Schweres, Nachschleppendes. Als sie näher kommen, erkennt man, was sie tragen: es ist einer der stolzen Bäume mit voller Krone, welchen sie eben gefällt haben. Von anderer Seite eilen Leute mit Ketten herbei, der Baum wird damit umwunden und mit dem dicken Ende voran gegen die andringenden Fluthen ins Wasser versenkt. Er wird im Augenblicke von diesen gegen die Dämme und die Häuser gedrückt, aber die wilden Wogen folgen, sich vertheilend, den Ästen und Zweigen und stossen weniger gewaltsam gegen das Ufer. Von allen Seiten werden Bäume gebracht, versenkt und die Gewalt des Stromes nimmt endlich ab.

Als Wetter und Wasser ausgetobt hatten, lagen ganze Felsblöcke im früheren Flussbette und der Bach selbst lief in unzähligen Wasseradern überall nebenher. Um sein altes Bett wieder herzustellen und ihn wieder hineinzuleiten, damit er die vielen Mühlräder zur Seite von neuem treiben könnte, mussten die Steinblöcke erst mit Pulver gesprengt werden.

Wie in Mühlbach die Fichten, so sahen wir im Laufe der Zeit am Brennerwege eine schöne Fichte und Birke nach der anderen, die den Rand des Eisack geschmückt hatten, im Augenblick der Wassersnot dem Beile zum Opfer fallen, um mit ihren in die Fluthen versenkten Kronen das Ufer zu schützen.

Unwillkürlich blicken wir noch oft, vergeblich suchend, nach den leeren Stellen, wo einst das Sonnenlicht die hohen Lärchenzweige rötete und der Wind mit dem langen Goldhaar der Birke spielte. —

## Der Schnee und die Lawinen.

„Heut blüht ein Schnee! Seh'n Sie es nicht, das Schneegeblüh?“

Die hoch gehenden Lämmerwölkchen, welche aus feinen Eiskrystallen bestehen, waren gemeint.

„Jetzt hat es auergeschnieben. Viel zu viel Schnee hat es heuer gemacht!“

Der Schnee von den ‚Lanen‘ hat früher oft so hoch auf dem Brennerwege gelegen, dass für die Fuhrleute nur ein schmaler Weg durchgegraben werden konnte. Immer vier Mann schöpften sich den Schnee einander zu, und der blieb zu beiden Seiten hoch stehn. Ja, da wäre kein Hund ausser gekommen, so hoch stand er!“ erzählt der Huisum[1]).

„Wie ist es eigentlich mit der Lane, hat damit auch das ‚Pfeiffer-Huisele‘[2]) etwas zu thun?“ fragten wir, als bei erneutem Schneefall man das Kommen der Lawinen befürchtete.

„Von der Lane habe ich es nie gehört, dass das Pfeiffer-Huisele sie gehn macht! Dass sie von einem Schuss und vom Anschreien geht, das wohl!“ antwortete die Zenze, und der Seppe, ihr Neffe, der dabei stand, fügte hinzu:

„Geht die Windlane und die Schneelane zusammen, dann sind sie schneller als die Büchse (ein Büchsenschuss). Heustadel und ganze Wälder nehmen sie mit fort. Die Lane geht ihren Weg, den der ‚Dasige‘ kennt und sich daher hütet, ihr in den Weg zu kommen. Der ‚Ausserländer‘ kennt die Lanenwege nicht, und so bestimmte ein fremder Ingenieur, als die Bahn hier gebaut wurde, als Platz für ein Bahnwärterhaus eine durch die Lane gefährdete Stelle. Vergebens warnte ein alter Brenner, dort das Haus zu bauen, indem er sagte:

„Es kann ja sein, dass etliche Jahre hier keine Lane kommt, auch fünfzig Jahre kann sie ausbleiben; aber wenn hier eine den Berg herunterkommt, dann geht sie diesen Lanenweg!“

Es wurde nicht auf ihn gehört, das Haus wurde, wo es bestimmt worden war, gebaut, und nachdem der alte Mann gestorben war, bezog sein eigener Sohn es als Bahnwärter. — — — Auf dieser gefährdeten Stelle und unter diesem Dache befand er sich mit seiner jungen Frau und mit seinen zwei kleinen Kindern, als die Lawine kam. Wie das Haus und die junge Häuslichkeit zerstört worden ist, erzählte uns des Bahnwärters Bruder, Hans Vetter, der ‚Huisen Hans‘ genannt.

„Es war nach 3 Uhr früh. Wir sechs Brüder waren im Wächterhause des Bruders Valtl zusammen, weil eben eine Lane auf die Schienen herabgekommen war. Glücklicherweise verliessen wir das Haus, um nach dieser zu sehn; doch der Bruder Valtl kehrte dahin zurück. Wir andern gingen

1) Ein alter Holzknecht, Bruder der Zenze.
2) Ein Hexenmännle, von dem viel erzählt wird.

heim. Ehe noch der letzte von uns, der Bruder Franzl, im Hause war, zeigte der Telegraph durch Getöse an, dass wieder eine Lane gefallen sei. Schleunig kehrte der Bruder um, fand die Telegraphenstangen umgerissen und vom Wärterhause nichts mehr zu sehen, als zwei Mauerreste, die aus dem Schnee herausstanden. Er rief uns und andere Leute herbei; doch waren wir nur etwa acht Mann, — weischt Du, — wir hatten nur wenig Licht, drei Stalllaternen, und wussten nicht, wo wir graben sollten. Der Bruder mit der Frau und den Kindern konnte ebensogut im Hause verschüttet liegen, als vor der Thür.

Wir gruben etwa drei Stunden vergeblich, — die Lokomotive hatte auch noch mehr Arbeiter von Gossensass gebracht, — da warf Einer von uns einen grossen Schneeklumpen, der wohl eine Elle im Durchmesser hatte, herum und — ein Kinderköpfchen, das des kleinen Mädchens, wurde sichtbar. Das Hemde und das Jäckchen waren ihm bis unter die Arme emporgestreift, so dass das ganze Körperchen, wie es der liebe Gott geschaffen hatte, im Schnee steckte. Sein Deckbettchen fanden wir später auf der anderen Seite des Eisack, und soweit war auch das meiste Hausgeräthe und das Dach des Hauses fortgetragen worden. Das zweijährige Kind aber muss wohl sein Schutzengel gehütet haben, dass sein Köpfchen mit der Schaufel nicht beschädigt worden war. Auch war es ganz lendig (lebendig), weinte nur. Schleunig wurde es in einen Bahnwärterpelz gewickelt und ins nächste Haus gebracht.

Wieder gruben wir eine halbe Stunde, da sahen wir einen Fuss von der Frau, aber ein schwerer Baum vom Dachstuhl lag über ihrem Rücken, so dass wir nicht zu konnten. Einer von den Arbeitern sagte zu dem andern: „Lauf, hole eine Hacke, sonst bringen wir den Baum nicht fort!“ Diese Worte hörte die Frau unter dem Schnee und dachte: „Bis der mit der Hacke kommt, bin ich erstickt!“ Doch sie vermochte nicht zu rufen, dass die Leute sie hörten; auch schwand ihr bald die Besinnung. Wir aber warteten nicht auf die Hacke, sondern sägten das freigewordene Ende des Baumes ab, und da wurde die Frau zwar ohnmächtig, aber doch lebend hervorgezogen. Mit dem Kopfe hatte sie unter dem Bette des Kindes gelegen und dadurch etwas Luft gehabt.

Wir fragten sie, wo ihr Mann sein könne. Endlich erholte sie sich so weit, uns verstehen zu können und zu sagen: „Vor der Thüre!“ Noch eine halbe Stunde und man fand den Bruder Valtl, mit dem Herzen und der Brust neben der Thür auf die geborstene Mauer des Hauses gepresst. Seinen kleinen Sohn hatte er unter dem Arm. Beide waren tot. Der herbeigekommene Arzt erklärte, der Tod müsse augenblicklich eingetreten sein.

Die Frau, welche sich unterdessen erholt hatte, erzählte, sie habe, nachdem wir gegangen wären, in der Küche gestanden, um Kaffee zu kochen, da sei der Mann hereingekommen und habe gerufen: „Die Lane!

Nimm das Kind!“ Aber obgleich sie dem Bübl näher gestanden hätte, als er, hätte sie es nicht mehr derthan, danach zu greifen. Wie der Mann es gekonnt, könne sie nicht verstehen; denn kaum hätte er gesprochen, so wäre ein furchtbares Gedröhne erschallt und dann wusste sie von nichts mehr.

Die Frau, welche dreieinhalb Stunden vergraben gewesen war, wurde nach vier Monaten von einem gesunden Töchterchen glücklich entbunden. Seitdem hat sie den Beruf erwählt, andern Frauen bei der Geburt ihrer Kinder behilflich zu sein.

Das neue Wärterhaus aber wollten sie wieder an die alte Stelle in den Lanenweg bauen; doch die Regierung erlaubte es nicht ohne weiteres, sondern hiess die Ingenieure erst die Ältesten des Ortes um Rat fragen. So wurde es auf einer sicherern Stelle gebaut; den Rat des Vaters — tröst ihn Gott! — hatten sie als den eines dummen Bauern verachtet.“ So schloss der Mann.

Wir sahen im Winter 1888 unter den bedeutenden Lawinen, welche in der Umgegend herabgekommen waren, auch eine grosse Grundlawine, d. h. eine solche, welche von dem schrägen Boden abrutscht, wie der Schnee von dem Dache, und den Grund mit sich reisst, daher alles andere als weiss ist. Diese Lawine war genau den früheren Weg gegangen, wo das alte Bahnwärterhaus gestanden hatte, und das Marterl zum Andenken an die Verschütteten, was aus Vorsicht nur ein Paar Schritte abseits vom Lanenwege errichtet ist, war der einzig stehen gebliebene Gegenstand, den man aus der Lawine herauserkennen konnte. —

Im Kriege wollten die Franzosen über den Brenner marschieren, da sagten ihnen die Bauern, sie könnten nicht gehen, denn die Lanen kämen. „Ach, was!“ rief der Offizier, — er verstand es wohl nicht, was die Lane ist, — „ich werde ihnen schon Widerpart halten mit diesem meinem scharfen Degen!“ Als dann nach ein Paar Tagen das Wetter besser wurde, sind die Franzosen drüber gegangen. —

Ende April trat ich fröstelnd vor die Hausthüre. „Dass es aber heute wieder so kalt ist, und es war doch schon so schön!“ sagte ich zur Wirtin. „Das wundert Sie? Mich wundert das nicht,“ antwortete die Frau. „Hören Sie nicht den Wind und sehen Sie nicht den Schnee? Der Schnee muss ja kalt sein! Er hat es ja geschworen: ehnder er derwarmt, zergeht er!“ —

## Der Sonnenschein.

Uns vom Schlafe eben Erwachten verkündet ein rötlicher Schimmer auf der Lärchenholztäfelung des Zimmers, dass der Morgen nahe. Wir stehen auf, kleiden uns an und eilen hinaus, das erste Licht auf den Bergspitzen, welches uns einst bei unserer Ankunft in Gossensass so erfreut hatte, zu begrüssen. Die Wirtin folgt erschreckt vor die Thüre, und als

sie sieht, was uns hinaus getrieben, — wie unsere Blicke an den leuchtenden Bergesspitzen haften, — ruft sie erstaunt: „Haben Sie das nie gesehen? Das macht die Sonne!“

Schon lichten ihre Strahlen die höchstgelegenen Bäume auf der östlichen Bergwand, schon breiten sie sich weiter nach beiden Seiten aus und jetzt langen sie auch zu uns herab, in die Tiefe des Thals:

„Jetzt ist die Alte wohl kommen!“ hören wir sagen. „Sehn Sie sie nicht, wie sie dort niederhockt auf dem Baume, die alte Mutter, die Sonne?“ —

Höher steigt sie, die Wolken ballen sich zusammen und das Gewitter kommt.

„Dass das Wetter kommen musste, wusste ich wohl. Die Sonne hat immer so geblickt!“

Bald ist es vorüber, balsamisch duften die Lärchenwälder, der Regen lässt nach und über die Wolken spannt sich der Regenbogen.

„Der Sonnenbogen!“ [1]) ruft in demselben Augenblicke die uns wohlbekannte Stimme. —

Die Sonne hat sich gesenkt, bald deckt ein Fels sie und beschattet das Thal, doch über ihm und zwischen seinen Zacken strömt warmes Licht auf die gegenüber liegenden Berge. Nur Schritt für Schritt weicht das Licht, gefolgt von breiten Schatten, den Höhen zu.

„Jetzt geht die Sonne wohl den Berg in die Höhe!“

Und wo bleibt sie die Nacht?

„Die goldene Kugel ist allem dort, wo die Muttergottes ist, so sagte die Rox Annele, die oft für sich und andere zur Muttergottes nach Trens wallfahrtete.“ —

Jeden Morgen, jeden Abend röten sich Himmel und Berge, aber immer später kommt, immer früher geht die Sonne:

„Sie dergiebt nichts mehr, sie ist ganz weiss!“

„Doch am Königstage geht sie wieder einen Hahnenschritt höher. Ein unsriger Vetter, der Kauner,“ sagt die Weber-Zenze, „hat es in seiner grossen Stube gemessen — am Sonnenschein, dass es so richtig ist. Und er hat ein kleines Löchele an der Decke eingebohrt, wie hoch die Sonne dann geht.“ — „Am Sebastianstage aber,“ setzte der Huisum hinzu, „steigt die Sonne schon um einen Hirschsprung.“ Und er erzählte uns auch später, was man zu thun habe, um drei Sonnen auf einmal aufgehen zu sehen. —

Wir hatten mühsam mit ihm ein Joch überschritten und ruhten am Rande eines kleinen Sees aus, in stilles Anschauen versunken, da begann der Alte:

„Haben Sie es gehört? Haben Sie schon davon gehört, wenn man

---

1) Auch „Sonnenring“ genannt.

am Dreifaltigkeitssonntage auf einen hohen Berg steigt und vor Sonnenaufgang auf der Spitze ist, da sieht man statt einer Sonne drei Sonnen aufgehen: Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiligen Geist!"

Nein, davon haben wir nichts gehört. Haben Sie das gesehen?

„Ich bin nicht zukommen." —

„Scheint der Mond, wenn er abbricht (abnimmt), in eine Kost, so dass man den Mondschein mitisst — wird man schwer krank." Will man recht herrisch reden, so nennt man den Muhne (Mond) Mahn.

---

Auf dem Brenner waren die letzten Tage im August 1890 keine guten. Zu Regen, Wind, Gewitter und drohendem Bergrutsch gesellten sich brennende Bauernhäuser in der Nähe des mit Fremden überfüllten Hôtels Gröbner in Gossensass. Der Blitz soll das Feuer angeschürt haben? Aber wie ist das, — ‚das wilde Feuer' ist nicht mit Wasser zu löschen und sie haben es gelöscht!

Ein fremder Handwerksgeselle soll beim ‚Plündern' (Ausräumen) gestohlen haben! Selle Fremden, das will ich Ihnen sagen, sind nicht zu ergründen.

Gossensass, den 31. August 1890.

---

# Jamund bei Cöslin.

Mit Berücksichtigung der Sammlungen des Museums für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes zu Berlin.

Von **Ulrich Jahn** und **Alexander Meyer Cohn.**

---

Das im Herbst des Jahres 1889 in Berlin unter dem Vorsitz Rudolf Virchows eröffnete Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes (*C.*, Klosterstrasse 36) birgt unter sonstigen Schätzen auch eine komplette Sammlung von Bauernaltertümern aus zwei hinterpommerschen Ortschaften, dem schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts urkundlich erwähnten Kirchdorfe Jamund und der Nachbargemeinde Labus. Beide Ortschaften sind infolge ihrer geographischen Lage seit alten Zeiten durchaus auf einander angewiesen. Ihre Feldmarken stossen zusammen, und das beiderseitige Gebiet wird im Norden von dem grossen,

durch das sogenannte Deep mit der Ostsee verbundenen Jamunder See bespült. Im Osten bildet die Grenze der Labuser Feldmark der Nestbach, welcher bei dem Dorfe Seidel entspringt, bei dem Städtchen Zanow die Polnitz und den Horstbach aufnimmt und dann in den Jamunder See fällt. Ebendahin ergiesst sich im Westen des Jamunder Gebietes der Cöslinische Mühlenbach, der aus dem See bei dem Dorfe Bonin kommt und durch die Stadt Cöslin fliesst. Auf diese Weise von drei Seiten durch einen grossen See und die bruchigen Ufer zweier Küstenflüsse von dem Verkehr mit der übrigen Welt abgeschnitten, blieb den Jamundern [1]) nur der Zugang nach dem Süden, nach Cöslin zu; und auch da gab es nur eine Strasse, die obendrein, nach Versicherung alter Einwohner, ehemals durch Wald und Bruch führte und nur in trockenen Sommern oder bei Frostwetter ohne Beschwerlichkeit zu benutzen war. Bei solcher Lage der Dinge erscheint es natürlich, dass die Jamunder nur mit einander verkehrten, nur in einander heirateten und dass sich in diesem vergessenen Winkel trotz der geringen Anzahl von 568 Einwohnern, welche noch in den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts in nur 106 Häusern darin wohnten, alte Art und Sitte in hervorragendem Masse erhalten haben.

Am wenigsten ist dies noch an dem Volksglauben und der Sage zu merken, welche in Jamund mehr in den Hintergrund zu treten scheinen, als sonst auf dem Lande in Hinterpommern. Immerhin sind dieselben auch dort noch nicht erloschen. Die alten Leute wissen von ihren Eltern her, oder wollen gar selbst in ihrer Jugend erlebt haben, dass die wilde Jagd über den Jamunder See durch die Lüfte zog, wenn die Fischer in der Nacht bei den Reusen beschäftigt waren. Fürchterlich liess sich das Heulen der 4 Hunde vernehmen, und deutlich sah man, wie ihnen die Flammen aus dem Rachen schlugen. Als Richtung, in welcher die wilde Jagd zog, gilt auch hier die Milchstrasse, die deshalb den Namen „Wildbån“ erhalten haben soll.

Ebenfalls verblasst hat sich die Erinnerung an die Bewohner des Meeres (Seejumfre) und die Zwerge erhalten. Letztere werden, abweichend von den Dörfern umher, nicht Unnerêrdschen, sondern Juelkes genannt, eine Namensform, die sich den Ulken, Umken, Öllerken, Üllerken, Öllekes, Üllekes vergleicht, wie die Zwerge im Kreise Grîmmen, einem Teil des Randower und Greifenhagener Kreises, im Weizacker, im Saatziger und z. T. auch im Regenwalder Kreise heissen [2]). In Jamund bezeichnet man als ehemaligen Wohnort der Juelkes einen jetzt abgetragenen vorgeschichtlichen Grabhügel, den Juelkesbârch. Dabei lag früher ein Teich, der Juelkesdîk. Es sollen freundliche Leutchen gewesen sein diese Juelkes.

---

1) Wenn von „Jamundern“ schlechthin gesprochen wird, sind die Labuser stets mit einbegriffen.

2) Vgl. Näheres darüber bei Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen. 2. Aufl. Berlin. 1890. S. 49 ff.

Ihre Nahrungsmittel besorgten sie sich in dem letzten Jamunder Bauerhofe auf dem Wege nach Labus zu.

Noch klarer erinnert man sich des Kobolds, der in Übereinstimmung mit dem Volksglauben in dem übrigen Hinterpommern die Namen Dråk, Alf und Rôdjackte führt und wie ein feuriger Wiesbaum durch die Lüfte fährt, schwer mit Korn oder Geld beladen, das er für seinen Herrn stiehlt. Auch in Jamund selbst hat der Alf vor Zeiten Unheil gestiftet. Zwei Höfe lagen einander gegenüber. Der eine Besitzer war reich, der andere arm, und schuld an diesem Missverhältnis war niemand anders, als der Alf. Das wollte der reiche freilich nicht Wort haben; aber der arme hat es ihm klipp und klar bewiesen. Anstatt des Kornes legte er seinen Pferden eines Abends Disteln vor; und richtig, ehe eine Stunde verging, waren die Krippen leer. Geschwind eilte er mit guten Freunden auf die Hoflage des Reichen, hinein in den Pferdestall, und siehe, da standen die fetten Tiere allesamt da und liessen den Kopf hängen; denn in den Krippen lagen Disteln, nichts als Disteln.

Während wilde Jagd, Seejungfern, Juelkes, Alfe von den Jamundern selbst in das Reich der Sage verlegt werden, so ist der Glaube an die Nachtmahr (*Mårt*) auch bei gar manchem von ihnen noch lebendig. Die *Mårt* ist nach ihrer Meinung ein Mensch, meist ein Mann, seltener eine Frau, der von Geburt an oder durch ein Versehen bei der Taufhandlung dazu verdammt ist, bei Nachtzeit seinen Körper zu verlassen und in einem Siebrand auf Reisen zu gehen, um jemand zu quälen. Es giebt verschiedene Mårten: die einen quälen einen Mitmenschen, die andern ein Pferd; diese drücken einen Eichbaum, jene einen Dornbusch; wieder andere legen sich auf das Wasser oder auf einen Stein. Gegen die Menschenmahrt wird auch in Jamund das Mittel empfohlen, die Pantoffeln verkehrt, d. h. mit den Spitzen nach der Wand zu, vor das Bett zu stellen. Der Spuk soll dann denken, sein Opfer habe schon das Bett verlassen, und unverrichteter Dinge heimkehren. Grausamer gedacht ist ein in Jamund bräuchlicher Zauber gegen die Pferdemårt. Wenn das Fell des Tieres sich mit Schweiss bedeckt und die Haare der Mähne sich zu verflechten beginnen, so nimmt man stillschweigend einen Feldstein, legt einen der schweissigen, verwirrten Haarstränge darauf und klopft ihn mit einem zweiten Feldsteine stillschweigend ab. Nach dem Glauben der Leute ist es unmöglich, dass der Quälgeist je wieder das Pferd plagen kann; die Mårt ist eben durch das Klopfen getötet.

Auch sonst findet sich Zauberglaube genug, aber kaum etwas, das sich von dem Hexenwesen im übrigen Pommern wesentlich unterschiede. Nur ein paar Besprechungsformeln mögen hier nachgetragen werden, welche in dieser Gestalt für Pommern bisher noch nicht veröffentlicht sind:

Gegen die Rose:

Dit is våer de Råus,
Våer de grîs, våer de gråuw,
Våer 't Hellen,
Våer 't Schwellen,
Våer 't Rîten,
Våer 't Splîten.
Im Namen Gottes, des Vaters †, des Sohnes †
und des heiligen Geistes †.

Gegen das Heilige [1]):

Alle Glocken werden gezogen,
Alle Lieder werden gesungen,
Das Heilige soll zergehen und verwesen.
Im Namen Gottes, des Vaters †, des Sohnes †
und des heiligen Geistes †.

Blut stillen [2]):

Frisch ist die Wunde,
Heilig ist die Stunde,
Heilig ist der Tag,
Wo die Wunde wird heil gemacht.
Im Namen Gottes, des Vaters †, des Sohnes †
und des heiligen Geistes †.

In der Anschauung von der menschlichen Seele, ihrem Verhältnis zum Körper und ihrem Leben nach dem Tode weichen die abergläubischen Jamunder ebenfalls nicht ab von ihren Nachbarn. Wie diese glauben sie an Spukgeschichten, an Ahnungen, an das sogenannte zweite Gesicht, an Doppelgänger und dergleichen. Es tritt also (abgesehen etwa von den Juelkes — und da beschränkt sich die Abweichung auch nur auf die Namensform) im ganzen Volksglauben der Jamunder nichts spezifisch Jamundisches hervor. Desto bemerkenswerter erscheint es, dass die Leute, was Sitte und Brauch anbelangt, in vielen Punkten so hervorragende Eigentümlichkeiten zeigen, dass sie nicht nur für den aufmerksamen Forscher eine Ausnahmestellung einnehmen, sondern auch all ihren Nachbarn rings umher für einen besonderen Volksstamm gelten.

Gleich der erste Eindruck, den der Anblick von Jamund und Labus macht, ist ein auffälliger. Dicht an einander reiht sich Gehöft an Gehöft, und zwar mit einer so ausgesprochenen Hofanlage, wie kaum anderswo in Pommern; und doch trägt das Ganze nicht, wie man vermuten sollte, den fränkischen, sondern den niedersächsischen Typus. Der alte Jamunder

1) Vgl. Jahn, Hexenwesen und Zauberei in Pommern. S. 105, Nr 240
2) Ebenda. S. 65, Nr. 40; S. 67, Nr. 49 und 50.

Bauernhof bildet nämlich ein grosses Viereck. Nach der Strasse zu liegt eine Scheune, verbunden mit dem Durchfahrtshäuschen.

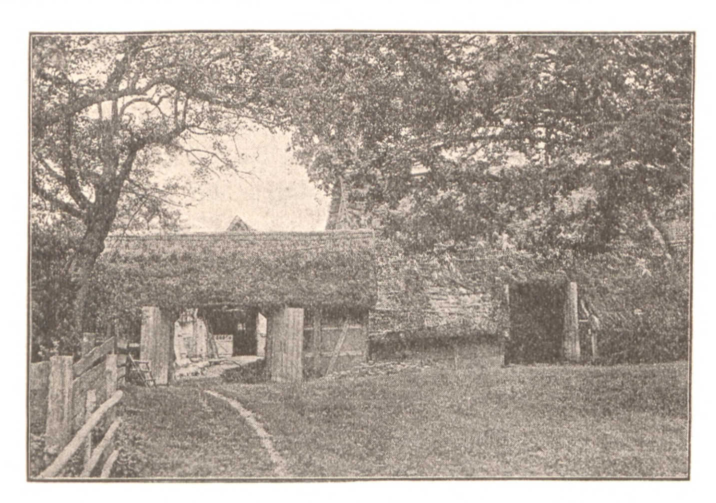


Fig. 1. Jamunder Bauernhof (Durchfahrt und Scheune).
(Nach einer photographischen Aufnahme von J. E. Stybalkowski in Cöslin.)

Zu beiden Seiten schliessen sich Wirtschaftsgebäude an. Dazwischen befindet sich der Düngerhof und hinter demselben, mit dem Giebel gegen den Thorweg gerichtet, das rein niedersächsisch gehaltene Wohnhaus.



Fig. 2. Jamunder Bauernhof (Quergebäude und Haupthaus).
(Nach einer photographischen Aufnahme von J. E. Stybalkowski in Cöslin.)

Durch ein grosses Einfahrtsthor, welches den Tag über durch eine niedrige Vorthür, das Heck, ersetzt wird, um den Schweinen und dem Hühnervolk den Eintritt zu verwehren, gelangt der Besucher auf die Diele, deren Fussboden aus gestampftem Lehm hergestellt ist. Zur Rechten und zur Linken hat das Vieh seinen Stand; doch ist der Platz auf der einen Seite etwas verkürzt und der gewonnene Raum zur Schlafstätte für das Gesinde hergerichtet. Die Betten für dasselbe liegen in kojenartigen Verschlägen, und man gelangt zu ihnen durch die Bettlöcher, welche so hoch angebracht sind, dass eine grosse eichene Truhe vor ihnen Platz hat, die dann beim Zubettegehen und Aufstehen als Tritt benutzt wird.

Am Ende der Diele liegt der niedrige, überwölbte Herd, von dem aus der Rauch in dichten Schwaden durch das Balkenwerk zieht, um die dort aufgehängten Schinken und Würste und Speckseiten zu räuchern und endlich im Rauchloch oder sonst wo einen Ausweg zu finden. Hinter dem Herd zieht sich eine Wand quer durch das ganze Haus und scheidet Stube und Kammer von der Diele. Der eigentliche Aufenthalt für die Familie war aber nicht da, sondern am Herd. — Vor demselben läuft quer über die Diele ein breiter starker Balken, der „Katzenbalken“; auf ihm hat allerhand Hausrat seinen Platz. — An Bodenräumen sind ausser dem Hauptboden noch drei Nebenboden vorhanden. Zwei davon werden durch die Decken der Ställe, der dritte durch die Decke von Stube und Kammer gebildet. Letzterer heisst auch der Malzboden, weil man das Malz zum Brauen dort zu trocknen pflegte. — Bemerkenswert für den alten Jamunder Hof ist endlich noch, dass sich durchweg an der einen Giebelseite neben dem Einfahrtsthor ein kleiner Ausbau findet, der aber von demselben Dach, wie das Hauptgebäude gedeckt wird (siehe das Bild). Darin haben die Kälber oder die Schweine ihre Stallung.

Im Laufe der Jahre sind naturgemäss an vielen Stellen Änderungen in der Hofanlage, sowie im Aufbau und der inneren Einrichtung des Hauses eingetreten; trotzdem giebt es auch heute noch in Jamund und Labus Gehöfte genug, welche die ursprüngliche Art deutlich erkennen lassen.

So primitiv und geradezu ärmlich der Eindruck ist, den ein Alt-Jamunder Haus mit seiner vom Rauch tief schwarz gefärbten Diele auf den Besucher machen muss, so wenig würde es stimmen, den Bewohner des Hauses, den Jamunder Bauer mit seiner Familie, für einen in der Kultur zurückgebliebenen, in ärmlichen Verhältnissen lebenden oder gar unsauberen Gast zu halten. Im Gegenteil, man wird in Pommern nicht viele Gegenden finden, wo die Bevölkerung einen gleich behäbigen Wohlstand hat, wo dieselbe einen gleich hohen Geschmack und Kunstsinn entwickelt und wo alles gleich sauber zugeht.

Schon darin zeigt sich der Reichtum der Jamunder, dass sie, deren Ort als Kämmereidorf von Cöslin dem Magistrate der Stadt Spanndienst zu leisten verpflichtet war, sich dieser Pflicht nicht selbst unter-

zogen, sondern einen Knecht als Ersatzmann stellten. Jeder Bauer hielt zu dem Zwecke neben seinem Hausknecht einen sogenannten Hofknecht; und dieser Brauch hatte sich so tief eingewurzelt, dass die Jamunder Hofknechte, so zu sagen, eine eigene Innung bildeten, die ihre bestimmten Satzungen und Gebräuche hatte. So durfte z. B. nie ein Hofknecht an dem andern vorbeifahren, wenn sie denselben Weg hatten. Am wichtigsten war die Aufnahme eines neuen Mitgliedes, das „Inhêsen“. Herr Kaiser, derzeit Pastor in Jamund, beschreibt diesen Brauch auf Grund der Mitteilung eines älteren Gemeindemitgliedes folgendermassen [1]):

„Ward ein Hausknecht Hofknecht, so musste er eingeheest — inhêst — werden. Bei dieser Feierlichkeit gab der Jungknecht eine Vierteltonne Bier. Die Hofknechte hatten einen Vorsteher, den sie sich wählten, den Altknecht — de Üllst. Dieser setzte sich an den Tisch, der einzuheesende Jungknecht nahm neben ihm Platz, vor ihnen stand eine Kanne Bier; ein gutes Quart musste die Kanne enthalten. Nun „machte“ der Altknecht eine Rede. Er fragte den Jungknecht, ob er, wenn er nun ihr Mitknecht würde, auch alle Verpflichtungen, die ein Hofknecht gegen den andern hätte, übernehmen wollte. „Wist du uck dînen Brauder, so wît as hei raupe kann, un so wît, als sîn Stimm reikt, wenn ji bûten sünd, helpen?“ Hatte der Jungknecht das mit Ja beantwortet, so gab ihm „de Üllst“ die Hand, ergriff die Kanne, sagte: „Prôst, Brauder!“ und trank. Darauf der Jungknecht: „Sei gôd, Brauder!“ und trank auch. So tranken sie dreimal, jedesmal den Handschlag und das „Prôst, Brauder!“ und „Sei gôd, Brauder!“ wiederholend. Gewöhnlich hatten sie die Kanne schon bei dem ersten Trunk geleert; in derselben durfte nichts bleiben. Nach dem dritten Trunk ward die Kanne umgekehrt auf den Tisch gestellt. Blieb davon ein Ring auf dem Tisch, dann mussten sie das Bierfass, das auf dem „Struedk“ (hölzerner Schemel mit drei Füssen) lag, füllen.“ —

Ganz besonders tritt jedoch der behäbige Wohlstand der Jamunder in ihrer Nationaltracht hervor, die uns jetzt des näheren zu beschäftigen hat. Dank der im Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes vorhandenen Schätze ist es möglich, eine genaue Beschreibung derselben zu liefern, wie sie noch im Anfang dieses Jahrhunderts allgemein üblich war. Aber auch die ausführlichste Beschreibung gewinnt erst die rechte Anschaulichkeit durch beigefügte Abbildungen. Der Güte des Herrn Prof. A. Kretschmer danken wir es, und mit uns gewiss auch unsere Leser, dass wir für die Jamunder zwei farbige Blätter bieten können, die nicht nur auf die grösste Treue, selbst in den geringsten Einzelheiten, Anspruch erheben, sondern auch von künstlerischem Standpunkt aus vollendet sind.

---

1) Kaiser, Volkstümliches aus Hinterpommern. Monatsblätter, herausgegeben von der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde. 1890. Nr. 6, S. 92 u. 93.

Der Gedanke, welcher dem diesem Hefte beigegebenen Trachtenbilde zu Grunde liegt, ist folgender: Das Brautpaar tritt festlich geschmückt kurz vor dem Gange zur Kirche noch einmal vor den alten Grossvater, der in seinem Stuhle an dem ehrwürdigen Kachelofen, einem echten Jamunder Originalstück, sitzt und aus dem Schatze reicher Lebenserfahrung heraus treffliche Worte der Lehre und Ermahnung mit auf den Weg giebt. Hinter dem Stuhle lehnt die Hausfrau, die Schwester der Braut. Mit Bewunderung sieht sie, wie stattlich sich das Mädchen in dem Hochzeitsputze ausnimmt. Neben ihr steht ihr Mann, der Bauer; zur Seite rechts hantiert die Magd. Auf der Linken, neben der Braut, hart vor der geschnitzten Truhe, steht der Hochzeitsbitter. Er starrt ernst und gedankenschwer vor sich hin; doch sind es kaum die Sorgen um der Liebe Glück und Qual, die ihn in diese Stimmung versetzen, es wird wohl das lange Ausbitterlied sein, welches so schwer in den dicken Kopf hinein wollte und das nun, so fürchtet er, nach seinen Erfahrungen, die er bei dem Einladen gemacht, wohl nicht mit Unrecht, ebenso schwer zum Munde wieder herausfahren dürfte. —

Gehen wir auf die einzelnen Trachten über, indem wir, dem Kretschmerschen Bilde entsprechend, uns zunächst an die im Anfange dieses Jahrhunderts bräuchliche Bekleidungsform halten [1]:

Zu dem täglichen Anzug der Jamunderin gehört zunächst ein grobes, geteilt zugeschnittenes, ärmelloses Hemd, welches den Hals und den grössten Teil der Brust freilässt. Dasselbe wird Niederteil „Nedderdeil“ genannt. Darüber befindet sich das kurze „fîn Hemd“, welches aus zartestem eigengemachten Linnen verfertigt und wie eine lose, hoch hinauf gehende Jacke gearbeitet ist. Die wenigen Fältchen oben stecken unter einem schmalen, glatt aufgesetzten Passe, den die Bäuerin auf zierliche Weise ausgenäht hat.

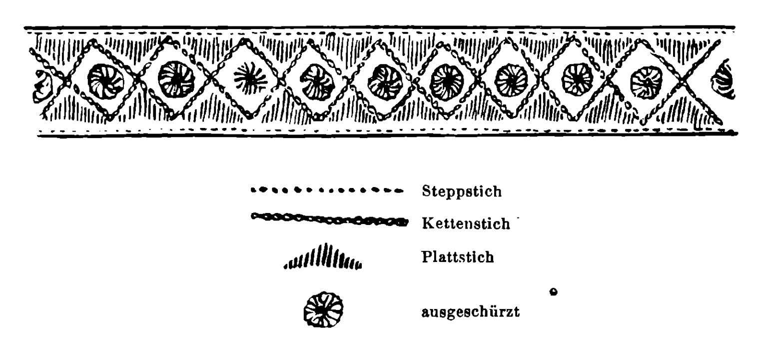



Fig. 3. Gestickter Pass zum „fîn Hemd“ der Jamunder Braut.

Ein ebensolcher Pass ist auf die Achseln gesetzt, hat hier aber noch

1) Bei der Beschreibung der Trachten, zumal der weiblichen, haben sich die Verfasser der Unterstützung der um die Volkskunde Ostpreussens hochverdienten Forscherin Fräulein El. Lemke zu erfreuen gehabt.

an beiden Seiten kleine, ausgeschürzte Zacken erhalten. Die langen Ärmel endigen in eine Manschette, die eigentlich nur ein breiter Pass ist, der vorstehendes Muster, durch Reihen in Hexenstich noch verstärkt, doppelt zeigt. Alle Stickerei ist in Weiss ausgeführt. Zusammengehalten wird das Hemd über der Brust durch eine Spange in Herzgestalt, Jôpsel genannt, über deren Form, Material und Herstellungsart weiter unten ausführlicher zu berichten ist.

Das nächste Stück ist das Schnürleib, das hinten ziemlich hoch, vorn aber tief ausgeschnitten sein muss. Es besteht aus buntem (rot, grün, weiss, schwarz), breit gestreiftem Drillich von Hausmacherarbeit, ist mit grober Leinewand gefüttert und am Halsausschnitt und an den Achseln mit dunkelblauem Wollenbande eingefasst. Vorn sind zwei starke Rohr- oder Fischbein-Stangen im Futter angebracht, längs deren Ösen und Haken befestigt sind. Durch dieselben führt ein rotbuntes, auf dem Webebrettchen hergestelltes Schnürsenkel. Unten schliesst das Schnürleib mit einem grossen Wulst ab, der rundum den Körper umgiebt und die schweren Röcke tragen hilft, auch ermöglicht, dass die zahlreichen Plissees derselben, vorzüglich des Oberrocks, immer in gewünschtem Faltenzustand verbleiben.

Unter das Schnürleib wird der Brustlatz „Bostdôk“ geschoben, ein Gegenstand, der unsere Damenwelt in Schreck und Staunen setzen muss; denn er ist am besten mit einem ziemlich breiten, nach unten sich verjüngenden Brett zu vergleichen, das Brust und Magen beständig drückt. Freilich benutzt man nicht Holz, sondern Pappe dazu, doch diese ist von mächtiger Stärke und ermangelt aller Nachgiebigkeit. Der Latz wird auf beiden Seiten mit buntem Zeuge bezogen und vorn ausserdem noch mit einer Menge über einander geschobener, breiter, farbiger Seidenbänder, mit Goldflittern und Goldspitzen besetzt, so dass das Ganze einen recht stattlichen Eindruck macht.

Dicke, dunkle, blaue oder schwarze Wollröcke bilden die Unterkleider. Sie sind, wie der Oberrock von Hausmacherarbeit und unterscheiden sich nur dadurch von letzterem, dass dieser am Saume mit grünem oder rotem, auch blauem Bande eingefasst ist. Die Länge der Unterröcke erreicht nicht ganz diejenige des Oberrocks, der bis zur halben Wade herabgeht. Der grösste Teil von ihm ist übrigens gar nicht sichtbar, da er von der Schürze verdeckt wird, die ebenfalls dunkel in der Farbe, aber leichter im Gewebe gehalten ist. Befestigt wird die Schürze durch die auf dem Webebrett verfertigten Schürzenbänder, welche von gleicher Farbe, wie die Schürze selbst, sind.

Dasselbe Schwarz oder Dunkelblau zeigen auch die langen Wollstrümpfe. Sie stecken in Pantoffeln, deren sehr hoher Absatz sich weit nach der Sohle vorgerückt findet. Bei den sogenannten Brautpantoffeln, d. h. den Pantoffeln, welche der junge Bursch in Jamund als Zeichen der Zuneigung seiner Braut zu verehren hat, ist das Oberleder kunstvoll aus-

gestochen. Um das Muster hervortreten zu lassen, wird ein Streifen rot gefärbten Leders darunter befestigt und dann eine schwarze Lederkappe vorn an die Spitze gesetzt (siehe Tafel II.).

Auf dem Kopfe trägt die Jamunderin ein weisses, ausgenähtes oder geklöppeltes Haubentuch, von welchem jedoch nur die äusserste Kante zu sehen ist; das übrige wird von einer steifen, stark gefütterten, eckigen, schwarzen Kappe „Mütz“ bedeckt, an welcher Bänder von gleicher Farbe befestigt sind, die unter dem Kinn zusammengebunden werden. Unter der „Mütz“ quillt der Zopf hervor, zu dessen Verlängerung ein dreiteiliges, schmales Band von rotbunter Farbe, das auf dem Webebrett hergestellt wird, die sogenannte „Flecht“, mit in die Haare verflochten wird. Bei der verheirateten Jamunderin ist die Kappe überdies vorne mit einem Streifen hellen Pelzwerkes besetzt; sie heisst dann „Fruggesmütz“, im Gegensatz zu der pelzlosen „Maikesmütz“ und der in gleicher Form, aber aus buntem Stoff gefertigten und obendrein mit allerhand blankem Flitterkram besetzten Kappe für kleine Mädchen und Knaben, der „Klein-kinner-Mütz“.

Noch einer vierten weiblichen Kopfbedeckung mag hier Erwähnung gethan werden, des sogenannten „Plünners“. Derselbe bildet den Kopfschmuck der Jamunder Konfirmandinnen und besteht aus drei etwa 40 *cm* langen und 10 *cm* breiten, weissen Binden, dem „Plünnerdauk“ und den beiden „Plünnerbinnen“, von denen die erste aus einem Stück ausgenähten Linnens besteht, während die beiden letzten aus selbst geklöppelten Spitzen gefertigt sind. Die drei Stücke werden durch Nadeln so auf dem Haare befestigt, dass das Ganze einer Spitzenhaube nicht unähnlich sieht.

Verlässt die Jamunderin das Haus, um einer Nachbarin oder Freundin einen Besuch abzustatten oder erwartet sie selbst Gäste, so zieht sie statt der Pantoffeln kurze Niederschuhe „bricket Schauh“ an, welche von schmalen Lederriemen, die über einem ausgefransten Lederstreifen verschlungen sind, auf dem Spann festgehalten werden. Der Absatz ist, wie bei den Pantoffeln, weit nach der Sohle vorgerückt (siehe Tafel II.).

Ferner zieht sie die Jacke „Jôp“ über. Dieselbe ist sehr einfach aus schwarzem, selbst gewebtem Wollenstoff gearbeitet und innen rot abgefüttert. Die Ärmel sind lang und glatt; der Rumpf ist kurztaillig gehalten. Vorn befinden sich abermals, wie bei dem Schnürleib, zwei furchtbare Stangen, längs deren Ösen und Haken eingenäht sind. Der durch dieselben bewirkte Verschluss ist so innig, dass weder von dem farbenprächtigen Brustlatz noch von dem bunten Schnürleib auch nur das mindeste zu sehen ist. Um die Halsöffnung der Jôp wird als Kragen ein kleines, weisses Tuch gelegt, das nach dem Rücken zu mit einem Hühnerfuss \|/ ausgenäht ist.

Gilt es einen feierlichen Gang, so wechselt die Jamunderin die Schürze und bindet statt der dunkelblauen Schürze die „witt Schört“, vom feinsten

Linnen gefertigt, vor. Oben ist eine Schnur eingezogen, so dass die Falten hin und her geschoben werden können. In der rechten Hand hält sie ein linnenes Tuch, das rundum mit einer kleinen Borte und in allen vier Ecken mit einem blattförmigen Muster bestickt ist, und zwar in roter Farbe. Die Stickerei ist höchst merkwürdig: ein gerade oder schief liegender Plattstich, oft nur über zwei Fäden geführt. Gewöhnlich ist die Figur verschoben und zudem (in Bezug auf rechte und linke Hälfte) sehr willkürlich behandelt. Der Gesamteindruck ist trotzdem ein günstiger.

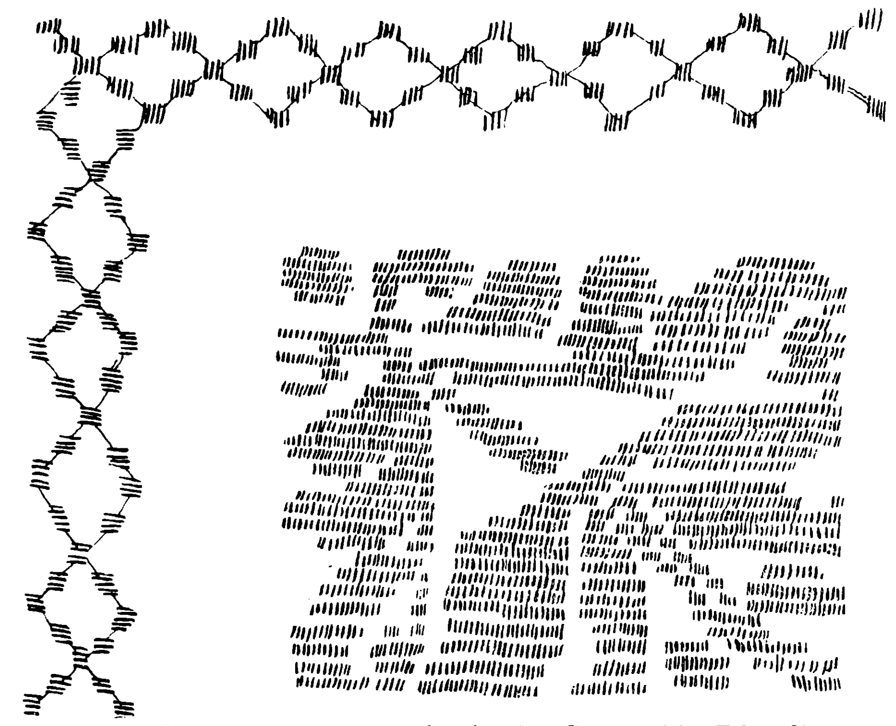


Fig. 4. Jamunder Brauttaschentuch, mit rotem Garn gestickt (Eckstück).

Beim Gange zum Nachtmahl kommt als höchster Schmuck, aber nur der verheirateten Frau zustehend, der kurze, etwa einen halben Meter lange Mantel von feinem, schwarzem Tuch hinzu. Er ist wie die Jôp mit rotem Fries abgefüttert und hinten von Schulter zu Schulter in regelmässige, schmale Falten gelegt, die durch untergeheftete Schnur in gefälliger Form erhalten bleiben. Ein sehr breiter, aufgesetzter Saum läuft im Nacken über die Schultern weg vorn herunter. Hinten ist Pappe in diesen Saum eingenäht, damit er kragenartig steif aufliegt. Vorn an der Innenseite ist durch grosse Kragenösen Gelegenheit gegeben, den Mantel mit den Armen, da diese durch die Ösen gesteckt werden, fester zu ziehen.

Ausser dem oben beschriebenen gestickten Tuch hält die Kommunicantin noch das Gesangbuch in der Rechten, dessen Einband nach alter

Sitte aus bunt ausgearbeitetem und gefärbtem Leder gefertigt ist. An der Schnittfläche befinden sich Beschläge. — Die Hände stecken bei solchen Gelegenheiten in nichts weniger als zierlich gearbeiteten, weiten Fausthandschuhen, die oben schwarzes Tuch, innen grobes, graues oder rotes Wollenzeug zeigen. Wertvoll werden diese Handschuhe jedoch durch die mühselige Stickerei, die mit bunter Seide in Steppstich und Plattstich ausgeführt ist und vorwiegend Blumen und Herzen darstellt. Die Naht, durch welche der Daumen in den Handschuh gefügt ist, wird durch Hexenstich verziert. (Näheres über die Ornamentik der Handschuhe, sowie eine besondere Abbildung im folgenden Hefte.)

Kaum weniger originell, als der Anzug der Frauen, ist derjenige der Männer. Auch hier haben wir eine Alltags- und eine Festtagstracht zu unterscheiden. Erstere besteht aus dem Hemd von grobem Linnen mit ziemlich hohem Kragen und langen Ärmeln. Die Manschetten derselben sind, ebenso wie der Kragen, nur bei den Brauthemden, und auch da nur ganz unbedeutend, ausgenäht.

Über das Hemde wird das „Bostdôk“ (Brusttuch) gezogen, welches aus demselben Stoff gefertigt ist, wie das Schnürleib der Frauen (s. oben). Den Verschluss bildet eine einfache Reihe blanker Metallknöpfe. Es schliesst am Hals eng an und reicht herab bis über den ganzen Unterleib. An beiden Seiten befinden sich Taschen, die mit einer grossen Klappe verdeckt sind.

Das Bostdôk entspricht unserer Weste, nur mit dem Unterschied, dass bei dem modernen Kleidungsstück der Schossteil über dem Beinkleid zu tragen ist, während derselbe bei dem Bostdôk untergeknöpft wird. Im übrigen trägt der Jamunder weisse, leinene oder gelbe, schaflederne an den Seiten ausgenähte Kniehosen. Jene werden mit rotbunten, nach Art der Schnürsenkel auf dem Webebrett gefertigten „Büchsen“-Bändern, diese mit ledernen Riemen unterhalb des Knies zusammengebunden. Von dem Gelb oder Weiss der Hosen hebt sich das Braun oder Schwarz der langen Wadenstrümpfe, in die an den Aussenseiten ein einfacher Zwickel (in Form des Längsdurchschnitts eines langen, schmalen Kegels mit darauf gesetztem, auf der Spitze stehendem Rombus) gestrickt ist, wirkungsvoll ab. Zu den Strümpfen gehören kurze Schnallenschuhe (siehe die Abbildung der üblichen Schnallenform auf Tafel II), wenn man es nicht vorzieht, den ganzen Unterschenkel bis über das Knie hinauf durch plump gearbeitete Krempstiefel zu verdecken.

Das nächste Kleidungsstück des Jamunders ist das sogenannte „Fauderhemd“, ein langer, blauer, rot abgefütterter Rock von „fîfschäftigem“ Zeug, der vorne und an den Ärmeln mit blanken Messingknöpfen besetzt ist. Bald finden sich an den Seiten Taschen, bald fehlen sie. Der Schnitt des Fauderhemds ergiebt sich aus der Abbildung. — Auf dem Kopfe tragen jung und alt, Verheiratete und Junggesellen die Zîpoll-, d. i. Zwiebel-

Mütze aus selbst gewirktem, rotbunt gestreiftem Wollenzeug. Sie hat eine viereckige Gestalt, das heisst, es sind vier blattartige Stücke so zusammengefügt, dass die Mütze, nachdem unten noch ein steifer Rand dazu gekommen ist, einer Schachtel oder, wie die Leute wollen, einer Zwiebel ähnlich sieht. Auf der Mitte des Deckels befinden sich Schleifen von Wollenband, meist eine grüne und eine rote, in Kreuzform übereinander liegend.

Neben der Zîpollmütze ist auch die pelzverbrämte Bauernmütze mit rotem Deckel und silberner oder goldener Troddel, deren Verbreitung über ganz Deutschland geht, üblich; doch hat sich in Jamund die Sitte herausgebildet, dass dieselbe nur von Verheirateten getragen werden darf.

Legt der Jamunder Bauer die Festtracht an, so hat er nicht viel Umkleidens nötig; er zieht einfach über das Fauderhemd den langen, dunkelblauen oder schwarzen Rock von ebenfalls fîfschäftigem Zeug, mit buntem Wollenstoff gefüttert. Derselbe ist ohne Kragen und Knöpfe und wird lediglich durch Haken und Ösen zusammengehalten. Die Ärmel enden in Stulpen, welche in regelmässigen Abständen mit vier Fadenösen angeschürzt sind. Statt der Taschen sind Schlitze vorhanden, um (wenigstens haben dieselben sonst in Deutschland den Zweck) bei schlechtem Wetter die Vorderteile der Rockschösse durchzuziehen und sie dadurch vor Beschmutzung zu schützen. — Um den Hals wird, je nach der grösseren oder geringeren Feierlichkeit, ein kattunenes, halb- oder ganzseidenes Halstuch geschlungen. Die Hände stecken in weissen, wollenen Fingerhandschuhen, die geschmackvolle, eingestrickte Muster aufweisen, auf jedem Finger eines in Ringform. Am Handgelenk hängen kleine Fransen von weisser Wolle.

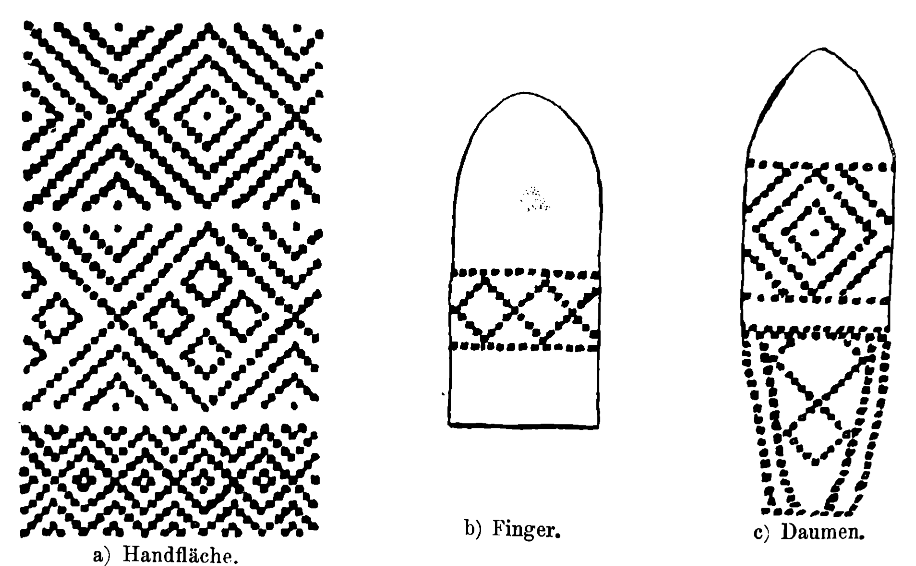



Fig 5. Muster der Jamunder Fingerhandschuhe für Männer, mit weisser in weisse Wolle gestrickt.

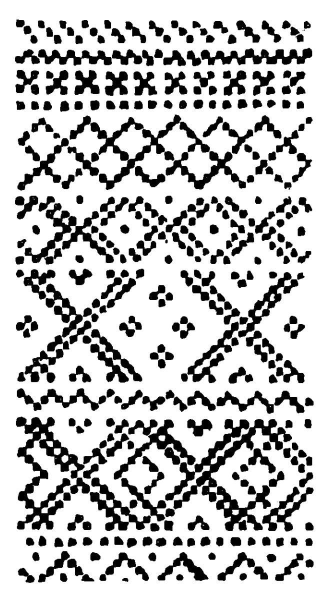


Fig. 6. Muster der Jamunder Fausthandschuhe für Männer, mit weisser in schwarze Wolle gestrickt.

Letztere kommen sehr zur Geltung, da die Jamunder Mode verlangt, dass die unteren Teile der Handschuhe über die Enden der Rockärmel gezogen werden. Daneben finden sich auch schwarzweiss gemusterte Fausthandschuhe; doch sind dieselben mehr für den alltäglichen Gebrauch im Winter bestimmt, während die weissen Fingerhandschuhe bei jeder festlichen Gelegenheit, ganz gleich, ob Winter oder Sommer, getragen werden.

Statt der Mütze wird auf das Haupt mit seinen langen, bis über die Schultern herabwallenden Haaren ein gewaltig grosser Dreimaster gesetzt. Erst seit dem Anfang dieses Jahrhunderts beginnt derselbe von dem Cylinder verdrängt zu werden, der sich dann bald alleinige Geltung verschafft hat. Nach dem Schwinden des Dreimasters stellten sich noch andere Veränderungen in der Tracht ein. Die bunten, lebensfrohen Farben, sowie alles Glänzende, traten mehr und mehr zurück. Statt der vielfarbigen Bostdäuker und Mieder wurden solche in einfacherer Farbenzusammenstellung gewählt; statt der glänzend blauen Fauderhemden fertigte man tiefschwarze. Die schmucke Michelmütze, der Plünner der Konfirmandinnen, die blanke Kleinkinner-Mütz, die buntgestickten Handschuhe der Frauen und die kunstvoll gemusterten weissen der Männer, alles kam in Wegfall, ebenso der stattliche Abendmahlsmantel, der rote Brautrock und die ausgenähten Lederhosen (wie die Kniehosen überhaupt). Die Schnallen an den Schuhen fielen weg, die Zwickel an den Strümpfen hielt man nicht mehr für notwendig, die kunstvoll ausgearbeiteten Pantoffeln wurden nicht mehr gefertigt, und auch die eigenartigen Schmuckstücke der Braut, des Bräutigams und des Hochzeitsbitters sind seit Jahrzehnten nicht mehr getragen worden.

Aber selbst diese stark vereinfachte Tracht hat der modernen Kultur nicht standhalten können. Nur vereinzelt ist heute eine Jamunderin und noch seltener ein Jamunder in der Nationaltracht zu schauen. Und als ob das Unheil nicht schnell genug kommen könne, ist das Hauptdorf Jamund, welches seit zwei und einem halben Jahrhundert von jedem grösseren Brandunglück verschont geblieben war, am 3. November 1889 zur Hälfte ein Raub der Flammen geworden. Wenig haben die Leute zu retten vermocht; und ein Ersatz für die verloren gegangenen Stücke ist nicht möglich, da die Frauen, wie fast überall in Deutschland, so auch in diesem vergessenen Winkel, die Kunst des Webens und Stickens und Klöppelns verlernt haben und mit ihren Bedürfnissen auf den Händler in der Stadt angewiesen sind.

Um so mehr dürfte es am Platze sein, ein Stück echten Alt-Jamunder Lebens vor Augen zu führen. Es möge darum hier die Schilderung einer Bauernhochzeit folgen, wie man dieselbe noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in Jamund und Labus zu feiern gewohnt war:

Eine Eheschliessung ist seit jeher bei dem biedern Landvolk zunächst Geschäfts- und erst in zweiter Linie Herzenssache gewesen. So auch hier. Da wird lange hin und her beraten, was er hat und was sie mitbekommt. Sind endlich die Parteien handelseins geworden, so geht's an die Vorbereitungen zur Hochzeit. Die Braut, selbst wohlhabender Leute Kind, heiratet in einen reichen Hof hinein. Da gilt's Ehre einlegen! Gross muss die Hochzeit sein, so gross, dass sie noch Jahre lang in aller Dorfgenossen Munde lebt. Das ist die Hochzeit aber nur, wenn alle, die zu den Eltern des jungen Paares und zu diesem selbst als Nachbarn, als Freunde, als Verwandte oder sonst wie in irgend welcher Beziehung stehen, als Gäste erscheinen. Einladungen über Einladungen müssen daher ergehen. Und zwar dürfen dieselben, alter Sitte zufolge, nur mündlich durch einen besonderen Einlader, den Hochzeitsbitter, erfolgen.

Zu dem Zwecke setzt sich der Bräutigam mit einem guten Freund in Verbindung. Derselbe legt seinen Sonntagsstaat an. Die langen Krempstiefeln sind frisch geschmiert; der stattliche Kirchenrock ist sauber abgebürstet. Um den Hals ist ein farbiges Seidentuch geschlungen. Auf dem Kopf trägt er einen reich mit Goldborten und Flitter benähten, rauhen Cylinderhut. Über die Hände sind die weisswollenen, in reichem Muster gestrickten Handschuhe (siehe oben) gezogen. Dann ergreift er das Zeichen seiner Würde, den Hochzeitspiess. Der Dorfschmied hat die Lanzenspitze geschmiedet; den Schaft hat er selbst kunstreich hergerichtet. Nachdem er ihn rot gefärbt, hat er in vier langen, fingerbreiten Streifen schwarzes Leder der Länge nach mit blanken Buckelnägeln an den Stock geheftet. Kränze von ausgefranstem Leder, ebenfalls mit Buckelnägeln beschlagen, unterbrechen in schuhbreiten Zwischenräumen die Längsstreifen. Hart unter der Spitze endlich ist ein Täfelchen mit einem Lederriemen befestigt. Dasselbe ist bunt bemalt und in der Mitte in Herzform ausgestochen. Unter dem Herzen steht die Jahreszahl.

So ausgerüstet macht sich der Hochzeitbitter, begleitet von einem Gesellen, auf den Weg. Ohne den Hut abzunehmen, tritt er auf die Diele des Hauses, wo er schon von dem Wirt und dessen Angehörigen erwartet wird. Dreimal stösst er mit dem Spiess auf den gestampften Lehmboden, dass es schallt, dann setzt er ein Gesicht auf, wie der Pastor auf der Kanzel, und spricht mit dröhnender Stimme, dass die Wände wiederhallen:

„Guten Abend, guten Abend ins Haus! Ist der Wirt herein oder ist er heraus? Wir haben so lange gegangen, wir haben so lange gestanden, eh' wir das liebe Hochzeitshaus haben können erlangen. Nun haben wir es einmal erlangt; Gott gebe euch viel Glück und Segen darein. — Wir

wünschen euch alles Liebe und Gute und alles Wohlergehen. Hochgeehrte und wertgeschätzte Freunde, nehmt es doch nicht vor übel an, weil wir so unverhofft zu euch herein kommen; denn wir haben eine christliche Werbung und einen freundlichen Gruss an euch zu vermelden, nicht von unsertwegen, sondern von zwei Personen, als nämlich von dem hochgeehrten Herrn Bräutigam N. N., wie auch von seiner herzvielgeliebten Jungfer Braut N. N. Weil diese beiden Personen gesonnen sein, sich durch Schickung Gottes, ihrer Eltern und guten Freunde in ein christliches Eheverlöbnis einzulassen, und, als unser Vermuten ist, am zukünftigen Freitage ihren hochzeitlichen Ehrentag anstellen wollen (als Werke zu verrichten beschlossen werden kann) und weil ihr christliches Vorhaben ohne gute Freunde und Nachbarn nicht geschehen noch vollzogen werden kann, also gelangt unser dienstfreundliches Bitten hier an den Herrn Hauswirt und an seine herzvielgeliebte Hausfrau, Kinder und Gesinde, Jungfern und Gesellen, dass sie doch möchten am zukünftigen Freitage, vormittags zehn Uhr, zu ihnen kommen und halten Hochzeit, nicht allein am Freitage, sondern die ganze Woche, so lange die Hochzeit währen wird, und essen und trinken und nehmen mit ihnen vorlieb. Und was sie euch können zu gute thun, das sollt ihr ungewegert von ihnen haben."

„Ferner lassen sie euch bitten um einen Wagen mit vier Pferden, wohl ausgemundieret und alles was darauf gehört: Herr und Frau, Kinder und Gesinde, Jungfern und Gesellen, sie kommen geritten oder geschritten, vier, fünf, sechs, sieben, acht, soviel euer ganzes Haus vermag."

„Ferner, so lässt der Herr Bräutigam und die Jungfer Braut euch bitten: Knaben und Jungfern, Jungfern und Gesellen, dass ihr doch möchtet ein wenig in der Zeit kommen und trinken ein Mal, zwei oder drei, und gehen mit den Brautleuten nach der Kirche und helfen ihnen den Reih stärken und vermehren und mit einem christlichen Gebet beiwohnen. Allda werdet ihr dann sehen, wie der Herr Bräutigam mit seiner vielgeliebten Braut durch priesterliche Hand verkoppelieret und verheiratet wird, und nach solchem Vertrauen werdet ihr euch in das Hochzeitshaus des N. N. in Jamund einverfügen. Allda werdet ihr dann finden ein wohlausgeziertes Hochzeitshaus, einen Tisch gedeckt, Stühle und Banken gesetzt, und werdet allda mit hochzeitlichen Ehren an einen hochgeladenen Tisch gebracht werden. Allda werdet ihr dann sehen, was Gott der Herr euch an Essen und Trinken durch Koch, Küchen- und Tischdiener wird vortragen lassen, günstig vorlieb zu nehmen, nach der Mahlzeit zum Tanz (das macht den Reih ganz) den Reih helfen stärken und vermehren; das geschieht dem Herren Bräutigam mit seiner vielgeliebten Braut zu Ehren."

„Ferner lassen sie euch bitten, dass ihr doch möchtet keine notwendigen Sachen vorwenden, damit sie in ihren Ehrentagen nicht möchten verschwächt, sondern vielmehr gestärkt werden. Denn sie wollen sich gar keines Ausbleibens an euch versehen haben; denn wenn ihr wieder einen

Sohn oder eine Tochter ausgebt oder sonst eine Clation (lies: Collation) anstellt, so wollen sie wieder gerne Hülf und Beistand leisten, sofern als sie dazu geladen und gebeten werden."

„Ferner lassen sie euch bitten, ob ihr nicht was viel Milch und Butter habt, dass ihr ihnen doch könnt mit einem wenig zu Hülfe kommen: mit einer Kann' voll, mit einer Wann' voll, mit einem Löffel voll, mit einem Scheffel voll; denn wir verhoffen mit williger Hand eine grosse, schwarze Kanne voll, dass die Grütze gut weiss wird. Das wollen sie auch gerne sehen."

„Ferner lassen sie euch bitten, wenn hier noch wo ein unverhoffter Gast zu euch kommt, dass ihr ihn doch nicht gleich ausjagt, ihm doch was zu liegen helft auf die Bank oder unter die Bank, auf den Kumm oder dabei zu, oder bei den Mädchen, bei den Jungfern in das Bett bis an den hellen, lichten Morgen, dass er wieder zu den Seinigen in das Hochzeitshaus kommen kann. Das wollen sie auch gerne sehen."

„Ferner lassen sie euch bitten, ob hier der Herr Hauswirt nicht was viel Äpfel verwahrt, die Hausfrau nicht was viel Feigen gebackt, die Mädchen, die Jungfern nicht was viel Nüsse gepflückt haben, dass sie den Hochzeitsbittern können auch was mitteilen. Denn wenn wir wieder zu den Brautleuten in das Hochzeitshaus kommen, dass sie doch sehen können, dass wir unsere Bitte desto besser verricht't haben. Das wollen sie auch gerne sehen."

„Thut euch belieben und nicht lange bedenken; habt ihr ein Kraus Bier, so thut mir einmal einschenken. Kann's sein ein Gläschen Wein, so soll's uns desto lieber sein. Habt ihr keinen Wein, so kann's doch sein ein Gläschen Branntwein. Habt ihr keinen Branntwein nicht, so kann's sein ein gut Wort; damit reisen wir wieder frisch fort."

„Ferner so bitten wir ganz freundlich für uns und für unsere Personen: Haben wir nicht recht wohl gebeten, so mögt ihr es desto besser verstehen, desto eher kommen, desto länger bleiben, desto lustiger und fröhlicher sein; denn wir sind noch jung an Jahren, wir haben die Sache noch wenig erfahren; wir sind noch jung in Ehren, wir verhoffen, es auf ein ander Mal besser zu lehren; wir sind noch jung von Knochen, wir verhoffen, es auf ein ander Mal besser zu machen."

„Denn wir verhoffen, ihr werdet euch auf unsere Bitten wissen fleissig einzufinden und verachten Braut und Bräutigam nicht, und uns als zwei ausgesandte Diener und Boten daneben auch nicht, und nehmen mit ihnen vorlieb, was da kömmt zu Tisch, es sei Wildbret, gebratene Hühner oder Fisch, Bier oder Wein, was am besten für die hochgeladenen Hochzeitsgäste und Freunde wird sein, nach der Mahlzeit zum Trunk, fröhlich zum Sprung, mit Beten und Singen, und helfen die Hochzeit mit Freuden zu Ende bringen."

„Nun so nehmt es für eine Bitte an, weil die Bitte nicht besser

werden kann; aber die Bitte ist klein. Stellt euch desto fleissiger zur Hochzeit ein.“

> „Ån Nået un Äppel un Fîge
> Låte sich dei Hochtîdsbiddes nich vadrîwe;
> Wenn s' dei warre krîge,
> Warres gêen still schwîge.“

Nachdem ihnen die Bitte gewährt ist und sie die Nüsse und Äpfel und Birnen bekommen haben, fährt der Sprecher fort:

„Denn wir sind zwei ausgesandte Diener und Boten; wir sind gesandt von Braut und Bräutigam; sie lassen den Herrn Hauswirt und die Hausfrau freundlich grüssen von dem ersten bis zu dem letzten, den Koch mit seinen Kellen und mit seinen Gesellen, sie mögen Namen haben, wie sie wöllen. Ihr mögt das Haus so lange auf den Boden ziehen. Ihr sollt uns angenehme Gäste sein. Sie lassen euch darum bitten, ihr mögt ihre Stühle und Banken nicht zerbrechen, ihre Löffel, Teller, Tischtücher nicht zerstossen noch zerstechen, und halten euch fein säuberlich bei Tisch und treiben kein Ungewerb und Unschicklichkeit bei Tisch und halten den Herrn Hauswirt und die Hausfrau wert und lassen sein Hausgerät wohl unveracht't; und wenn euch ein Gläschen Bier wird zugebracht, so nehmet es an mit Dank. Nun so haben wir unsere Bitte mit des vollbracht. Wir wünschen euch auf den Abend eine lustige und fröhliche Sach'. Denn wir verhoffen, der Herr Hauswirt wird uns ein Kraus Bier schenken, die Hausfrau einen Stuten, als ein Arm lang, dann werden wir sagen grossen Dank. Amen“ [1]).

Nachdem die Zusage von dem Hauswirt erteilt ist, zieht der Hochzeitsbitter mit seinen Gesellen in den nächsten Hof, um dort dieselbe Predigt zu halten, mit nicht minderem Ernst und mit nicht geringerer Anstrengung seiner Lungen, und so setzt er es fort, bis endlich auch der letzte Gast geladen ist. Führt ihn sein Weg ausserhalb des Dorfes, so entledigt er sich seines Auftrages hoch zu Ross.

Inzwischen mühen sich die Angehörigen der Brautleute ab, die beiderseitigen Höfe hochzeitlich herzurichten. Grosse Mengen von Butter, Weizenmehl und Grütze werden beschafft, ein Rind wird geschlachtet, Bier wird gebraut, Branntwein aus der Stadt besorgt, und bei den Fischern aus den benachbarten Seedörfern werden grosse Bestellungen an Fischen aller Art gemacht. Die Bettlöcher werden mit den frisch gewaschenen Feiertags-Vorhängen versehen. Kunstvoll sind in dieselben, weiss auf blau,

---

1) In dem uns vorliegenden Manuskript des Hochzeitsliedes und des Liedes zum Ausbitten, welches im Jahre 1838 von einem Jamunder Bauer niedergeschrieben ist, sind, offenbar durch Versehen des Abschreibers, die beiden letzten Absätze des Ausbitterliedes (siehe Heft 2): „Nun, ihr Herren Musikanten, . . . . . — late sei uck birre. Amen“ hinzugefügt.

figürliche Darstellungen hineingewirkt, alte Jamunder Arbeit, schon von der Urahne gewebt und in der geschnitzten eichenen Brautlade aufbewahrt. Der Spalt, welchen die beiden Shawls der Vorhänge lassen, wird bis an die Decke der Bettlöcher ausgefüllt von schwellenden Kissen. Die breiten Einsätze der Bezüge (Büren) sind von der Braut und ihren Freundinnen eigens zu dem Feste gearbeitet und lassen auf dem blauen oder roten Inlet scharf und deutlich das prächtige Muster erkennen.

Auf der sorgsam geglätteten und mit frischem Sande bestreuten Diele und in der Stube werden Tische aufgestellt und mit schneeweissem Linnen gedeckt. An dem Ehrentische stehen neben den anderen Stühlen zwei funkelnagelneue, mit lebhaften, aber nicht grellen, das Auge verletzenden Farben bemalt. Der hochbeinige Bräutigamsschemel mit dem Doppeladler und den sich schnäbelnden Tauben und der zierlich mit Binsen beflochtene Brautstuhl, dessen kunstreich gearbeitete Rückenlehne mit zahlreichen Glöckchen behangen ist. Jetzt ist das nur Zierat; vor alters sollte der Klang wohl dazu dienen, unheilbringende Dämonen zu verjagen. So finden sich auch zuweilen statt der Schellen in dem für diesen Fall doppelt beflochtenen Boden kleine Steinchen und Scherben, die bei jeder Bewegung des Stuhles klappern und klingen.

Der Hochzeitstag naht heran. Am Abend vorher, also am Donnerstag, finden sich die Freunde der Braut in dem Hofe von Brautvater und -Mutter und die Freunde des Bräutigams bei dessen Eltern ein, um die Vorfeier (Affeiring) zu begehen. Gegessen und getrunken wird dabei, wie bei der eigentlichen Hochzeit und den darauf folgenden Tagen, nur dass die Parteien getrennt sind. Auch die Anordnung der Tische und die Art der Gerichte ist an allen Hochzeitstagen dieselbe. In der Mitte jedes Tisches stehen bunt bemalte Schüsseln und Teller von roher hinterpommerscher Technik; sie enthalten Grütze oder Reis, Kartoffeln mit Ueberguss, Fische, Butter und gesottenes Fleisch. Braten kannte der alte Jamunder nicht, obgleich der Hochzeitsbitter in seinem Spruche den Gästen den Mund wässerig macht mit Wildbret, gebratenen Hühnern und Fisch. Ueber den Schüsseln liegen grosse Brote, von feinstem Weizenmehl gebacken. Vor jedem Sitz steht ein eckiger oder runder, mit der Hofmarke des Hauswirts versehener hölzerner Teller. Derselbe ist blank gescheuert, ebenso wie der geschmackvoll aus Holz geschnitzte Löffel, mit dem männiglich zugreift, um aus gemeinsamer Schüssel von der Grütze, dem Reis, den Kartoffeln und den Fischen zu essen. Von dem Fleisch nimmt jeder nach Belieben mit dem Taschenmesser ein Stück von der Schüssel und legt dasselbe dann vor sich auf den Holzteller und zerschneidet es; ebenso nimmt er von dem Weissbrot. Die übrig bleibenden Knochen werden unter den Tisch geworfen.

Das Rindfleisch macht Durst, und der Fisch will schwimmen, ganz abgesehen davon, dass jeder Jamunder zu einer Hochzeit von vornherein

seinen rechtschaffenen Durst mitbringt. So wird denn wacker den grossen zinnbedeckelten Kannen und Krügen aus Steingut zugesprochen, die bis an den Rand mit Bier gefüllt sind. Wer's stärker und kräftiger liebt, greift nach den Flaschen mit Branntwein. Auf dem Ehrentisch wird auch richtiger Wein geschenkt, wenigstens haben die Flaschen die richtige Gestalt und der Inhalt die richtige rote Farbe.

Der folgende Tag, der Freitag, bringt die eigentliche Hochzeit. Während die Gäste sich an Warmbier und Kuchen erquicken, wird die Braut hochzeitlich geschmückt. Statt des schlichten, schwarzen Oberrockes zieht sie einen reich gefalteten Rock von brennend roter Farbe an, zum grossen Teil verdeckt von der schneeweissen, linnenen Brautschürze. Die zierlich in Leder ausgeschnittenen Brautpantoffeln, das erste Geschenk des Bräutigams an die Auserkorene, welche sie gestern bei der Affeiring getragen, machen den „bricket Schauh" Platz. Um die Schultern liegt das kleine, schwarze Abendmahlsmäntelchen, das sie heute mit dem Gang zur Trauung zum ersten Male trägt, um sich dann damit fürs ganze Leben bei jeder Nachtmahlsfeier zu schmücken. Noch aber fehlt die Hauptsache, der Brautschmuck, der in der ganzen Umgegend von Cöslin bei den Landbewohnern berühmte Jamunder Pâil. Derselbe setzt sich zusammen aus drei Stücken: aus der Brautkrone, aus dem Halsband mit Kragen und dem Leibband. Bei allen drei Teilen ist mit Edelmetall nicht gespart.

Die Brautkrone (siehe Tafel II) besteht aus einem handbreiten Reifen von Silber, mit Gold gemischt; darüber erhebt sich ein hohes Drahtgestell. Der Reifen hat eine grosse Menge kleiner Löcher, durch welche schmale Seidenbänder gezogen werden, und ist ausserdem mit Metallknöpfen besetzt. Ein jeder Knopf hat einen wagerecht abstehenden Dorn, der in Ösen zierliche Hängenbleche trägt; auch durch diese Ösen ist seidenes Band gezogen. Oben auf dem Reifen türmt sich, gestützt von dem Drahtgestell, ein fusshoher Berg von Glas- und Flitterwerk (Glaskugeln, Perlen, Zeug- und Papierblumen, Federn u. s. w.) in allen denkbaren Farben. Innen befindet sich ein mit Rauschgold beklebter Reifen, welcher das Tragen der Krone erleichtern soll. Unter der Krone ist das Haar der Braut, das im übrigen, wie sonst, im Zopf getragen wird, mit einem roten und einem schwarzen Seidenbande, die aber von aussen nicht sichtbar sind, geschmückt.

Der Brautkragen ist aus breiten Spitzen gefertigt, die in Plissees gelegt sind und mit einem Seidenband zusammengehalten werden. Er steht als aufrechte Krause über dem sogenannten „witt Kragen" (siehe oben) um den Hals, was nur durch das Hinzukommen eines etwa 3 *cm* breiten Gurtkragens möglich ist. Der letztere ist aus sehr steifem Material gearbeitet und wird mit rotbuntem Zeuge bezogen, auf welches noch Goldspitze geheftet ist. Ein silbernes Schloss mit Kette und Hängezierat schliesst ihn vorn, während

rechts und links von diesem Schlosse noch weitere silberne Hängebleche angebracht sind. (Siehe die Abbildung des Endstückes eines Gurtkragens auf Tafel II.)

Der Brautgürtel, welcher um die Jacke hart unter der Brust geschlungen wird, hat ein ähnliches, aber bedeutend grösseres Schloss (siehe die Abbildung auf Tafel II). Es zeigt zwei flache, verzierte Platten, die durch Haken und Ösen nur mittelbar verbunden werden, da der eigentliche Verschluss in der Weise stattfindet, dass von den Ösen aus eine kurze Kette zu den Haken hinüberführt und so eine Verengerung oder Erweiterung des Gürtels ermöglicht wird. An der Kette hängen rasselartige Troddeln. Der Gürtel selbst ist ungefähr 6 *cm* breit und besteht aus steifem, mit schwarzem Wollenbande bezogenem und mit rotem Seidenbande eingefasstem Stoffe, auf den Goldspitzen und Flitterwerk, sowie ein Dutzend verschiedenartig gearbeiteter, runder, silberner Bleche in Grösse der Fünfmarkstücke in regelmässigen Abständen geheftet sind.

Der Pâil ist oder, besser, war (denn jetzt besitzt ihn das Museum deutscher Volkstrachten), so zu sagen, Dorfeigentum. Wenn auch vor alters von einer bestimmten Familie käuflich erworben, so wird er doch bei jeder neuen Hochzeit für ein Handgeld verborgt, und jede Jamunder Braut, die mit Ehren ihren Ehrentag begehen darf, hat das Recht, die Hergabe des Pâil zu verlangen.

An dieselbe Bedingung knüpft sich das Tragen der goldenen Kette, welche der Braut um den Hals gelegt wird, nachdem sie die bunt ausgenähten Handschuhe angezogen und das kunstvoll gebundene, in das gestickte Brauttaschentuch gehüllte Gesangbuch in die Hand genommen hat. Das Tragen dieser langen, schlicht gearbeiteten Kette ist übrigens nicht älter als unser Jahrhundert.

Als die Prinzessin Charlotte, die spätere Gemahlin des Kaisers Nikolaus von Russland, im Jahre 1817 in Begleitung ihres Bruders, des Prinzen Wilhelm, nachmaligen Kaisers Wilhelm I, auf ihrer Reise nach St. Petersburg durch die Stadt Cöslin kam, wurde sie am Fusse des Gollenberges von einer Schar Jamunderinnen begrüsst. Dem Mädchen, welches das Begrüssungsgedicht sprach, schenkte die Prinzessin eine goldene Kette; dieselbe wurde als Heiligtum aufbewahrt und in der Folge jeder ehrlichen Braut auf dem Kirchgange umgehängt.

Der Aufputz des Bräutigams hat weniger lange gedauert. Er zieht einfach den oben beschriebenen Kirchenstaat an, nur dass er an diesem Tage eine Schleife von Seide und Goldbrokat um den Hals legt, den sogenannten Bräutigamsflor, und dass an seinem Dreimaster ein grosser Strauss von gemachten Blumen befestigt ist.

Nachdem Braut und Bräutigam in grossem Zuge zur Kirche gezogen sind und der Pastor die heilige Handlung vollendet hat, gehen alle Gäste, voran die Musikanten, zu dem Teil, welcher in den Hof hinein heiratet,

also in unserem Falle in das Haus der Braut und ihrer Eltern. Dort wird gegessen und getrunken, getanzt und gesprungen bis in die Nacht hinein, und dort findet sich zu der gleichen angenehmen Beschäftigung auch alles am Sonnabend Morgen wieder zusammen. Das geht so fort, bis um die Mittagszeit der Umzug in den Hof, in welchen die Braut hineinheiratet, stattfindêt.

Jetzt tritt der Hochzeitsbitter wieder in seine Rechte. In derselben Ausstaffierung, wie wir ihn beim Einladen der Gäste kennen gelernt haben, tritt er vor die Versammlung, stösst dreimal mit dem Spiesse auf und spricht das Ausbitterlied:

„Ihr vielgeliebten und auserwählten Hochzeits-Freunde und Gäste, was soll ich euch wünschen thun für meine Person? Ich werde es wohl wissen nun, dass Gott euch geben wolle eine geratene Eh', die Gott bescheren wird. Gott bescher' euch Kindeskinder, dass die Eltern an euch Freude finden. Gott gebe euch Friede und Eintracht, dass einer den andern lieb haben mag“ [1]).

„Solches soll nun bedeuten, dass ein Bräutigam seine Braut und die Braut den Bräutigam, sie sind gleich jung oder alt, reich oder arm, hässlich oder schön, von Tagen zu Tagen, von Wochen zu Wochen, von Monat zu Monat, von Jahren zu Jahren, in Lieb und Leid lieb und wert halte, so lang' sie leben allezeit.“

„Gott regiere die Hochzeitsfreunde, dass sie nicht kommen allein zum Trinken und Essen, sondern dass sie Gott um eine wohlgeratene Ehe anrufen, die Gott bescheren wird. Gott beschere, was euch nützlich und dienstlich sei zu diesem und zum ewigen Leben, das ist der allerbeste Schatz, den man von Gott haben und wünschen mag.“

„Ferner, was soll ich euch wünschen? Gute Gesundheit, Friede und Einigkeit, damit ihr mit eurem Ehegatten in Friede und Freundschaft bleibet, bis euch der Tod von einander scheidet.“

„Ferner, so lässt der Herr Bräutigam die Jungfer Braut auch bitten mit Vater und Mutter, mit Brüdern und Schwestern, mit allen ihren gebetenen Hochzeitsgästen, dass sie doch mögen so gütig sein und ziehen mit mir in des Bräutigams Vater, Bauer N. N. in Jamund, seine Behausung über Feld. Allda werden sie uns empfangen mit Gläschen und Schenkkannen, dass wir da leben mit Gemach; zudem werden alle guten Freunde mitgebracht. Wo sind denn nun meine Lieben? Wo ist der und der und der geblieben, der mir hier und da helfen verhiess, der mir dienet mit Geniess? Nun ist all mein Hab und Gut verzehrt, ein jeder mir den Rücken zukehrt, ein jeder sieht mich lieblich an, ob ich's auch wohl lernen kann. Ich finde mich betrogen; Glück ist hingeflogen, Glück hat seinen Rat vertrieben. Wo ist denn mein Mann geblieben, der auf solche Freunde bauen kann? Freude, Friede, Freunde, soll unsere Freund-

1) Im Manuskript lautet der letzte Satz verderbt: „Solches Gott gebe, Gott finde Friede und Eintracht, dass einer den andern lieb haben mag“.

schaft sein! Ich wollt' euch wohl wünschen gute Gesundheit, Fried' und Einigkeit.“

„Ferner, wenn die Leute gegessen und getrunken haben, was gehört noch mehr dazu? Gut Bier und Wein, damit sie können lustig sein. Und wenn die Gäste nicht mehr essen und trinken können, sein sie von mir gebeten, ziehen den Hut ab und geben gute Nacht. — Schlaft gesund, ihr lieben Hochzeitsgäste, Gott geb' uns einen fröhlichen Morgen!“

„Ferner, was soll ich der Jungfer Braut auch wünschen auf ihren Tisch? Ich werde es wohl wissen: gebratene Hühner oder Fisch, Bier oder Wein, damit sie kann lustig sein. Ich wollt ihr auch wohl wünschen gut Wetter und Wind, damit sie sich bei ihrem Liebchen im Bettchen gut find't. Ach wie lieblich und holdselig wird das Bettchen sein, wo die zwei Liebchen zusammen kommen hinein, wo sie sich in rechter Liebe zusammenkehren und wo einer den andern in Liebe so hält [1]), dass es unserm Gott im Himmel wohl gefällt.“

„Nun ich kann nicht länger reiten hier, ich möchte auch wohl gerne was essen und trinken Bier; denn ich verhoffe, ihr werdet mir eins schenken hier. Ich wollt' mir auch wohl wünschen, dass ich auch ein Liebchen hätte, das mir so thäte! Ach, wie wollt' ich mit ihm herzen, ach, wie wollt' ich mit ihm scherzen, du allerschönstes Liebchen, du, du!“ [2])

„Nun, ihr Herren Musikanten, fasset all' eure Gedanken recht zusammen, hin und wieder, spielt die besten, schönsten Lieder, die ihr nur ausdenken könnt! Wünschet Glück zu diesem verlobten Paare! Lasset sie in Ehren fahren, lasset sie in Ehren gehen, dass sie Kindeskinder sehen! Nun, ihr Herren, nehmt es wohl in acht! Dann adieu zu guter Nacht.“

„Nun, so rüstet euch zu, schmieret eure Schuh, spitzet eure Schwert, sattelt eure Pferd, lasset die Sporen wohl klingen und helfet die Brautleute mit Freuden in das vorbemeld'te Hochzeitshaus hineinbringen!“

„Un nu dei Brûtlued, dei Spêllued, dei Trüwweleides, dei Bîsittes, dei Köstebiddes, dei Feiringsbiddes, dei Hûsvadde, dei Hûsmudde, dei Kockmeiste, dei Kåeksch, dei Upwasches, dei Beddkemåkes, dei Dêlkestråkes, dei Fuerkeanbåetes, dei Askepråetels un all, dei hîe eie Amt häwwe, låte sei uk birre. Amen!“

Sobald der Hochzeitsbitter geendigt hat, macht sich die ganze Gesellschaft auf den Weg in das Haus des Bräutigams, um dort wieder Speise und Trank nach Kräften zuzusprechen. Der Verlauf des Mahles unter-

---

1) In dem Manuskript lautet die Stelle verderbt: „und wo einer den andern sich gefällt so lieben, dass es u. s. w.“

2) In dem Manuskript ist, durch Versehen des Abschreibers, ganz unsinnig der Absatz aus dem Ladespruch hinzugefügt: „Denn ich bin ein ausgesandter Diener und Bote etc. — die Hausfrau einen Stuten, als ein Arm lang; dann werd' ich sagen grossen Dank“.

scheidet sich nur dadurch von dem am Freitag abgehaltenen, dass allerlei Mummenschanz getrieben wird. Es erscheinen ein Mann und eine Frau in Bettlerkleidung. Er zankt, sie keift, und schliesslich liegen sich beide in den Haaren. Auch ein Bär tritt auf. Ein junger Bursche hat sich zu dem Zwecke in Erbsenstroh wickeln lassen und tanzt nun und brummt und wirft sich auf den Boden und ergötzt durch seine Spässe die Anwesenden.

So geht der Sonnabend dahin. Am folgenden Tage versammelt sich die Gesellschaft wiederum im Hause des jungen Wirtes. Speise und Trank werden in gleichem Masse und in gleicher Menge gereicht, wie an den Tagen vorher; doch erhält der Sonntag dadurch seinen besonderen Reiz, dass an ihm das junge Paar zum ersten Male als Eheleute die Kirche besucht.

Am Montag ist die Nachhochzeit (Nâhochtîd). Die Gesellschaft ist getrennt: die Freunde und Verwandten der jungen Frau tafeln bei den Brauteltern, die andern im Hause des jungen Ehemannes. Bei der Nachhochzeit wird der Neuvermählten von den Frauen statt der Maikesmütz, die sie bis dahin getragen, die Fruggesmütz auf das Haupt gesetzt. Auch dem Manne wird an diesem Tage das Vorrecht seines neuen ehelichen Standes zu teil, die Berechtigung, die rote Mütze zu tragen.

Am Dienstag findet endlich der letzte Akt der Jamunder Hochzeit statt, die Ueberführung des Brautgutes von dem Hause der Eltern in dasjenige des Mannes. Zwei Wagen genügen. Dieselben sind festlich geschmückt, ebenso wie die Pferde und die Rosselenker. Ausser dem Kutscher hat auf jedem der beiden Fuhrwerke ein junges Mädchen Platz genommen: das eine sitzt vor dem Spinnrocken der Braut und spinnt, das andere windet Garn von der Haspel. Sind die Truhen, die Wiege und der übrige Hausrat an ihren Bestimmungsort gelangt und abgeladen und aufgestellt, so vereint noch einmal ein Schmaus die ganze Hochzeitsgesellschaft bei dem jungen Paare. Damit ist dann aber auch des Guten genug gethan und die Feier zu Ende, nachdem sie volle sechs Tage hindurch das ganze Dorf vom ältesten bis zum jüngsten in Aufregung versetzt und erhalten hat.

(Fortsetzung folgt.)



# Kleine Mitteilungen.

## Zum Steinkultus in Syrien.

Auf den von mir 1882—1885 im nördlichen Syrien ausgeführten Reisen — eingetragen in H. Kiepert, Karte des nördlichsten Teiles von Syrien im Humann-Puchsteinschen Reisewerk, Berlin, 1890 — verzeichnete ich auch, was mir von dem Kultus von Bäumen und Steinen bekannt wurde. Das Merkwürdigste in dieser Hinsicht beobachtete ich bei dem Dorfe Jelbaba oder Schēch errīḥ, ca. 10 *km* östlich von ʿAzâz, 15 *km* südlich von Killiz (Klîs). In meinem Reisetagebuch findet sich darüber unter dem 9. November 1882 Folgendes: „1 Uhr 14 Min. am Fusse des Hügels von Jelbaba; hier befindet sich ein Steinhaufen von ca. 2 *m* Durchmesser, auf welchem Äste eines kleinen vertrockneten Baumes liegen, die dicht mit den bekannten Kleiderfetzen umwunden sind [1]), ca. 30 *m* davon entfernt auf den Hügel zu, der berühmte schwarze Stein, der die Wunderkraft besitzt, dass, wenn sich ein mit bel aghrysy, Lendenschmerz, Behafteter in ihn legt — er ist nach der Mitte zu muldenartig vertieft — und dann in dieser Lage mehrere Male an den Beinen herumgedreht wird, die Krankheit von ihm weicht und er gesund wird. Der Stein ist 0,77 *m* breit und 1,9 *m* lang. — 1 Uhr 23 Min. fort von hier auf den mässig hohen, zwei Spitzen habenden Hügel hinauf. — 1 Uhr 25 Min. oben auf der südlicheren der beiden, durch einen Sattel von einander getrennten Spitzen. Von hier die Zijaret nordöstlich, das Dorf nördlich; in der Richtung der Zijaret, ca. 1 Stunde entfernt, ein hüjük (i. e. künstlicher Hügel) sichtbar. — Auf der anderen östlichen Seite des Hügels hinunter, ungefähr in halber Höhe links am Wege ein Stein (Kalkstein?) mit Löchern, denen das Volk die Wunderkraft zuschreibt, dass sie wunde oder schmerzende Finger, wenn dieselben in sie hineingesteckt werden, heilen; es sind ca. 8 Vertiefungen, zum Teil paarweise neben einander. — 1 Uhr 35 Min. von diesem Steine fort. — Am Fusse des Hügels befindet sich ein ähnlicher, doch grösserer Stein; der ist für Armschmerzen, er steht aufrecht und hat oben so grosse brillenartige Löcher, dass man den Arm hindurchstecken kann; dass dieses Manöver in der That oft und schon seit sehr alter Zeit vollführt wird, sieht man daraus, dass die Durchsteckstelle ganz glatt und glänzend ist. — Am Fusse des Hügels auch befindet sich die Zijaret (i. e. bewallfahrtetes Grab) des Jelbaba oder Schēch rīḥ (errīḥ), welche offenbar selbst nicht sehr alt ist, doch aus altem Material erbaut scheint; vor ihr und neben ihr liegen einige Säulen; ca. 50 *m* von dieser Zijaret entfernt, sind die beiden runden, von ca. 1½ *m* hohen Mauern umgebenen Räume, in deren einem sich die Männer, im andern die Frauen baden, um von Krankheit geheilt zu werden. Diese beiden Steinumfassungen sind ca. 50 *m* von einander entfernt; aus beiden fliesst das Brunnenwasser heraus; ganz in der Nähe liegen die zehn Häuser, aus denen das Dörfchen besteht; die muslinischen Bewohner sprechen türkisch, doch mit deutlicher Aussprache des *ʿain*

1) Über die sogenannten Lappenbäume vergl. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. S. 58. K. Nyrop Dania 1, 2 ff. W.

nach arabischer Weise, wie das auf dieser ganzen Linie, wo sich Türkisch und Arabisch berühren, die Regel ist."

Soweit mein Tagebuch. Der Name der Ortschaft ist von dem „Heiligen" hergenommen, der die Wunderheilungen bewirkt, und den man einfach „Vater, bezw. Schēch, des Rheumas" genannt hat; denn sowohl das türkische jel als das arabische rīḥ bezeichnen ursprünglich Wind, und dann rheumatische und nervöse Schmerzen jeder Art. Dass hinter dem „Heiligen" ein heidnischer Götze steckt, oder doch das in dem Steine wirkende Prinzip, die Fetischnatur des Steines, kann kaum zweifelhaft sein. Der Islam hat mit all dem mehr oder minder gründlich aufgeräumt; oft ist freilich dem Alten, durch Jahrhunderte Geheiligten nur ein Mäntelchen umgehängt worden, das Heiligenmäntelchen, wie sich ja dafür auch bei anderen Völkern unzählige Beispiele finden. Dass hier aber ein Rest aus vorislamischer, und sogar sehr alter Zeit vorliegt, wird dadurch bestätigt, dass die ganze Gegend voll ist von Erinnerungen an eine bedeutende Kultur, welche hier schon tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung geherrscht hat; damals waren Chazaz, d. i. ʿAzāz, und das ebenfalls nahe gelegene Arpad, d. i. Tell Erfād, mächtige Städte. Und selbst in islamischer Zeit haben sich hier bedeutende Ereignisse abgespielt: auf dem weiten, schwach koupierten Terrain bei dem ebenfalls von mir besuchten (siehe Karte) von Jelbaba ca. 10 *km* entfernten edduwaibiḳ, türkisch Toipuk gesprochen, wurde im Jahre 922 d. H. (1516 n. Chr.) die Schlacht geschlagen, die unter dem Namen Schlacht von Merdsch Dābik bekannt ist, und durch welche der Übergang Syriens und Ägyptens aus den kraftlosen Händen der Mamluken in die des damals so tüchtigen Hauses Osman entschieden wurde. „Nach einer unter den Muslims lebenden und von mir an verschiedenen Orten gehörten Tradition wird hier einst der Entscheidungskampf zwischen den Türken und den Russen, bezw. den Franken überhaupt gekämpft werden; so soll es in alten muslimischen Büchern stehen; doch sagt man nicht, wem der Sieg zufallen wird:" so verzeichnete ich nach einer längeren Unterhaltung mit dem trefflichen Agha von Azāz am 8. November 1882.

Berlin.

Martin Hartmann.

---

## Ein isländischer Blutsegen.

Aus dem 16. Jahrhundert oder früher.

(Add. Mss. British Museum 11, 242. 4°. fol. 48 b.)

Skr. 1543—93 Gottskálk Jónsson.

Þessa blodstemmu mattu senda hvert er þu villt þegar þu veizt manz heitid eda kvikendiz lit.

Stodviz blod þeim er bloder  
blod fell af gudz rodu  
almattigr baud otta  
aund þin sarliga þinda  
stattu firir dyr þar er dreyrer

dreyri gudz sonar heyri
unda logr þar er œger
firir oss vartu pindr oa krosse.
Drotten stodva þu blod þetta in nomine patris.
stodviz blod þitt. H. krus: þre † veres † res † repex
† in n(omine) p(atris) et f(ilij) et s(piritus) s(ancti).
a(men).

Kopenhagen.

Jón Þorkelsson.

---

## Todesnachricht.

Am 3. August 1890 starb zu St. Hubert in Belgien Felix Liebrecht, pensionierter Professor des K. Athenäum zu Lüttich. Er war am 11. März 1812 zu Namslau in Schlesien geboren. Von seinen ausgebreiteten litterargeschichtlichen und volkskundlichen Studien geben zahlreiche Aufsätze Kunde, die er zum Teil in seinem Buche: Zur Volkskunde. Alte und Neue Aufsätze von Felix Liebrecht. Heilbronn 1879 gesammelt hat. Nachträge dazu brachte zuletzt die Germania (von Pfeiffer, fortgesetzt von Bartsch, jetzt herausgegeben von O. Behaghel) Wien 1890 im 2. und 3. Heft, das letzte, was unseres Wissens von ihm gedruckt ward. Auf unsere Einladung zur Mitarbeiterschaft an dieser Zeitschrift kann als Antwort seitens seiner Familie die Todesanzeige des verdienten Mannes.

# Bücheranzeigen.

**Haussprüche aus den Alpen.** Gesammelt und herausgegeben von Ludwig von Hörmann. Leipzig. Verlag von A. G. Liebeskind. 1890.

Es ist ein uralter schöner Brauch, Wohnungen und Geräte mit frommen, tiefsinnigen oder fröhlichen Sprüchen zu schmücken. In vielen solchen Aufschriften spricht sich die Lebensanschauung, die Weisheit auf der Gasse oder launiger Humor aus, manchem liegt ein Spruch eines alten Dichters zu Grunde. Solche Sprüche waren besonders in meinem Heimatlande viel verbreitet und es ist zu bedauern, dass diese Sitte, wie die alten Trachten, mehr und mehr verschwindet. So sah ich 1841 die Façade eines Wirtshauses zwischen Naunders und Reschen ganz mit Sinnsprüchen bedeckt. Als ich im Jahre 1859 wieder hinkam und sie abschreiben wollte, fand ich alle übertüncht. Die Wirtin erklärte mir, man habe sie überweissen lassen, weil solche Schriften nicht mehr in der Mode seien und man darüber lache. Einen ähnlichen Fall fand ich in Oberinnthal. Es ist hohe Zeit, dieses Erbe alter Zeit zu retten. Herr von Hörmann, der feine Beobachter unsers Volkslebens, welcher uns schon mit so wertvollen kulturhistorischen Spenden erfreut hat, giebt hier nur einen „Abhub“ seiner reichen Sammlungen und wir hoffen,

dass er später ein Corpus inscriptionum tirolensium veröffentlichen werde. Herr von Hörmann, der sogar die Schreibweise genau wiedergiebt, was für Dialektforschung von Bedeutung ist, teilt seine Sprüche ganz zweckmässig in folgende Abschnitte:

1. Hausbau. Gottes Schutz und Schirm S. 1 ff. 2. Zur Gottesmutter Maria S. 37 ff. 3. Engel und Heilige S. 65 ff. 4. Lebensregeln und Lebensweisheit S. 87 ff. 5. Vergänglichkeit. Tod und Ewigkeit S. 123 ff. 6. Sonstige Sprüche religiösen Inhaltes S. 143 ff. 7. Wirtshaussprüche S. 153 ff. 8. Handwerk und Gewerbe S. 175 ff. 9. Glocken, Uhren, Scheiben, Messer S. 187 ff.

Ich erlaube mir nun einige Bemerkungen und Nachträge. Zu der Bemerkung im Vorworte XIV: „Selbst einen siglenartigen Spruch weist ein oberinnthaler Haus auf (S. 12), doch muss ich die Auflösung dieses Buchstabenrätsels — wohl eine alte Zauberformel — dem Leser überlassen“, verweise ich auf eine Form „Ananisapta“ (15. Jhd.), die nicht nur in einem Zimmer des Fürstenhauses zu Meran, sondern auch in einem Hause zu Kurns sich befindet. Im Fürstenhause ist die Lösung: „Andidotum Nazareni aufert necem intoxicationis, Sanctificet almenta poculaque Trinitas“ in Spruchschleifen beigegeben [1]).

S. 61, 65, 72 sind hübsche Kindergebetchen mitgeteilt, die zu Haussprüchen verwendet sind.

Bei der Durchsicht ist uns der Gedanke gekommen, es wäre wohl der Mühe wert, solche Sprüche weiter zurück zu verfolgen, wie es R. Köhler bei dem Spruche „Mich wundert, dass ich so fröhlich bin“, hier S. 17, mit so grossem Glücke gethan hat: Germania VI, 368—372. XXXIII, 313—332. Der Spruch: „Dorn und Distel stechen sehr“, S. 96 begegnet schon bei Pauli, Postilla, 97 a, Wander I, S. 678. Zu „Wir bauen Häuser hoch und fest“, S. 124, vgl. Oswald von Wolkenstein S. 277.

Wir pawen hôch auf einen tant
an heusern, vesten, zier,
und tät doch gar ein slehte wand,
die lenger wert dann wir.
volg brûder, swester, arm und reich,
paw dort ein sloss, das dich wert ewikleich.

Der Spruch: „Da es mir wohl erging auf Erden“, S. 104, beruht auf Ovid.

Zu Abschnitt Nr. 8 tragen wir aus Neustift bei Brixen die Reime in einer Schmiede nach:

„Gott sei Lob und Dank gesagt,
So oft der Hammer auf das Eisen schlagt.
Eben soll auch jeder Knall,
Maria, Dir zum Lob erschall.
Auch St. Johann und Florian
Ehren wir als Schutzpatron,
Dass sie uns schützen und bewahren
Vor Wasser und Feuers Gefahren“.

Zu den Glockensprüchen findet sich eine reiche Lese in „Der deutsche Anteil des Bistums Trient. Brixen 1866“ zerstreut. Ein sinniger Spruch steht auf der Schlossuhr zu Gufidaun: „Vides horam et nescis horam“.

1) Deutsche Haussprüche aus Tirol. Gesammelt von W. O. (Innsbruck, 1871.) S. 40.

Eine reiche Ausbeute zu Abschnitt 9 würden die Sprüche auf den Bestecken, die in Sterzing gefertigt wurden, geben. Ein auf den beinernen Heften derselben oft vorkommender Spruch ist der hier S. 155 mitgeteilte:

Trink und iss,
Gott nit vergiss.

Für die fernere Sammlung möchten wir den um Tiroler Volkskunde hochverdienten Herausgeber auf die Sprüche an einem Hause in Wens, auf die am alten Gerichtshause in Fondo, sowie auf die Hans Sachsischen Sprüche im alten Gerichtshause zu Schwaz und auf die Reime im Fürstenhause zu Meran aufmerksam machen.

Gufidaun. Ignaz v. Zingerle.

---

**Tiroler Schnadahüpfeln.** Gesammelt und herausgegeben von R. H. Greinz und D. A. Kapferer. Leipzig. Verlag von A. G. Liebeskind. 1889. Zweite Folge. 1890.

Herr Liebeskind fühlte, dass selbst kleine Last dem Touristen und Bergkraxler nicht angenehm sei, und fasste den lobenswerten Plan, dem Fusswanderer „alpine Volkslitteratur“ als leichtes Gepäck mitzugeben. Es ist dieser Gedanke nur zu billigen, wenn man bedenkt, dass selbst Amthors „Führer durch Tirol“ manchen Herren zu schwer wurde, und wir begrüssten die kleinen schmucken Büchlein, die man so leicht wie alte Amulete tragen kann, mit Freude.

Den Anfang dieser alpinen Sammlung machten unseres Wissens die Schnadahüpfeln 1889.

Herr Greinz leitet das erste Büchlein mit einem kurzen Vorworte, V—XV, ein. Da liest man S. XII: „Da in der deutschen Leserwelt die Schöpfungen eines Karl Stieler, Hans Grasberger u. a. ohnedies schon längst eingebürgert sind, kann man wohl ein ziemlich grosses Verständnis für Dialektdichtung voraussetzen“. Warum wird hier Franz von Kobell, der uns Tirolern so nahe steht, nicht genannt? Wir hätten auch erwartet, dass über die verschiedenen Benennungen dieser Liedchen, über deren Verbreitung einige Worte gesagt wären. Gewöhnlich wird angenommen, dass sie im „sangesfrohen“ Unterinnthal und besonders in Zillerthal einheimisch sind, aber sie sind auch jenseits des Brenner, z. B. in Passeier und Ulten zu Hause. B. Weber teilte in dem Werke: „Das Thal Passeier und seine Bewohner. Innsbruck, 1852“ S. 276—287 solche Volksliedchen unter dem Titel „Stichreime“ mit; anderswo heissen sie „Trutzreime“, „Trutzlieder“ oder „Gsanglen“. Im Vorwort vermissen wir auch eine Erwähnung der „Schnaderhüpfeln aus den Alpen. Herausgegeben von Ludwig von Hörmann. Zweite verbesserte Auflage. Innsbruck, 1862“ — eine Sammlung, die wir allen Freunden der alpinen Volkslitteratur nur empfehlen müssen.

Die vorliegende Sammlung bringt vieles echt Volkstümliche und wird die Leser anmuten und erfreuen. Es begegnen uns da, man verzeihe den Ausdruck, oft „Epigramme“ voll Laune, Würze — oder Sprüche der „Volksweisheit“ in heiterer Form.

Aber es begegnen uns auch gar manche Worte und Stellen, die nicht volkstümlich oder dialektisch sind: z. B.: die Sonnen — der Mond S. 49, ’s Echo (!) S. 8,

„Hast an andern küsst“ S. 19, „Wia a alti Schatull“ S. 40, „Der Wald kun französisch — Und hat g'antwort't: „wui, wui!“ S. 69. — „Was nutzt Diar a Chras'n, Wenn'st nit damit fahrest“ S. 77.

Überhaupt hätte auch in „echten“ Schnaderhüpfeln der Dialekt besser gewahrt werden sollen, z. B. ist zu lesen:

S. 1: varreiss'n. S. 4: wög gatrieb'n. S. 18: blob: mog (nicht mag). S. 19: schüen: thüen (nicht schöan: thoan). S. 38: Kuchldiarn: thian (nicht thoan). S. 44: wichtelwachtl. S. 98: statt valiart valürt.

Auch in den Anmerkungen fallen uns Verstösse auf, z. B. S. 5: Schneid a Wes'n (gewaltig viel?!). S. 73: liabi Zusl (Kosename, etwa „Schatzerl“ —). S. 83: Bike, bake, bed (wohl irgend eine Art Lautmalerei für das Klappern der Mühle.)

Wie dies vielbekannte Kinderlied (Simrock, Das deutsche Kinderbuch [1857], S. 187. Wolf Zt. III, 265—266) und andere (S. 81—96) in das Reich der Schnadahüpfeln geraten sind, mag der liebe Gott und die beiden Herausgeber wissen, — wir begreifen es nicht.

Wir müssen den Herausgebern grössere Strenge und tieferes Studium der Volksdialekte empfehlen.

Aber auch so werden immerhin die Büchlein heiteren Touristen willkommene Begleiter sein.

Gufidaun. Ignaz v. Zingerle.

---

**Bruno Bucher.** Die alten Zunft- und Verkehrs-Ordnungen der Stadt Krakau. Nach Balthasar Behems Codex picturatus in der K. K. Jagellonischen Bibliothek. Mit 27 Tafeln in Lichtdruck. Wien, Druck und Verlag von Carl Gerold Sohn. 1889. Ss. XXXVI. 112. hoch 4°.

Die Universitätsbibliothek in Krakau verwahrt unter ihren Handschriften als ein Prachtstück eine im Anfange des 16. Jahrhunderts von dem damaligen Cancellarius der Stadt Krakau, Balthasar Behem, angelegte und grösstenteils selbst geschriebene Sammlung der städtischen Privilegien, der Eidesformeln der Ratmänner, Zunftmeister u. s. w. und endlich der jura municipalia oder Willküren der Stadt, die mit 25 trefflichen Miniaturen geschmückt sind, welche die Zünfte und Handwerke in Scenen aus ihrem Leben verbildlichen. Die Handschrift führt nach dem Bilderschmuck ihrer dritten Abteilung den Namen Codex picturatus und hat wegen dieser Gemälde vornehmlich die Aufmerksamkeit seit längerer Zeit auf sich gezogen. Dieselben sind für das Leben zu Krakau im Anfange des 16. Jahrhunderts, namentlich für Trachten und häusliche Einrichtung sehr lehrreich. Dass sie in Krakau entstanden sind, wird nach der Mischung west- und osteuropäischer Kostüme, wie sie damals und noch später in der alten polnischen Krönungsstadt, die doch zugleich in jener Zeit noch überwiegend deutsche Bürgerschaft hatte, zweifellos anzunehmen sein. Behem liess die Bilder für sein Buch malen als Illustrationen seiner Sammlung von Zunftgesetzen, und ist über der Erläuterung gestorben, da er nur für zwölf derselben den Text selbst geschrieben hat. Ob der Maler ein Deutscher oder ein Pole war, lässt sich kaum entscheiden. Eitelberger fand Nürnbergsche Schule in den Bildern; Br. Bucher, der Herausgeber des vorliegenden Buches, niederrheinische.

Jedenfalls war es ein glücklicher Gedanke, diese Bilder samt dem Text der Willküren und mit einer Reihe urkundlicher verwandter Verordnungen im Anhang, als Festgabe bei der ersten Jubelfeier des K. K. Österreichischen Museums zu Wien in würdiger Weise herauszugeben. Den fünfundzwanzig Zunftbildern sind noch beigesellt das ursprünglich in den hintern Deckel der in roten Sammt (jetzt in Leder) gebundenen Handschrift eingefügte grosse und schöne Bild der Kreuzigung Christi, ferner das Wappenbild Krakaus, welche Miniatur auf die Vorrede Behems in der Handschrift folgt. Die Wiedergabe der Gemälde durch Lichtdruck ist vorzüglich gelungen. Das ganze Buch ist aufs würdigste auch typographisch hergestellt.

Die Zunftsatzungen und Polizei-Verordnungen aus dem 14. und 15. Jahrhundert sind grösstenteils deutsch geschrieben. Krakau war nach Magdeburgischem Recht 1257 als Stadt ausgesetzt und deutsche Einwanderer und ihre Nachkommen bildeten den bedeutendsten Teil der Bürgerschaft. Polen und Deutsche sassen friedlich neben einander, in den Zünften schloss keine Nation die andere aus. Noch heute hat aber Krakau in der Anlage der ganzen Stadt, und ausserdem in der schönen Marienkirche, der Hauptkirche der Bürgerschaft von alters her, die deutlichen Beweise dafür, welche Bedeutung die deutschen Bürger für das Leben und die Blüte der Stadt vom 13.—16. Jahrhundert gehabt haben.

Das Deutsch der Willküren und anderer Urkunden ist das Mitteldeutsche, wie es im 14. und 15. Jahrhundert in dem benachbarten Schlesien geschrieben und gesprochen worden ist. Für das Verständnis ist durch ein angefügtes Glossar gesorgt. Dasselbe könnte vervollständigt und hier und da verbessert werden; aber dazu ist hier nicht der Ort. Dagegen wollen wir auf einiges aufmerksam machen, was für häusliche Einrichtung und Trachten aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts wichtig ist, indem wir einige der Bilder genauer schildern. Die Ausführungen des Herrn Herausgebers leisten uns dabei gute Dienste, da derselbe durch seine Worte die dem Lichtdruck mangelnden Farben ersetzt hat.

Zu dem Paragraphen, wie sich der fremde Kaufmann (gastkoffman) bei und während des Jahrmarkts verhalten soll, ist ein Bild gemalt (Tafel II), welches uns in einem Vorgemache, das gradeaus durch rundbogiges Doppelfenster die Aussicht in eine weite Landschaft bietet, den fremden Kaufmann zeigt, der drei Warenballen von einem bewaffneten Spediteur übernimmt. Aus diesem Vorgemache führen zwei Stufen links in eine Stube, von der man einen Ausschnitt mit Tisch und Wandbank vor einem Fenster sieht. Der Maler hat sich wohl in ein Gasthaus gedacht und nicht auf das Niederlaghaus der Stadt, wo die Gäste allein ihre Güter niederlegen und verkaufen durften.

In dem Text werden Kaufleute aus Ungern, Merhern (Mähren), Böhmen und Schlesien genannt. Der vor uns stehende stattliche Handelsherr gehört aber weiter in die Türkei hinein, denn er trägt einen grünen Turban, ein weites und langes Übergewand von Goldbrokat, grün gefüttert, und einen roten, gegürteten, zur halben Wade reichenden Leibrock, der im Shwalkragen um den Hals schliesst und das Hemd oben noch sehen lässt. Strümpfe und Niederschuhe decken die Füsse. Mit einem Stabe berührt der Herr seinen linken Fuss. Der Mann vor ihm trägt kurzen grauen Reiterrock mit rotem Besatz, graue Hosen und naturfarbene Reiterstiefel, ein langes Schwert an der Linken, ein Dolchmesser in Scheide rechts im Gürtel. Um den Hals ist ein nach hinten kapuzenartiges Tuch geschlungen, das mit zierlichem Knoten auf der Brustmitte schliesst. In der Rechten hält er seine Kappe. Der Mann ist ein Beweis, wie die Führer der Warenzüge damals gewaffnet sein mussten. Die Einrahmung des Bildes bilden bunte Säulen, die oben mit Pflanzenornament an der Balkendecke des Gemachs abschliessen.

Zu dem „Gesetze der Sneider diser Stad“ malte der Künstler ein lebendiges Bild mit unleugbarem Humor (Taf. VI). Wir sehen in die graugetünchte Schneiderwerkstatt mit brauner Balkendecke, und blicken durch zwei, die Hinterwand fast ganz einnehmende Fenster auf eine malerische Stadt mit bergichtwaldichter Umgebung. In der Mitte des Bildes steht eine feine schöne Dame in enganschliessendem, weitschleppigem, türkisblauem Kleide mit weissen Ärmeln, den Kopf mit weit am Rücken herabhängendem Schleier geschmückt. Ihr nimmt der Meister an der linken Schulter gerade Mass, während sie nach rechts auf den roten Stoff blickt, der über den Schoss eines sitzenden Gesellen gebreitet ist, welchem ein Ziegenbock aus der Rechten frisst. Ein grüner Kranz liegt schräg über die zierlich frisierten Kopfhaare des mädchenhaft aussehenden Burschen. Rechts an der Wand steht der Zuschneider vor einem Tisch und macht durch das ausgebreitete rotbraune, mit goldenen Kleeblättern durchwirkte Tuch mit der Schere einen Querschnitt. Er hat Zwickelbart und trägt eine barettartige Mütze. Sämtliche Schneider sind in sehr bunten Joppen, als ob sie der Vorschrift der städtischen Verordnung trotzen wollten: kein Sneyderknecht noch meister zal keyn ander Joppe tragen wenn (als) von einerley farbe brust und ermel. An der linken Wand sind verschiedenfarbige Stoffe über eine Stange gelegt; darunter hängt eine Männermütze mit breitem Schirm von grünem, rauhem oder flockichtem Zeug. Eine Sitzbank zieht sich an dieser Wand und unter den Fenstern hin. Über die Diele sind bunte Flecke gestreut. Bunte Pfeiler mit Kapitellen, aus denen Pflanzenwerk steigt, das sich oben vereinigt, rahmen das Bild ein.

Die XVII. Miniatur versetzt uns in eine Schusterstube. Vorn öffnet sich ein Blick ins innerste Eheleben des Meisters Pechdraht; hinten sehen wir in einem erkerartigen Anbau der Stube den kahlköpfigen Meister in weissem Überhemd, das auch der eine der beiden auf dem Dreischemel arbeitenden Gesellen über dem Rocke trägt. Der Meister schneidet auf dem Tische Schuhe zu. Über ihm hängt an einem Stangengestell ein fertiges Paar, sowie andere auf dem Brett des Butzenscheibenfensters in seinem Rücken zu sehen sind.

Interessanter ist die Vorderscene: die Frau Meisterin sitzt in grünem, spitzschleppigem Kleide mit Busenausschnitt, den weisses Unterzeug deckt, und einem am Hals schliessenden Überhemdchen, auf dem Kopfe eine den ganzen Haaraufbau des Hinterkopfes bedeckende, mit aufgenähten weissen Wolken verzierte Haube, unter der das blonde Vorderhaar mit Seitenlocken hervorschaut, am Spinnrocken, nahe der Thür. Hinter ihr an der Wand ist ein vierreihiges Aushängebrett mit dem Vorrat der Werkstätte zu sehen; auf demselben sitzt der Haushahn. Zum Knie der Mutter streckt ein ganz nacktes Kind das Händchen hinauf, das soeben jenen kleinen Schneckenberg auf die Diele gesetzt hat, der als Attrappe auf den Tafeln französischer Könige beliebt war. Auf der anderen Seite der Frau Meisterin sitzt, halb liegend, ein Spielmann mit seinem Dudelsack auf dem Stubenboden; die Narrenkappe ist von dem kurz geschorenen, aber nicht kahlem Kopf zurückgeschlagen. Er trägt einen eleganten hellen Rock, den der Gürtel mit Täschchen mitten umschliesst. Auf den Rocksaum sind Buchstaben gestickt. Die Füsse stecken in weit ausgeschnittenen Schuhen. Er scheint mit der jungen Frau zu liebeln. Jedenfalls ist es ein feinerer Bursch als der Spielmann der dritten Miniatur (Krämer), welcher nacktbeinig und barfuss in einem citronengelben ledergegürteten Rock mit Kapuze, den Dudelsack unter dem Arm vor der offenen Krambude steht und etwas von den Lebensmitteln, die sie enthält, von der Budenjungfer kaufen möchte.

Gern würde ich noch weitere Bilder beschreiben, aber der Raum verbietet

es, und das Mitgeteilte wird genügen, um auf die reiche Quelle für Trachten- und Sittengeschichte in diesen Krakauer Bildern aufmerksam zu machen.

Aus dem Anhange, der grösstenteils aus dem Kodeks dyplomaticzny miasta Krakowa von Piekosiński geschöpft ist, seien einige interessante Dinge hervorgehoben.

Durch eine (lateinische) Ratsverfügung von 1336 wird eine Hochzeitsordnung gegeben, welche für die damalige Wohlhäbigkeit der Krakauer Bürgerschaft zeugt. Der Bürger soll nicht mehr als 90 Personen, je drei auf dreissig Schüsseln gerechnet, zur Hochzeit laden. In diese 90 werden aber Jungfrauen, Priester, alle Gäste, welche nicht das Stadtrecht haben, und die Diener nicht eingerechnet. Jeder eingeladene Stadtbürger zahlt an den Bräutigam oder den Brautbitter (nuntio sponsi) für sich zwei Groschen, ebenso jede Frau; die Mädchen zahlen einen Groschen. Es dürfen nicht mehr als fünf Gerichte aufgetragen werden.

Ferner wird bestimmt, dass nicht mehr als acht Spielleute (joculatores) bei der Hochzeit sein dürfen, welche Lieder singen und sagen, sogenannte Reimer (Rimarii). Wer von ihnen Unflätereien vorbringt (vendentibus vnroth) wird hinausgeworfen.

Wenn die Braut zum Brautbade geht, dürfen nicht mehr als zwanzig Personen sie begleiten.

Bei Strafe von fünf Mark wird verboten, vor der Vermählung mit einer Jungfrau oder einer Witwe, einen Vorschmaus (prelibationum que vururthen vel cin genesche vulgariter nuncupatur) zu geben oder durch einen andern geben zu lassen.

Im Jahre 1427 sind die Waffenvorräte der Zechenrüstkammern gemustert worden und haben viel vermissen lassen, so dass der Rat eine Verordnung erlässt, was in communi thesauro ipsius artificii alias Czeche sein soll.

Die Bewaffnung besteht danach aus Platten, Brustblechen, Schurzen, Eisenhandschuhen, Panzern, Eisenhüten, Hauben, Lepken (poln. lepka, Helm), Tartschen, litauischen Schilden, Handbüchsen, Spiessen, Museisen und Flegeln. Letztere sind stark vertreten.

Im Jahre 1421, am Valerianstage (18. April), erlässt der Rat einen (deutschen) Brief an die Zechmeister und Meister der Wollenweber wegen ungebührlichen Verhaltens der Knappen (Gesellen) der Zeche, welche selbst an hohen Feiertagen in der Nähe der Kirchen beim Biere mit ungestümer Rede und Geschrei die Ruhe stören, und am letzten Osterfest den Unwillen der Geistlichkeit mit Recht erregten, indem sie auf der Stephansgasse nahe bei der Kirche sich unter einander aufs neue getauft und Namen gegeben haben, was eine zur Ketzerei neigende Lästerung sei. — Da hätten wir wohl die älteste Spur der Fuchstaufe.

Berlin. K. Weinhold.

---

**Kristoffer Nyrop,** Navnets Magt; en folkepsykologisk Studie; Kopenhagen, 1887. (Separatabzug aus „Mindre Afhandlinger, udgivne af det filologisk-historiske Samfund"; Kopenhagen, 1887); 97 S., 8°.

Ausgehend von der Überzeugung, dass unverständlich gewordenen Worten und Gebräuchen der Gegenwart stets irgend welche ältere Bedeutung oder Übung zu Grunde liegen müsse, die zur ihrer Zeit leicht verständlich und erklärbar war,

sucht der bekannte Romanist der Kopenhagener Universität diesen Gedanken durch eine Untersuchung über die Macht des Namens zu beweisen und zugleich näher zu erläutern. Diese Untersuchung reicht weit über den Rahmen der deutschen, und selbst der germanischen Volkskunde hinaus; aber sie bietet soviel Interessantes auch für diese letztere, dass ihrer wohl auch an diesem Orte gedacht werden mag.

Der Verfasser bringt zunächst reiches Material bei über die Macht, welche dem Namen in den verschiedensten Richtungen zugeschrieben wurde. Er weist nach, dass es nach dem Glauben der verschiedensten Völker als schädlich gilt, überhaupt oder doch zu bestimmten Zeiten, an bestimmten Orten oder bei bestimmten Verrichtungen den Namen bestimmter Personen oder Personenklassen, bestimmter Tiere, Vorgänge und dergleichen zu nennen, und dass demzufolge Umschreibungen oder anderweitige Bezeichnungen an die Stelle des eigentlichen Namens zu treten haben. Er geht ferner den Tabu-Gesetzen bei wilden Völkern nach, soweit diese das Nennen des Namens von Personen, Tieren, Krankheiten, Orten und dergleichen verbieten, und zeigt, das solche Verbote stets in Verhältnissen der Ehrerbietung, Unterwürfigkeit oder Furcht wurzeln. Insbesondere wird auch das Verbot des Aussprechens des eigentlichen Namens der Gottheit beachtet, wie es sich bei den Juden sowohl als bei anderen Völkern findet, und werden damit die mancherlei Entstellungen in Verbindung gebracht, welchen der Name Gottes, und andererseits auch wieder der Name des Teufels ausgesetzt ist. Auch die Folgen werden besprochen, welche das verbotwidrige Nennen des Namens äussert, und wird dabei zumal des häufigen Falles gedacht, dass dieses dem Benannten den Tod bringt oder dessen Verschwinden zur Folge hat. Weiterhin wird dann aber ausgeführt, dass nicht nur der Name der Gottheit, sondern auch jeder andere Name nach älterer Vorstellung den Schlüssel zum inneren Wesen des Benannten bildet, und damit auch zur Herrschaft über diesen; an einer langen Reihe der verschiedensten Vorkommnisse wird dies dargethan, und sodann auch der Schutz besprochen, welchen der oder die Namen Gottes gewähren, und die Folge, welche der Teufel, Tote, Entfernte, von der Mahr gerittene Leute leisten, wenn sie bei ihrem Namen angerufen werden, womit dann auch wieder der Gebrauch des Namens bei Verzauberungen zusammenhängt. Endlich wird, ausgehend von dem Satze, dass erst der Name den Menschen zum Individuum mache, auch noch die Bedeutung der Namensgebung und des Namenstausches besprochen, die Namenswahl samt den dabei zu beobachtenden Grundsätzen, die Namensveränderung, und dergleichen mehr. Zum Schlusse sucht der Verfasser sodann noch, S. 88—92, die Ergebnisse zusammenzustellen, welche sich seiner Meinung nach aus dem vorgeführten Materiale gewinnen lassen. Er nimmt an, dass die Verbindung, welche sich durch Ideenassociation oder Sympathie zwischen verschiedenen Dingen knüpfe, obwohl an sich nur subjektiv, für den primitiven Menschen zu einer objektiven und realen geworden sei. Von hier aus ergiebt sich nun, dass man nicht nur durch geeignete Behandlung des Bildes eines Menschen oder eines Teiles seines Körpers auf diesen einwirken kann, sondern dass man auch durch gehöriges Hantieren mit dem Namen einer Person oder Sache über diese selbst eine Herrschaft ausüben kann, da ja dieser Name mit dem Benannten zusammenfällt, — dass ferner die Kenntnis und der Gebrauch des Namens überirdischer Wesen zu diesen selbst ein engeres Verhältnis erschliesst, während andererseits das leichtfertige Aussprechen solcher Namen, oder auch der Namen von Personen, Tieren, Örtlichkeiten, Krankheiten, die man zu scheuen oder zu achten hat, als für diese kränkend gelten kann, und darum unterlassen werden muss, wenn man nicht üble Folgen auf sich ziehen soll. Man wird sich mit diesen Ergebnissen einverstanden erklären können und über sie hinaus auch noch so manche andere Belehrung aus dem gesammelten

Material und aus zerstreuten Bemerkungen des Verfassers schöpfen, was natürlich nicht ausschliesst, dass man jenes Material hier und dort durch einzelne weitere Notizen bereichern, und gegen einzelne Bemerkungen allenfalls auch seine Bedenken haben kann. Für Beides noch einige Belege.

Der Verfasser bemerkt, S. 20, dass man auf Island nach Sonnenuntergang den Fuchs nicht bei seinem rechten Namen nennen darf; er hätte aber auch erwähnen können, dass man während der Fastenzeit dort weder von Fleisch noch Fett sprechen darf: klauflax, d. h. Klauenlachs ist das erstere, afrás, d. h. Ablauf das letztere zu nennen (Jón Árnason, þjóðsögur, II, S. 573—4). Der Glaube an die Kraft des höchsten Namens Gottes ferner, von welchem S. 37 ff. die Rede ist, spielt auch auf Island seine Rolle (Sturlúnga, IV, cap. 6, S. 96; Ólafs s. Tryggvasonar, cap. 200, FMS. II, S. 147—8), natürlich durch Vermittlung der Kirche. Dafür, dass das Anrufen beim Namen entzaubert, möchte ich, zu S. 50 bis 51, anführen, dass nach einer isländischen Volkssage ein Mädchen, welches von einer Elbinn entführt werden soll, hierdurch errettet wird (Jón Árnason, I, S. 59). Wie Sigurðr dem sterbenden Fáfnir seinen Namen verheimlicht, damit er ihn nicht mit dessen Nennung verfluchen könne, S. 66—7, sagt auch die Hauksbók, dass man gerne zwei Namen trug, um einen übrig zu haben, falls man unter dem anderen verflucht würde, und der þorsteins þ. hvíta, S. 46, dass der Besitz zweier Namen längeres Leben verbürge (Eyrbyggja, ed. Guðbrandur Vigfússon S. 126). Zu S. 82 bemerke ich, dass auch nach isländischem Glauben dem Toten von Nutzen war, wenn ein anderer nach ihm benannt wurde und dies auch dem letzteren Glück brachte (Vatnsdæla, cap. 3, S. 7 und cap. 6, S. 12; Finnboga s. ramma, cap. 9, S. 19 und cap. 36, S. 70; Svarfdæla, cap. 5, S. 17 und cap. 26, S. 89), wie denn insbesondere Heidenleute ihren Namen auf diese Weise „unter die Taufe zu bringen“ suchten (þorsteins þ. uxafóts, in der Fbk, I, S. 255). Ein Beispiel aus neuerer Zeit zeigt, wie sogar der Satan solchen Versuch macht (Jón Árnason, II, S. 22—3); nach frühzeitig Verstorbenen benannte man aber nicht gerne Kinder (Sturlúnga, VII, cap. 27, S. 219). Wie man glückliche und unglückliche Namen kennt, S. 86, so weiss man auf Island von „harten“ Namen zu erzählen, dass die Leute, die sie tragen, Übles bedeuten, wenn sie jemandem im Traume erscheinen (Jón Arnason, I, S. 415). Holbergs „Vil jeg Johannes hede“, S. 87, ist doch wohl nur unser deutsches „ich will Hans heissen“, worüber Grimm, DWB, IV, 2, S. 458, zu vergleichen; zu S. 97, resp. 81, Anm. 3 ist aber „unser Hänschen im Keller“ zu stellen, vergleiche ebenda, S. 462 und dergleichen. — Bedenklich erscheint mir aber zunächst die Anknüpfung des Wortes „bryllup“ an die angebliche Sitte eines wirklichen Laufens um die Braut (S. 4), woran freilich schon J. Grimm in seinen Rechtsaltertümern gedacht hatte. Ich möchte lieber mit V. Finsen (Annaler for nordisk Oldkyndighed, 1849), S. 236, Anm. 5 an den Ausdruck „at hleypa til“ „hleypa til fjár“ (Björn Halldórsson, h. v.) und dergleichen anknüpfen, und an die consummatio matrimonii denken. Bedenklicher noch ist mir, dass der Verfasser nicht nur, S. 15, die Bezeichnung des Blutes als Schweiss, sondern, S. 91—2, Anm. 3, die ganze Jagdsprache unter den hier massgebenden Gesichtspunkt bringen will. Sogar in einer der ältesten Christenrechte Norwegens, BþL. I, §. 5 (II, § 2), wird sveita für das Blut gebraucht, welches die Kirche, dem mosaischen Gesetze folgend, zu essen verbot, und auch in den Eddaliedern und in skaldischen Gedichten wird das Wort in gleichem Sinne verwendet, wie denn auch bei uns ausserhalb der Jägersprache „Schweiss“ vordem für Blut gebraucht wurde. Neben der Jägersprache steht ferner auch eine eigene Seemannssprache, Bergmannssprache, Gaunersprache und dergleichen, welche man doch nicht alle auf den Glauben an „die Macht des Namens“ wird zurückführen können; eher

wird man wohl an Wirkungen der zunftmässigen Geschlossenheit des Berufslebens zu denken haben.

Selbstverständlich wollen übrigens solche Bedenken nicht die Freude an der höchst verdienstlichen Schrift trüben, vielmehr nur die vielfache Anregung zum Ausdrucke bringen, welche sie gewährt, und für die dem Verfasser unser herzlicher Dank gebührt.

München. K. Maurer.

---

**Huld.** Safn alþýđlegra íslenzkra fræđa. Útgefendur: Hannes þorsteinsson, Jón þorkelsson, Ólafur Davíđsson, Pálmi Pálsson, Valdimar Ásmundsson. I. Reykjavík. 1890. Sigurđur Kristjánsson. (80 S., 8°.)

Unter diesem Titel ist soeben hier in Reykjavík das erste Heft einer Zeitschrift für isländische Volkskunde erschienen. Die auf dem Titelblatt genannten Herausgeber sind emporstrebende junge Gelehrte und Litteraten, teils hier, teils in Kopenhagen wohnhaft; Hauptredakteur scheint der tüchtige Bibliothekar Pálmi Pálsson zu sein. Das vorliegende Heft wird durch eine von Hannes þorsteinsson mitgeteilte neuisländische Saga — þáttur Tindala-Íma — eingeleitet. Der Verfasser dieser Sage, der verstorbene volkstümliche Litterat Gísli Konráđsson hat hier wie sonst mit grossem Erfolg die Schreibart der alten Saga nachgeahmt und auf neuere Stoffe übertragen. Dann hat Pálmi Pálsson die Rímur þorgeirs stjakarhöfđa mitgeteilt; es ist ein Gedicht wahrscheinlich aus dem 14. oder 15. Jahrhundert, eine versifizierte Volkssage, die im 10. Jahrhundert spielt und vielleicht einer älteren prosaischen Sage oder þáttur nachgedichtet ist. Es folgen verschiedene Volkssagen und Gedichte von Ólafur Davíđsson, dem jüngeren Jón þorkelsson und mehreren anderen mitgeteilt. Im ganzen sind die Beiträge wertvoll und der Inhalt des kleinen Heftes abwechselnd.

Reykjavík. β.

---

**Dania.** Tidskrift for folkemål og folkeminder udgivet for universitets-jubilæets danske samfund af Otto Jespersen og Kristoffer Nyrop. Bind I, hæfte 1. København Lybecker og Meyer 1890. (80 S. 8°.)

Mit Freude zeigen wir das eben erschienene 1. Heft einer neuen Zeitschrift an, die sich die Aufgabe stellt, die Kenntnis der dänischen Mundarten und Volksüberlieferungen zu fördern. Die sprachliche Abteilung, unter Leitung von O. Jespersen, soll Untersuchungen über Bau und Geschichte der lebenden Volkssprache, über Ortsnamen, Volksetymologie, Redensarten u. s. w. bringen. Die zweite, unter Leitung von Kr. Nyrop, wird Lieder, Sprichwörter, Aberglauben etc. sammeln und Untersuchungen über Herkunft, Ausbreitung und Bedeutung der Volksüberlieferungen geben. Auch Bücheranzeigen und orientierende Übersichten über volkskundliche Litteratur sollen je nach dem Raum gebracht werden. Das 1. Heft enthält eine Untersuchung über die Lappenbäume von Nyrop und eine lautphysiologische Abhandlung über die in der Dania gewählte Bezeichnung der dänischen Laute. Ein kurzer Artikel von Jespersen über die Stellung der Partikel *mon* macht den Schluss. Wir rufen der befreundeten Zeitschrift ein herzliches heilâ heil zu. W.

# Litteratur des Jahres 1890[1].

Von Dr. **Friedrich Back.**

## Volkskunde im Allgemeinen.

### I. Zeitschriften[2].

**Zeitschrift für Volkskunde** in Sage und Mär, Schwank und Streich, Lied, Rätsel und Sprichwort, Sitte und Brauch. Herausgegeben von Dr. Edmund Veckenstedt. Leipzig. A. Dörffel.

II. 4. Veckenstedt, Die Kosmogonien der Arier. Die Griechen. — Treichel, Sagen aus Westpreussen. — Knoop, Sagen aus Hinterpommern. — Zingerle, Die Verlobten. Aus Eupen im Zillerthal. — von Wlislocki, Kinderspiele der siebenbürgischen und südungarischen Zelt-Zigeuner. — Prexl, Besprechungsformeln der Rumänen in Siebenbürgen.

— 5. Veckenstedt, Die Kosmogonien der Arier (Forts.). Die Griechen. — Knoop, Sagen aus Hinterpommern. — Schlossar, Volkslieder aus Steiermark. — Mitkos, Albanesische Lieder. — v. Wlislocki, Kinderspiele der siebenbürgischen und südungarischen Zelt-Zigeuner. — Prexl, Besprechungsformeln der Rumänen in Siebenbürgen. — Pfeifer, Aberglaube aus dem Altenburgischen.

— 6. Veckenstedt, Die Kosmogonien der Arier. Die Germanen. — Knoop, Sagen aus Hinterpommern. — v. Wlislocki, Kinderspiele der siebenbürgischen und südungarischen Zelt-Zigeuner. — Gittée, Patengeschenke in Wallonien. — Pfeifer, Aberglaube aus dem Altenburgischen.

— 7. Rua, Einige Erzählungen des Giovanni Sercambi. — Vernaleken, Der starke Hans, eine Reihe mythischer Volksdichtungen. — Jarnik, Albanesische Märchen und Schwänke. — Zingerle, Weihnachtslied. — Schlossar, Deutsche Volkslieder aus Steiermark. — Archut, Volksrätsel aus der Provinz Pommern.

— 8. Fränkel, Die Fabel vom Streite der drei lasterhaften Brüder im 17. Jahrhundert. — Brauns, Die japanesischen Kinder- und Hausmärchen. — Knoop, Märchen aus der Provinz Posen. — Schlossar, Deutsche Volkslieder aus Steiermark. — Bolte, Lieder von einem fliegenden Blatte. — Mitkos, Albanesische Lieder. — Archut, Volksrätsel aus der Provinz Pommern. — v. Wlislocki, Kinderspiele der siebenbürgischen und südungarischen Zelt-Zigeuner.

— 9. von Zingerle, St. Nicolaus. — Jarnik, Albanesische Märchen und Schwänke. — Knoop, Volkslieder aus Hinterpommern. — Archut, Volksrätsel aus der Provinz Pommern. — v. Wlislocki, Kinderspiele der siebenbürgischen und südungarischen Zelt-Zigeuner. — Pfeifer, Aberglaube aus dem Altenburgischen. — Pick, Ein Feuersegen (aus Zeitz).

— 10. Rademacher, Über den Geisterglauben und seinen Einfluss auf die religiösen Vorstellungen der Germanen. — Vernaleken, Der starke Hans, eine Reihe mythischer Volksdichtungen. — Priefer, Volkslieder aus Sommerfeld und Umgegend. — Mitkos, Albanesische Lieder. Deutsch von Jarnik. — Ammann, Hochzeitsbräuche aus dem Böhmerwald.

— 11. v. Zingerle, St. Nicolaus. —

1) Die Leitung der Zeitschrift bittet alle Freunde im In- und Auslande um gütige Unterstützung für die Bibliographie. Nur dadurch wird es möglich werden, die erwünschte Vollständigkeit annähernd zu erreichen.

2) Bei den Zeitschriften bezeichnet die römische Ziffer den Band, die arabische das Heft.

Jarnik, Albanesische Märchen und Schwänke. — Knoop, Volkslieder aus Hinterpommern. — Priefer, Volkslieder aus Sommerfeld und Umgegend. — Pfeifer, Aberglaube aus dem Altenburgischen.

— 12. Knoop, Die neu entdeckten Göttergestalten und Götternamen der norddeutschen Tiefebene. — Ammann, Hochzeitsbräuche aus dem Böhmerwald. — Inhaltsverzeichnis der Zeitschrift für Volkskunde Bd. II. Heft 1—12.

III. 1. Veckenstedt, Die mythischen Könige der arischen Volksheldensage und Dichtung. — Veckenstedt, Wendische Sagen der Niederlausitz. — Vernaleken, Der unstete Hans, eine Reihe mythischer Volksdichtungen. — Bolte, Vlämisches Mittfastenlied. — Kaufmann, Findlinge zur Volkskunde. — Knoop, Polnischer und deutscher Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen.

— 2. Heft. Knoop, Die neu entdeckten Göttergestalten und Götternamen der norddeutschen Tiefebene: Der pommersche Gauden und Vergodendêl. — Veckenstedt, Die mythischen Könige der arischen Volksheldensage und Dichtung. — Branky, Volksüberlieferungen aus Österreich. — Veckenstedt, Wendische Sagen der Niederlausitz. — Bötticher, Troja oder Feuernekropole.

**Am Urquell.** Monatsschrift für Volkskunde. Herausgegeben von H. Carstens (später von Friedrich S. Krauss). Hamburg. Kramer, i. Commiss.

N. F. I. 1. Krauss und Dragičević, Guslarenlieder aus Bosnien und dem Herzogsland. Die Externsteine. — Carstens, Totengebräuche aus Dithmarschen. — Frischbier, Ostpreussischer Volksglaube und Brauch. — Haase, Sagen und Erzählungen aus der Grafschaft Ruppin und Umgegend. — Kaindl, Zwei ruthenische Mythen aus der Bukowina. — Kleine Mitteilungen.

— 2. Sz., Eine verschollene Volkssprache „Bourgoensch“. — Krauss und Dragičević, Guslarenlieder II. — Carstens, Totengebräuche (Forts.). — Kleine Mitteilungen.

— 3. Sz., Unser Standpunkt und unsere Aufgaben. — Krauss und Dragičević, Guslarenlieder III. — Frischbier, Aus Ostpreussen: Haus und Herd. — Carstens, Totengebräuche (Schluss). — Kleine Mitteilungen.

— 4. Kupczanko, Die Ajsoren im Kaukasus. — Krauss und Dragičević, Guslarenlieder IV. — Klose, Alte Strafen. — Sohnrey, Pfingsten auf dem Pfingstanger. — Frischbier, Aus Ostpreussen: Glück und Unglück. — Haase, Hand- und Schutzbrief. — Schumann, Geister. — Krauss und Dragičević, Volksmedizin. — Kleine Mitteilungen.

— 5. Krauss, Die Esche Yggdrasill. — Krauss und Dragičević, Guslarenlieder. — Kupczanko, Die Ajsoren (Forts.). — Volksmann, Mondglaube aus Dithmarschen. — Kaindl, Hausbau und Bauopfer bei den Ruthenen. — v. Schulenburg, Regenbogen und Wassergalle. — C., Das Johannisbier in Norddithmarschen. — Pitrè, Volksmedizin (Appunti sulla medicina popolare in Sicilia). — Kleine Mitteilungen.

— 6. Kupczanko, Die Ajsoren (Schl.). — Rösler, Winterfestgebräuche im Isergebirge. — v. Schulenburg, Weihnachts- und Neujahrsgebräuche (aus Ostpreussen). — Staacke, Weihnachtsbräuche aus Scandinavien. — Kaindl, Volksglauben (aus der Bukowina). — Pitrè, Volksmedizin II. — Kleine Mitteilungen

— 7. Köhler, Die Haut versaufen. — Meyer, Rusalja I. — Sz., S. Bugge's nordische Studie. — Pitrè, Volksmedizin III. — Snethlage, Die Kröte. — Gottschalk, Der Totschlag bei Menz. — Volksmann, Dree to Bett, eine Schicksalssage. — Kleine Mitteilungen.

— 8. Volksmann, Fastnachtsbräuche aus Schleswig-Holstein. — Schell, Gereimte Volksrätsel aus dem Bergischen. — Frischbier, Aus Ostpreussen: Kindheit. Der Klabatermann. — Sembrzycki, Volksmedizin (aus Ostpreussen). — Volkshumor. — Kleine Mitteilungen.

— 9. Krauss, Rusalije II. — Sz., Wielant der Schmied. — Frischbier, Aus Ostpreussen: Kindheit (Forts.). — Krauss, Oskar Kolberg. — Zauber- und Heilsprüche (aus Rendsburg). — Kleine Mitteilungen.

— 10. Rösler, Walpurgisnacht im Isergebirge. — Sz., Wielant der Schmied (Forts.). — Frischbier, Aus Ostpreussen: Kindheit (Schluss). — Kaindl, Der Teufel. — Schell, Bergische Sagen. — Krauss, Rusalien III. (in Indien). — Fränkel, Eine Zeitschrift für südwestdeutsche Volkskunde. — Handel-

mann, Zauber- und Heilsprüche und dergl. (aus Rendsburg). — Kleine Mitteilungen.

— 11. Sz., Wielant der Schmied (Forts.). — Freytag, Riesen und Menschenopfer in unsern Sagen und Märchen. — Frischbier, Aus Ostpreussen: Arbeit und Mahlzeit. — Handelmann, Zauber- und Heilsprüche und dergl. — Kleine Mitteilungen.

— 12. Krauss, Oskar Kolberg. — Ders., Sühne der Blutrache im Herzögischen. — Freytag, Riesen und Menschenopfer (Schl.). — Sz., Wielant der Schmied (Schluss). — Frischbier, Aus Ostpreussen: Träume. Das Besprechen. — Dragičević, Volksmedizin (aus Bosnien).

II. (1891). 1. Gatschet, Die Windhose. — Handelmann, Zur norwegischen Sagenforschung. — Winternitz, Das Kind bei den Juden. — Karlowicz, Die Liebes taufe bei den Polen. — Krauss, Die Mensch werdung des heiligen Panteleimon. — Kupczanko, Volksmedizin. — Krauss, Die Prinzessin von England. — Volksmann, Volkswitz in Rätseln. — Sembrzycki, Ostpreussische Sprichwörter, Volksreime und Provinzialismen. — v. Wlislocki, Zigeunertaufe in Nordungarn. — Krauss, Geheime Sprachweisen. — v. Hagen und Volksmann, Volksglauben. — Fränkel, Ein offenes Wort an Sammler. — Kleine Mitteilungen.

— 2. Krauss, Eine deutsche Gesellschaft für Volkskunde. — Winternitz, Das Kind bei den Juden. — Karlowicz, Die Liebestaufe bei den Polen. — Gaidoz, Ransom by Weight. — Frahm, Volksglauben. — Kupczanko, Volksmedizin. — Sembrzycki, Ostpreussische Sprichwörter etc. — Pordes, Trinkgefässe in Bosnien und im Herzögischen. — Krauss, Geheime Sprachweisen. — Kleine Mitteilungen.

**Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.** Herausgegeben von M. Lazarus und H. Steinthal unter Mitwirkung von Ulrich Jahn. Berlin. Asher & Comp. 8°.

XX. 1. Weinhold, Was soll die Volkskunde leisten? — Simmel, Zur Psychologie der Frauen. — Steinthal, Die erzählenden Stücke im 5. Buch Mose (Forts. und Schl.). — Schwartz, Noch einmal der himmlische Licht- (oder Sonnen-)Baum, eine prähistorische Weltanschauung.

— 2. Misteli, Sprachphilosophisches. — Tobler, Ein Fall von partieller Aphasie. — Borinski, Ἀρκάδες προσέληνοι. — Tester, Linguistisches aus der romanischen Schweiz.

— 3. Biese, Die poetische Naturbeseelung bei den Griechen. — Loewe, Zur Sprach- und Mundartenmischung. — Steinthal, Das periodische Auftreten der Sage.

**Folk-Lore,** a quaterly review of myth, tradition, institution, and custom. (Incorporating The Archaeological Review and The Folk-Lore Journal). London. D. Nutt.

I. 1. Editorial: Lang, Annual presidential address for the session 1889—90. — Discussion: Abercromby, Magic songs of the Finns I. — Haddon, Legends from Torres-Straits. — Ridgeway, Greek trade routes to Britain. — Hartland, Recent research on folktales. — York Powell, Recent research on Teutonic mythology. — Notes and news. — Miscellanea: Baring Gould, The Giant of new mills, Sessay. — Peacock, A Welsh conjurer, 1831. — Gaster, Story of Solomon's wisdom. — Busk, The burial of Mr. Rose's boots; horsehair turned into water-snake.

— 2. Frazer, Some popular superstitions of the ancients. — Haddon, Legends from Torres-Straits II. — Gomme, A. Highland Folk-tale and its foundation in usage. — Hartland, Peeping Tom and Lady Godiva. — Darmesteter et Barth, ‚How they met themselves'. — Nutt, Report: Celtic myth and saga. — Busk, Report: Italian Folk Songs. — Notes and news. — Jacobs, Review: Les contes moralisées de Nicole Bozon. — Correspondence: Clodd, What's is in a name? — Nutt, Fascination and Hypnotism. — Miscellanea: Frazer, Easter in Greece; Highland superstitions. — Black, ‚Players' superstitions. — Schechter, Rabbinic parallel to ‚The two travellers'. — Gosselin, Folk-lore extracts. — Old Harvest Customs in Devon and Cornwall.

— 3. Andrew Lang, English and Skotch fairytales. 1. Rashin Coatie. — 2. Nicht nought nothing. — 3. Cap o' Rushes. — 4. Kate Crackernuts. — 5. Peeripol. — 6. Coato' Clay. — 7. Dräglin Hogney. — Burne, The collection of English folk-lore. — Abercromby, Magic songs of the Finns II. — Schechter, The Riddles of Solomon in Rabbinic literature. — Stewart Lockhart, Notes on Chinese Folk-Lore. —

Nutt, Report on the Campbell MSS. at Edinburgh. — Jacobs, Recent research in comparative religion. — Report of the Annual Meeting of the Folk-Lore Society. — Correspondence: Leland, ‚How they met themselves'. — Ellis, ‚Fascination and Hypnotism'. — Jocobs, Folke-tale of Campbell and its foundation in usage. — Notes and news. — Miscellanea: Rouse, A Jataka in Pausanias.

**Mélusine.** Recueil de mythologie, littérature populaire, traditions et usages, fondé par H. Gaidoz et E. Rolland. Dirigé par Henri Gaidoz. Paris. E. Rolland.

V. 1. Barth, La Littérature populaire et les contes dans l'Inde II. — Gaidoz, L'Étymologie populaire et le Folk-lore III. Les Saints pour rire. 1. Saint Personne. 2. Le père Invicem. 3. Sainte Touche, Saint Lundi, Sainte Bouteille, etc. — Tuchmann, La Fascination. § 3. Les Fascinateurs. Catégories. B.) Animaux. — H. G., Les Esprits-Forts de l'Antiquité classique XXIII.

— 2. Gaidoz, La collection internationale de la Tradition. — H. G., La Fraternisation VIII. — Colson, L'enfant qui parle avant l'être né IX. — Köhler, Ne frapper qu'un seul coup. — Karlowicz, Les deux arbres entrelacés. — Tuchmann, La Fascination. § 3. Les Fascinateurs. Catégories. B.) Animaux. C.) Objets inanimés. D.) Divinités, Esprits, Ames. — H. G., Les Esprits-Forts de l'Antiquité classique XXIV. — E. R., Les Serments et les Jurons.

— 3. Doutrepont, Un chant monorime. — Tuchmann, La Fascination. § 3. Les Fascinateurs. Catégories. E.) Gens et animaux qui se fascinent eux-mêmes. — Esser, Moeurs et usages de Malmédy et de la Wallonie prussienne. III. 1. La Cusnée. 2. La Saint- Jean. 3. Poirté l'Trouvlai (2). 4. Les Joupsennes. - Orain, Devinettes de la Haute-Bretagne X. La pierre de Serpent. H. G., L'Étymologie populaire et le folk-lore. IV. L'Être suprème.

— 4. Loquin, La nouvelle brochure de M. Gaston, Paris. — H. G., Les contes populaires dans l'antiquité classique. — Les chemins de fer II. — Ernault, Chansons populaires de la Basse-Bretague. — H. G., L'Étymologie populaire et le folk-lore V. 1. Dans les bras de Morphée. 2. Saint Virgile. — O'Grady, Irish prognostications from the howling of dogs. — Orain, Devinettes de la Haute-Bretagne. — Tuchmann, La Fascination. § 3. Les Fascinateurs. Moyens d'acquérir le pouvoir de Fascination. — La Fascination, le magnétisme et l'hypnotisme.

— 5. Gaidoz, L'opération d'Esculape I. 1. Au V^e siècle avant notre ère. 2. Chez les chrétiens; l'épreuve faite sur un homme. 3. Le miracle du maréchal-ferrant et les monuments figurés. 4. Le miracle du maréchal-ferrant et la tradition orale. 5. En Irlande. 6. Les images et les légendes. 7. Conte, légende ou miracle? — Échos de la litterature antique au moyen-age. — Tuchmann, La Fascination. § 3. Les Fascinateurs. — Moyens d'acquérir le pouvoir de fascination (Suite). — H. G., Le Solarisme Boulangiste. Israël Lévi, La légende d'Alexandre dans le Talmud. — Karlowicz, La Mythologie lithanienne et M. Veckenstedt.

— 6. Gaidoz, Jean de l'Ours. — Lefébure, La Motte de terre. — L'Étymologie populaire et le folk-lore: VI, Nome de saints, par Nyrop; VII, par Gaidoz. — Orain, Devinettes de la Haute-Bretagne (Suite). — Tuchmann, LaFascination: Moyen d'acquérir le pouvoir de fascination; A) Effets de la fascination (Suite). — Gaidoz, La Photographie. — Lévi, Le Juif en morceaux. — Gaidoz, Oblations à la mer et présages. — H. G., L'Arc en Ciel.

**Revue des traditions populaires.** (Société des traditions populaires au musée d'ethnographie du Trogadéro.). Paris. J. Maisonneuve.

V. 1. Faligan, Des formes iconographiques de la légende de Théophile. — Perraud, Les noces du coucou et de l'alouette V. Des Dombes. — Bernard, Les noces du papillon, pays de Caux. — Desaivre, Les noces de l'alouette et du pinson, version du Poitou. — M^me Paul Sébillot, Les noces de la bécasse et de la perdrix, version de la Haute-Bretagne. — Sébillot, Le diable et l'enfer dans l'iconographie III. — Morel-Retz, La fête des Rois XI. La quête des Rois en Bourgogne. — Céard, XII, en Champagne. — Tausserat, XIII, La cérémonie de la tève à la Cour de France en 1706. — Désaugiers, Rien qu'une, conte du jour des Rois. — Bayon, Proverbes et dictons de Mazins. — Loys Breuyre, L'inventaire des contes III. Analyse classification et tabulation des contes po-

pulaires. — Rosières, L'influenza au XVe siècle. — Sébillot, L'influenza au XVIe siècle. — Blanchard, Coutumes scolaires IV. En Allemagne. — Pitrè, Le pays des Chiens, conte populaire sicilien. — Ney, Miettes de folk-lore parisien. — Desrousseaux, Le folk-lore du pays de Liège. — Tiersot, Extraits et lectures I. Audition de Noëls français au cercle Saint-Simon. — Certeux, II. Les asiles de nuit en Chine.

— 2. Basset, La légende du chien de Montargis chez les Arabes. — Destriché, Le retour du soldat, version du Maine. — Cordier, Les Cynocéphales dans la Légende. — Sauvé, Le Carnaval dans les Vosges. — Desaivre, Les Précurseurs de nos études V. Enquêtes du premier Empire et de la Restauration. — La Fontanelle, VI. Notes inédites (première moitié du siècle). — Sébillot, Noms, formes et gestes des lutins III. Basse-Bretagne. — Fontaine, La fête des Rois XIV. Ordalies en Bourgogne. — Bellet, Les Fois de l'île de Ré. — Basset, Légendes africaines sur l'origine de l'homme IV—VII. — Tiersot, Chansons et danses étrangères III. Musiques et danses roumaines. IV. Rapsodie cambodgienne de Bourgault-Ducondray. — Certeux, Bazin la Lune, légende du Dauphiné. — Hovelacque, De quelques formes de salutation. — Assemblée générale.

— 3. Lefèvre, Les Mythes et les dieux de la pluie. — Blanchard, Le Rossignolet, chanson des Hautes-Alpes. — P. S., Les Traditions populaires et les écrivains français III. Le Menagiana. — Morin, Les calendriers des illettrés II. L'Almanach des Bergers. — Basset, Les jours d'emprunt chez les Arabes. — Bonnemière, Amulettes et talismans VI. Amulette breton contre la fièvre. — Fouju, Légendes et Superstitions préhistoriques III. (Eure-et-Loir). — Sébillot, Le peuple et l'histoire I. Révolution française. — de Crouskow, Chants héroïques du peuple russe. — Fertiault, Devinettes. — Le Carguet, Superstitions et légendes du Cap-Sizun. — Certeux, Le Prisonnier de Nantes I. Version de la Loire-Inférieure. — Mme Paul Sébillot, II. Version des Côtes-du-Nord. — Démeuldre, Facéties wallonnes. — Eygun, Superstitions basques. — Labonne, A travers le Berry III. Superstition berrichonne. — Fertiault, Le cierge de la Chandeleur. — Pineau, Les roseaux qui chanteut III. La rose d'or, conte du Maine. — Lemoine, Coutumes de mariage VI. En Belgique. — Har, La légende de Didon II. Légendes parallèles. — Pineau, Pèlerins et Pèlerinages VIII. Enfants malades.

— 4. Brueyre, Extraits d'anciens ouvrages anglais relatifs au Folk-Lore I. Antiquité de la littérature des nourrices. — Bon, Devinettes: Auvergne. — Tiersot, Le Rossignolet II. Version du Morvan. — Certeux, Les calendriers des illettrés III. — Sébillot, Les coquillage de mer III. — Bon, Le seigneur Coup-garon, légende de l'Auvergne. — Bayon, Amulettes et talismans VII. Amulettes d'Italie. — Bourchenin, Coutumes de mariage VI. Une noce en Béarn. — Mme Paul Sébillot, Superstitions de la Nièvre. — Siébel, Légendes et superstitions préhistoriques IV. La hotte du diable. — Harou, — V. En Belgique. — Mme Paul Sébillot, La mort d'Adèle, chanson de la Haute-Bretagne. — Rabot, Un album eskimo. — Basset, Contes arabes et orientaux IV. Le Mythe d'Orion et une fable de Florian. — De Crouskow, Chants héroïques du peuple russe II. — P. S., Les Traditions populaires et les écrivains français IV. Racine. — Millieu, Les pourquoi LIV—LV. La mule et le lièvre. — De Laporterie, Croyances des paysans landais. — Certeux, Brimades et initations I. Les Béjaunes du commerce. — Harou, Le long hiver (versions flammandes). — Bonaparte, Les glaciers I. Le génie de l'Aletsch. — Dessaix, — II. L'excommunication des glaciers.

— 5. Hardouin, Traditions et superstitions siamoises. — Bernard, Joli mois de mai fleuri. — Chanson du pays de Caux. — Sébillot, Les Zoophytes. — Fouju, Miettes de Folk-lore parisien XII. Usage du vendredi saint dans la Seine. — P. S., Saint-Blaise II. Bourchenin, Formulettes béarnaises. — Harou, Imagerie populaire flamande. — Fouju, Légendes et superstitions préhistoriques VI. — Guyot, Le petit tambour. Chanson avec jeu. Champagne et Paris. — Le Carguet, Traditions et superstitions du Cap-Sizun III. An Aour-jeoten. — L'herbe d'or. — P. S., Le Folk-lore au Salon V. Les traditions populaires et les peintres pendant la période romantique. — Bayon, Devinettes de Haute-Bretagne. II. — Sax, Salomon dans les légendes musulmanes V. — Harou, Le bonhomme Misère. Légende liégeoise. — Imbert, Poésies sur des thèmes populaires XX. Le saint de villages. — P. S., Le voyage présidentiel et les traditions populaires. — Fontaine, Facéties bourguignonnes. I. Le

maire de Buncy. II. Les Tortionnaires. — Certeux, Les traditions populaires à l'Exposition V. section russe.

— 6. Sichler, Céremonies et coutumes nuptiales en Russie. — Guyot, Le Pont de Londres I. Ronde de la Champagne. — Mme Paul Sébillot, — II. Haute-Bretagne. — P. S., Les danseurs maudits. — Destriché, Traditions et superstitions de la Sarthe. — Sébillot, L'iconographique fantastique II. Les Lutins. — De Launay, Des apparitions en Vendée. — Luzel, Les contes populaires dans les sermons du Moyen-âge II. Horrible exemple de' l'évêque Hugues. — Certeux, Les Calendriers des illettrés IV. Le Calendrier des Aztèques. — Jacottel, Légendes et Contes bassoutos V. La légende de la tortue II. Raseretsana.

— 7. De Zmigrodzki, Folk-lore européen comparé I. La Mère et l'enfant. — Tiersot, Trois pastourelles du Morvan. — J. T., Sur l'origine populaire du mot Alleluia. — Sébillot, Les Traditions populaires et les écrivains français V. Molière. — Ferrand, Traditions et superstitions du Dauphiné. — Congrès des Traditions populaires. — De Laporterie, Une noce de paysans en Chalosse: sortie de l'église. — Destrée, Seconde vue: intersignes. — Sichler, Moeurs et coutumes de mariage II. Gouvernement d'Archangel. III. Chez les Permiens. — Basset, Salomon dans les légendes musulmanes. — Certeux, Les calendriers des illettrés VI. Les Bâtons calendriers. — Morel-Retz, Le Peuple et l'histoire IV. Maudrin. — Basset, Une superstition. — Sébillot, Quelques contes très courts. — Bonnemère, Superstitions du département de l'Indre. — De Rialle, Extraits et lectures I. Les sources dans la mer. — Blanchard, II. Pour être heureux toute l'année.

— 8. Rosières, Quelques proverbes français du XVe siècle. — Tiersot, Chant de moisson du Morvan. — Sébillot, Les Mollusques. — Brueyre, Extraits d'anciens articles anglais relatifs au Folk-lore II. Préface de Richard Price à l'histoire de la poésie anglaise de Warton. — Pineau, Les villes disparues I. Le temps, tradition poitevine. — Basset et Sébillot, Allusions à des contes populaires III. — Fertiault, Les Traditions populaires et les écrivains français VI. Les Noëls de la Monnoye. — Sichler, Moeurs et coutumes de mariage III. Chez les Permiens. — Certeux, Extraits et lectures. Le Samedi saint à Cuba.

— 9. Dumontier, Astrologie des Annamites. — Sébillot, Les Mines et les Mineurs V. La bonne et la mauvaise chance. VI. Coutumes. — Additions. — Tiersot, Le Rossignol messager, versions du Morvan. — Bon, Superstitions auvergnates. Cautal. — De Crouskow, Les Chants heroïques du peuple russe. — P. S., Les Sociétés des Traditions populaires, Société allemande. — Basset, La Chanson de Bricou I. — Pineau, — II. Briquette, randonnée poitevine. — de La Sicotière, — III. Briquette, ronde normande. — Certeux, Les calendriers des illettrés V. Calendrier breton. — Sébillot, Les Crustacés. — Basset, Une fable de Florian et le Mythe d'Orion III. — P. S., La Boulangerie et le pain: Questionnaire. — Pineau, Le long hiver III. Version poitevine. — Fertiault, Les Haricots. — Mme Destriché, Traditions et superstitions de la Sarthe II. — Bogisic, Saint Blaise III. — Mme Paul Sébillot, Le joli Meunier, chanson de la Haute-Bretagne. — Desrousseaux, Transformation des Légendes, des Anecdotes, etc. — Pineau, Les Oiseaux en Poitou.

— 10. Sébillot, Les Pendues. — Tiersot, La Chanson du Géant. — Basset, La Chanson du Bricou (suite) IV. Versions lorraine et alsacienne. — Lámhóigín, conte irlandais de la Saint-Martin. — Fitzgerald, Notes sur quelques origines de la Tradition celtique. — Sichler, Moeurs et coutumes de mariage III. Cérémonies de mariage chez les Permiens (suite). — Luzel, L'imagerie populaire V. Basse Bretagne. — Deuxième Congrès des Traditions populaires. — Morin, La Bêtise des Gens, conte de Champagne. — Bellet, Le Peuple et l'Histoire V. Buckingham dans l'île de Ré. — Certeux, Extraits et lectures. Le dieu Canon.

— 11. Jarchy, La Médecine superstitieuse en Russie. — Tiersot, Le Portrait de la Maitresse III. Version du Morvan. — Destriché, IV. Version de la Sarthe. — Herconet, Superstitions de Quillimane (Mozambique). — Sébillot, Superstitions de civilisés II. — Sichler, Moeurs et coutumes de mariage en Russie. — Lavenot, Devinettes de la Basse-Bretagne. Pays de Vannes. — Bonnemière, Les superstitions du canton de Gennes (Maine-et-Loire). — Pineau, Les Danseurs maudits III. Légende du Poitou. — Sébillot, Pensées sur les Traditions populaires extraites de divers auteurs. — Certeux, Les calendriers des illetrés V. Un

calendrier du VI[e] siècle. VI. Calendrier horloge du XI[e] siècle. — Harou, Pitje de dood (Pierre la Mort), conte flamand. — Harou, Pourquoi Polichinelie a deux bosses, légende liégeoise. — Le Lac des Fées. — R. B., Saint-Blaise IV.

**La Tradition.** Revue générale des Contes, Légendes, Chants, Usages, Traditions et Arts populaires. Direction: Émile Blémont et Henry Carnoy. Paris. E. Lechevalier.

Jan.: Davidson, Le Folk-lore en Angleterre I. — Stiébel, Notes de voyage en Orient. — Pitrè, Le mois de mais. — Delannoy, Un livre d'oraisons manuscript. — Chaboseau, Les empreintes merveilleuses. — De Sivry, La-haut sur la montagne, chanson et mélodie. — Plantadis, Les Rosières. — Desrousseau, Les Guerrières de Flandre. — Correvonx, Les Démons de Bourg-Saint-Pierre en Valais. — Eschenauer, La tradition française en Allemagne II. — Selter, La complainte de Sainte Cathèrine. — Millien et Beauvais, Les Eurhumés qui vont à Saint-Gueurluchon. — Nicot, Ballade. — Lemoine, Contes populaires de Hainaut VI. — Carnoy, La Fête de Noël, XVIII et XIX. — Bérenger-Férand, Taprata, devinette provençale. — Echaupre, La fille fière, récit berrichon.

Febr.: Davidson, Le Folk-lore en Angleterre II. — Selter, La complainte de Saint-Nicholas. — Zmidgrozki, Le Folk-lore Polonnais I. — Magdelaine, Ballade du roy de Savoye. — Pitrè, Le mois du mais XII (en Italie). — De Colleville, Les Formulettes enfantines III. — Carnoy, La Fête des Rois I. — Stiébel, Notes de voyage en Orient II. — Vicaire, Puisque chacune à son chacun. — De Sivry, La P'tit Tata. — Plantadis, Les Rosiéres III. — Sinval, Les Russes chez eux VI. — Echaupre, Chanson de Santouge.

March: Davidson, Le Folk-lore en Angleterre III. — Braun, Acousmates et chasses fantastiques I. — Plantadis, Le grillon et le lonp. — H. C., Palladiums et Talismans des cités I. — Krohn, Histoire de Traditionisme en Finlande I (suite). — Harou, Les matériaux dans les fondations. — Defrecheux, Saints et Idols chatiés VII. — Carnoy, Une nouvelle revue de Folk-lore. — De Zmigrodzki, Le Folk-lore polonais d'après Oscar Colberg. — Roumanille, Les Recommendations de ma pauvre Grand-la-Borgue, traduit par Gineste. — A propos du congrès des Traditions populaires. — Selter, La chanson du Charbonnier.

(Fortsetzung folgt.)

**Archivio per lo studio delle tradizioni popolari.** Rivista trimestrale dir. da G. Pitrè e. S. Salomone-Marino. Palermo. C. Clausen.

IX. 1. Pirrone-Giancontieri, Il Re dei Vendi e degli Zingari russi, dei Lettoni, Lituani e Zamaiti. — Simiani, Usi, Leggendi e Pregiudizi popolari trapanesi III. — Musoni, Usi e Costumi degli Sloveni veneti. — Pires, Cantos maritimos de Portugal. — Menghini, Canti popolari romani. — De Pasquale, Raccolta di proverbi calabri. — Prato, Il mare (fine). — Mazzucchi, Usi e Costumi del popolo nell'alto Polesine. — Marino, Exenia Nuptialia in Sicilia. — Gabotto, Due Sacre rappresentazioni in Torino nel Sec. XV. — Corsi, Vita senese I—VII.

— 2. Finamore, Tradizioni popolari abruzzesi. — Mazzucchi, Proverbi popolari del Polesine. — Nardo-Cibele, La Filata, o la coltivazione del canape nel Bellunese I. Ramm, Quelques remarques sur les jeux en Finlande. — Varvessis, Tradizioni e costumi popolari. — Wilmotte, Études sur des thèmes de chanson. — Cian, Una preghiera di pellegrini del sec. XV. — Ragusa-Moleti, Canti funebri di popoli e poeti selvaggi e poco civili. — Di Martino, Vitusullanu nella storia e nelle credenze popolari canicattinesi. — De Pasquale, Raccolti di proverbi calabri (fine). — Seves, Appendice alle serenate pei S. S. Crispino e Crispiniano in Pinerolo. — Sébillot, Contes de Marins recueillis en Haute-Bretagne I—IV. — Simiani, Usi, Leggende e Pregiudizi popolari trapanesi IV. — Menghini, Canti popolari romani. — Salmone-Marino, Il ‚tabbaranu', gioco popolare siciliano fanciullesco. — Ferraro, Spigolature di canti popolari parmigiani e monferrini (fine).

— 3. Musatti, Il S. Giovanni Battista a Venezia. — Pellegrini, Il S. Giovanni Battista nell' Agordino. — Nardo-Cibele, Il S. Giovanni Battista: ricordi veneti. — Seves, Di alcune credenze per la festa di S. Giovanni Battista in Piemonte. — Corsi, Il braccio di S. Giovanni Battista in Siena: tradizioni, usi e superstizioni. — Martinengo-

Cesaresco, Fiori di S. Giovanni. — Krauss, La fête de Saint-Jean chez les Slaves du Sud. — Vetri, Il Lago sfondato ed il sonno di S. Giovanni Battista. Leggenda popolare in Castrogiovanni. — De Nino, La festa di S. Giovanni nell' Abruzzo. — Carstens, Usi e credenze di S. Giovanni nello Schleswig-Holstein: I. La notte di S. Giovanni. II. La festa di S. Giovanni. III. Credenze di S. Giovanni. — Ragusa-Moleti, Canti funebri di popoli e poeti selvaggi o poco civili. — La preghiera a ruota nel Tibet. — Como contano alcuni popoli. — Pitrè, La Leggenda di Cola Pesce. — Columba, Note di Tradizzioni e Leggende: I. La Leggenda degli Stretti. II. La Leggenda di Sa Sofia. III. La fonte di Sa Sofia. — Nerucci, Storielle popolari (in Toscana). — Lumbroso, Spigolature di Usi, Credence, Leggende: I. Un' usanza messinese. II. Una credenza popolare toscana e piemontese. III. Una leggenda biellese. IV. La festa di S. Rocco in Orbassano. — Menghini, Canti popolari romani: Amore e baci. — Serenate. — Descrizioni. — Vari. — Musoni, Usi e Costumi degli Sloveni Veneti (La festa di S. Giovanni Battista). — Sébillot, Contes de Marins reeucillis en Haute Bretagne: V. La Mousse. VI. L'Oiseau de vérité. — Miscellanea: Battaglia, Dell' uso di dare il posto d'onore in Sicilia. — La processione dei Turchi in Potenza. — Il giuco del ventaglio in Toscana. — Un unovo rimedio contro la peronospora neggli Abruzzi (Finamora). — Una donna che non riconosce sè Stessa, leggenda inglese (Busk). — L'anello nuziale in Inghilterra e in America. — Proverbi danesi (Schneekloth).

## II. Bücher und Aufsätze.

### 1. Allgemeines und Miscellen.

**Platz,** Die Völker der Erde. 15.—16. Heft. 8°. (II. Bd. Sp. 1—128 mit Abb.) Würzburg, Woerl.

**von Bradke,** Ueber Methode und Ergebnisse der arischen (indogermanischen) Alterthumswissenschaft. Historisch-kritische Studien. 8°. 349 S. Giessen, Ricker. M. 7,50.

**Schrader,** Sprachvergleichung und Urgeschichte. Linguistisch-histor. Beiträge zur Erforschung des indogerm. Alterthums. Zweite vollst. umgearb. und beträchtlich vermehrte Auflage. 8°. 684 S. Jena, Costenoble. M. 14.

**Bernhöft,** Sprachvergleichung und Urgeschichte (Zeitschrift für vergl. Rechtswissenschaft. IX, 2).

**Buschan,** Germanen und Slaven. Eine archäologisch-anthropologische Studie (Natur und Offenbarung. XXXVI, 2—5).

**Liebrecht,** Zur Volkskunde. Nachträge (Germania — herausgegeben von O. Behaghel. XXXV, S. 210—217. 346—352).

**Achelis,** Ethnologie und Geschichte (Ausland. Heft 28—29).

**Stamper,** Völkerblüthe und Völkerverfall (Gegenwart. Heft 44).

**Neubaur,** Die Völkerbewegungen und Völkerbildungen der Gegenwart (Westermanns illustr. deutsche Monatshefte. November.)

### 2. Äusseres Leben.

**Friedel,** Die Speiseeichel (Zeitschrift für Ethnologie. XXII, p. [137] f.).

**Otto,** Zur Geschichte der ältesten Hausthiere. 8°. 78 S. Breslau, Preuss und Jünger.

**von Hellwald,** Ursprung und Entwicklung des Schmuckes (Ausland. Heft 30—32).

**Hirschfeld,** Die Entwicklung des Stadtbildes, am Alterthum nachgewiesen (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Heft 4).

**Coll,** Historia del calendario (Revista de España 15 de Marzo — 30 de Abril).

**Friederichson,** Geschichte der Schifffahrt. Mit Abb. 8°. 274 S. Hamburg, Verlagsanstalt. M. 6.

**Olshausen,** Bernsteinhandel (Zeitschrift für Ethnologie. XXII, p. [270] ff.).

**Böheim,** Waffenkunde. Handbuch des Waffenwesens in seiner historischen Entwicklung vom Beginn des Mittelalters bis zum Ende des 18. Jahrh. Mit Abb. 2. bis 8. Lfg. 8°. Leipzig, Seemann.

**Olshausen,** Schnallen, Reitersporn, Steigbügel (Zeitschrift für Ethnologie. XXII, p. [178] ff.).

## 3. Inneres Leben.

### a) Allgemeines.

**Lang,** Études traditionalistes (Vol. VI de la Collection Internationale de la Tradition). 16°. 107 S. Paris, Maisonneuve. Frcs. 3,50.

**Yeats,** Poetry and Science in Folk-Lore (The Academy Nr. 962).

**Nutt,** Poetry and Science in Folk-Lore (ebd. Nr. 963).

**Axon,** Folk-lore of East and West compared. Folk-lore from Chicago. Senegambian Folklore (Notes and Queries. 30. August.).

**Ortoli,** Les Conciles et Synodes dans leurs rapports avec le traditionisme. (Vol. V de la Collection Internationale de la Tradition). 16°. 143 S. Paris, Maisonneuve. Frcs. 3,50.

### b) Lebenssitte und Recht.

**Gutberlet,** Die sittlichen Vorstellungen der Naturvölker (Natur und Offenbarung. XXXVI, 2–5).

**Biermer,** Psychische Volkskrankheiten (Deutsche Revue. November).

**Achelis,** Die Geschlechtsgenossenschaft und die Entwicklung der Ehe (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Heft 4).

**Friederichs,** Das männliche Wochenbett (Ausland. Heft 41—45).

**Robinson,** Der Ursprung der Blutrache (Globus. Heft 2).

**Baist,** Der gerichtliche Zweikampf, nach seinem Ursprung und im Rolandslied (Romanische Forschungen. V, 2).

### c) Religion.

**Müller,** Natürliche Religion. A. d. Engl. übers. von Engelbert Schneider. 8°. 587 S. Leipzig, Engelmann.

**Dubois,** Das Buch der Religionen. 1. Lief. 8°. 80 S. Stuttgart, Pfautsch. M. 1.

**Frazer,** The golden Bough: a Study in Comparative Religion 2 vols. 8°. 806 S. Macmillan. 28 sh.

**Vodskov,** Rig-Veda og Edda eller den komparative Mytologi. Bidrag till Bestemmelsen af den Mytologiske Metode (Ogsaa m. T.: Sjaeledyrkelse og Naturdyrkelse. Forste Bind.) 1—2 det Hefte. 8°. 32. S. Lehmann & Stage. Kr. 2.

**Krauss,** Todtenfetische (Oesterr. Wochenschrift. VII, 11).

**Winternitz,** Notes on Srâddhas and Ancestral Worship among the Indo-European Nations (Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenlandes. IV, 3.).

**Cultus arborum,** a descriptive account of phallic tree worship, with illustrative legends, superstitious usages ... exhibiting origin and development amongst the eastern and western nations of the world, from the earliest to modern times, with a bibliography of works upon and referring to the phallie cultus. 8° London, Reader.

**Junker von Langegg,** Heilige Bäume und Pflanzen. (Deutsche Rundschau. Juni-Juli).

**Allen,** Sacred Stones (The Fortnightley Review. Januar).

**Sacred Stones** (The Athenaeum. Nr. 3286).

**Jacobsen,** Steine als Amulette bei wilden und civilisirten Völkern (Ausland. Heft 27).

**Sébillot,** Légendes, croyances et superstitions de la mer. I^e série: La mer et le rivage. II^e série: Les météores, les vents et les tempêtes. 18°. Paris, Charpentier. 3 fr. 50 (jede Serie).

**Hope,** Holy Wells: their Legends and Superstitions (The Antiquary. Januar-Nov.).

**Jones,** Finger-Ring Lore: Historical, Legendary, Anecdotal. 2. edit. revised and and enlarged, with nearly 300 Illustr. 8°. 562 S. Chatto. 7 sh. 6 d.

**Customs of the Ring** (Amer. Notes and queries. IV, 16).

**Superstitions of Shoes** (American Notes and Queries. V, 1.).

**d'Alviella,** La migration des Symboles (Revue des deux Mondes. 1. Mai.).

**Jivasyi Jamshedja Modi,** Superstitions commons to Europe and India (Journal of the Anthropological Society of Bombay. II, 3.).

### d) Sprache. Poesie u. a.

**Leitner,** on the Ethnographical Basis of Language, with special reference to the Customs and Langnage of Hounza (The Journal of the Anthropolog. Institute of Great Britain and Ireland. XX, 2).

**Ethnologisches Problem** ist die Vielsprachigkeit (Naturwissenschaftliche Wochenschrift. Heft 29).

**Curti,** Die Sprachschöpfung. Versuch einer Embryologie der menschlichen Sprache. 8°. 74 S. Würzburg, Stuber. M. 1,50.

**Jacobowski,** Die Anfänge der Poesie. Grundlegung zu einer realistischen Entwickelungsgeschichte der Poesie. 8°. Dresden, Pierson. M. 2,50.

**Grabow,** Die Lieder aller Völker und Zeiten. In metrischen deutschen Übersetzungen. Nach dem Vorbilde von Herders „Stimmen der Völker". 5 Aufl. 8°. 40 Bog. Hamburg, Kramer. M. 7,50.

**Boner,** Poesia e miti delle acque I (Rassegna di Letteratura Italiana e Straniera. I, 2.).

**Tiersot,** Musiques pittoresques, promenades musicales à l'Exposition de 1889. 8°. 126 S. Paris, Fischbacher.

**Tappert,** Wandernde Melodien. Eine musikalische Studie. 2. verm. u. verb. Aufl. 8°. 95 S. Leipzig, List & Francke. M. 2,40.

---

# Deutschland.

## 1. Allgemeines.

**Müllenhoff,** Deutsche Altertumskunde. I. Bd. Neuer verm. Abdruck, besorgt durch Max Roediger Mit einer Karte von Heinrich Kiepert. 8°. 544 S. Berlin, Weidmann.

**Kossinna,** Die Sweben im Zusammenhange der ältesten deutschen Völkerbewegungen (Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte Kunst. IX, 2.).

**Lippert,** Beiträge zur ältesten Geschichte der Thüringer III (Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Altertumskunde. N. F. VII, 1.).

**Birlinger,** Rechtsrheinisches Alamannien, Grenze, Sprache, Eigenart. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Herausg. von A. Kirchhoff. IV, 4.) Stuttgart, Engelhorn. M. 4,80.

**Volger,** Die Altenburger Bauern in ihren Trachten, Sitten und Gebräuchen. 8°. 40 S. Altenburg, Bonde.

**Zur Volkskunde des Harzes** (Harzer Monatshefte. Heft 5—6.).

**Oertel,** Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Königreichs Sachsen. 8°. 252 S. Leipzig, Hirt. M. 4.

**Nordhoff,** Das Westfalenland und die urgeschichtliche Anthropologie. Geschichtliches, Sammlungen, Literatur etc. Zugleich als Beihülfe zu antiquarischer Forschung und Kartographie. Mit einer Karte der Umgebung von Münster. 8°. 50 S. Münster i.W., Regensberg.

**Fricke,** Das mittelalterliche Westfalen oder die alten Sitten, Gesetze, Gerichte, Zustände und Gewohnheiten der Roten Erde. 8°. 328 S. m. Karte u. Abb. Minden, Bruns. M. 4.

## 2. Äusseres Leben.

**Höck,** Nährpflanzen Mitteleuropas, ihre Heimat, Einführung in das Gebiet und Verbreitung innerhalb desselben. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Herausg. von A. Kirchhoff. V, 1.). Stuttgart, Engelhorn. M. 2,20.

**Buschan,** Zur Geschichte des Weinbaues in Deutschland (Ausland. Heft 44—45).

**Wichmann,** Der Baustil der alten Germanen (Zeitschr. für bildende Kunst. Juli.).

**Bancalari,** Forschungen über das deutsche Wohnhaus (Ausland. Heft 24, 25, 27).

**v. Hellwald,** Das Haus in den Alpen (Unsere Zeit. Heft 5).

**Fressl,** Ueber Haus und Hof des baiwarischen Landmannes (Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. IX, 1—2.).

**Uhle,** Das föhringer Haus (Zeitschrift für Ethnologie. XXII, p. [62] ff.).

**Virchow,** Vorkommen und Form des sächsischen Hauses in Ost- und West-Holstein (ebd. p. [75] ff.).

**Lemke,** Giebelverzierungen in Ostpreussen (ebd. p. [263] ff.).

**Bolte,** Der Bauer im deutschen Liede. 32 Lieder des 15.—19. Jahrhunderts nebst einem Anhange (Abdruck aus den Acta Germanica I, 3.). 8°. 132 S. Berlin, Mayer & Müller. M. 4.

**v. Rau,** Mähewerkzeuge (Zeitschrift für Ethnologie. XXII, p. [153] ff.).

**Schurtz,** Der Seifenbergbau im Erzgebirge und die Walensagen (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. V, 3.). Stuttgart, Engelhorn. M. 2,60.

**Sohm,** Die Entstehung des deutschen Städtewesens. Eine Festschrift. 8°. 102 S. Leipzig, Duncker & Humblot. M. 2,40.

**Meister,** Die ältesten gewerblichen Verbände der Stadt Wernigerode von ihrer Entstehung bis zur Gegenwart. 8°. 117 S. Jena, Fischer. (Sammlung nationalökonomischer Abhandlungen. Herausg. v. Conrad. VI, 2.).

**Edelmann,** Schützenwesen und Schützenfeste der deutschen Städte vom 13. bis zum 18. Jahrhundert. Mit 5 Abbildungen. 8°. 163 S. München, Pohl. M. 6.

**Schröder,** Zur Waffen- und Schiffskunde des deutschen Mittelalters bis um das Jahr 1200. 8°. 46 S. Kiel, Lipsius & Tischer. M. 1,60. (Kiel. Diss.).

## 3. Inneres Leben.

### a) Lebenssitte und Recht.

**Herrmann,** Zur fränkischen Sittengeschichte des 15. Jahrhunderts (Germania. XXXV, 1).

**Messikommer,** Einige alte Volkssitten und Volksgebräuche aus dem Canton Zürich (Ausland. Heft 9—10).

**v. Heinemann,** Einladung zu einer Kindtaufe aus dem Jahre 1471 (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XIV, 1).

**Hayn,** Bibliotheca Germanorum nuptialis. Verzeichniss von Einzeldrucken deutscher Hochzeitsgedichte und Hochzeitsscherze in Prosa von Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur Neuzeit etc. 8°. 89 S. Köln, Fr. Teubner. M. 4.

**Herrmann,** Ueber Lieder und Bräuche bei Hochzeiten in Kärnten (Archiv für Anthropologie. XIX, 3.).

**Hübler,** Hochzeitsgebräuche im südlichen Böhmen (Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XXVIII, 2.).

**Schultz,** Alltagsleben einer deutschen Frau zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Mit 33 Abbildungen. 8°. 278 S. Leipzig, Hirzel.

**Bächtold,** Die Anwendung der Bahrprobe in der Schweiz (Romanische Forschungen. V, 1).

**Lindner,** Der angebliche Ursprung der Vemegerichte aus der Inquisition. 8°. 31 S. Paderborn, Schöningh. M. 0,80.

**Finke,** Vemegerichte und Inquisition? (Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft. XI, 3).

**Opet,** Geschlechtsvormundschaft in den fränkischen Volksrechten (Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung. III. Ergänzungsband, H. 1).

**Béringuier,** Die Rolande Deutschlands. Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens des Vereins für die Geschichte Berlins am 28. Januar 1890. 8°. 207 S. Berlin, Mittler.

**Brunner,** Ueber absichtslose Missethat im altdeutschen Strafrecht (Sitsungsberichte der königl. preuss. Akademie der Wissensch. zu Berlin. XXXV.).

### b) Religion.

α) Mythen. Sagen.

**Kauffmann,** Odinn am galgen (Paul u. Braune, Beiträge XV. S. 195—207).

**Jaekel,** Ertha Hludana (Zeitschrift für deutsche Philologie. XXIII, 2—3.).

**Cassel,** Paulus oder Phol. Ein Sendschreiben an Prof. Bugge in Christiania 8°. 43 S. Guben und Berlin, Sallis.

**Kauffmann,** Der zweite Merseburger Zauberspruch (Paul u. Braune, Beiträge. XV, S. 207—210.).

**Golther,** Deutscher und nordischer Götterglaube (Nord und Süd. Juni.).

**Schwartz,** Mythologisch-volksthümliches aus Friedrichsroda und Thüringen (Zeitschrift für Ethnologie. XXII, p. [131] ff.

**Rauthe,** Die Sagen von Baden-Baden und seiner Umgebung. Nach den 14 Fresken der Trinkhalle zu Baden dem Volksmund nacherzählt. 8°. 104 S. Karlsruhe, Bielefeld. M 3.

**Eichler,** Harzsagen. Die schönsten Sagen und Märchen aus dem Harze. Der „Harzblumen" 2. (Titel-)Aufl. 8°. 104 S. Harzburg, Stolle.

**Fulda,** Die Kyffhäusersage. Rede, gehalten im Jahre 1877 in der Hauptversammlung des Harzvereins. Herausg. von Julius Schmidt und F. Gnau. 8°. 50 S. Sangerhausen, Franke. o. J. M. 1,25.

**Deecke,** Lübische Geschichten und Sagen. 3. verb. u. verm. Aufl. 8°. 334 S. Lübeck, Dittmer.

**Frahm,** Norddeutsche Sagen von Schleswig-Holstein bis zum Harz. Mit 34 Abbildungen. 8°. 303 S. Altona u. Leipzig, Reher. M. 4.

**Frischbier,** Ostpreussische Sagen (Altpreussische Monatsschrift. April-Mai).

**Jahn,** Volkssagen aus Pommern und Rügen 2. Aufl. 8°. 566 S. Berlin, Mayer & Müller. M. 6.

**Lachmann,** Ueberlinger Sagen (Alemannia. XVIII, 2).

**Vonbun,** Die Sagen Vorarlbergs. Nach schriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen gesammnlt und erläutert. 2. vermehrte Ausg. Nach der hinterlassenen Handschrift des Verf. und anderen Quellen erweitert und mit einem Lebensabrisse Vonbuns versehen von Hermann Sander. 8°. 314 S. Innsbruck, Wagner. M. 5,60.

**Birlinger,** Die Sagen Vorarlbergs (Alemannia. XVIII, 2).

**Bolte,** Marienlegenden des 15. Jahrhunderts (ebd. 1).

**Wöber,** Die Skiren und die deutsche Heldensage. Eine genealogische Studie über den Ursprung des Hauses Traun. 8°. 281 S. Wien, Hölder.

**Heeger,** Ueber die Trojanersagen der Franken und Normannen. 8°. 39 S. (Progr. der Studienanstalt in Landau.)

### β) Gebräuche. Aberglauben.

**Rogge,** Aberglaube, Volksglaube und Volksbrauch der Gegenwart nach ihrer Entstehung aus altgermanischem Heidentum. Ein Beitrag zur Pflege des Volkstums. 8°. 33 S. Leipzig, Fock.

**Lauchert,** Studien zu Thomas Murner. II. Volkstümliche Ueberlieferungen (Alemannia. XVIII, 2).

**Birlinger, Lachmann** und **Unseld,** Volkstümliches (ebd. 2).

— Besegnungen, Aberglauben (ebd. 3).

— St. Magnusstab aus dem Schwarzwalde (ebd.).

**Weihnachtsbrauch** und Aberglaube in der Provinz Sachsen (Blätter für Handel, Gewerbe und sociales Leben. 1—2).

**Niederlausitzer Sage, Brauch und Glaube** (Mittheilungen der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte. 6. Heft. Lübben). S. 450—524. 545—551.

**von Wlislocki,** Volkstümliches zum „Armen Heinrich" (Zeitschrift für deutsche Philologie. XXIII, 2—3).

**Wolzendorff,** Volksmedizin und Curpfuscherei (Westermanns Illustr. deutsche Monatshefte. April).

**Höfler,** Volksmedizinisches (Beiträge zur Anthropologie u. Urgeschichte Bayerns. IX, 1—2).

**Harless,** Ein Recept aus dem 9.—12. Jahrhundert (Alemannia. XVIII, 2).

**Lexer,** Teufel (Deutsches Wörterbuch von J. u. W. Grimm, fortgesetzt von M. Heyne. Bd. XI, Liefg. 2, sp. 265—294).

**Eichler,** Tempel-Anneke, die letzte Hexe von Braunschweig. Ein Zeitbild früheren Irrglaubens. 12°. 30 S. Harzburg, Stolle.

## c) Sprache.

### α) Mundartliches.

**Behaghel,** Geschichte der deutschen Sprache (Grundriss der germanischen Philologie, herausg. von Paul. I, S. 526—633. Mit Dialektkarte).

**Kauffmann,** Geschichte der schwäbischen Mundart im Mittelalter und in der Neuzeit. Mit Textproben und einer Geschischte der Schriftsprache in Schwaben. 8°. 355 S. Strassburg, Trübner.

**Brandstetter,** Prolegomena zu einer urkundlichen Geschichte der Luzerner Mundart. 8°. 88 S. Einsiedeln, Renziger.

**Blattner,** Ueber die Mundarten des Cantons Aargau. Brugg. (Leipzig, Fock.) M. 2,50.

**Hoffmann,** Der mundartliche Vokalismus von Baselstadt in seinen Grundzügen dargestellt. 8°. Basel, Geering. M. 2.

**Bopp,** Der Vokalismus des Schwäbischen in der Mundart von Münsingen. Ein Beitrag

zur schwäbischen Grammatik. 8°. 81 S. Strassburg, Trübner. M. 2.

**Bolte,** Bauerngespräch, schwäbisch (Alemannia. XVIII, 1).

**Idiotikon,** schweizerisches. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Bearbeitet von Fr. Staub, L. Tobler, R. Schoch und H. Bruppacher. 17.—19. Heft (Bd. II, 8 bis 10). 4°. sp. 1169—1488. Frauenfeld, Huber. Fr. 2.

**Birlinger,** Das schweizerische Idiotikon. (Alemannia. XVIII, 3).

**Birlinger,** Zum deutschen Sprachschatz (Alemannia. XVIII, 1).

— Aelteres Küchen- und Kellerdeutsch (ebd. 3).

**Crecelius,** Oberhessisches Wörterbuch. Auf Grund der Vorarbeiten Wiegands, Diefenbachs und Heimbachs, sowie eigener Materialien bearbeitet. 1. Liefg. 8°. Darmstadt, Klingelhöfer. M. 6.

**Pfaff,** Zur Handschuhsheimer Mundart (Paul u. Braune, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. XV, S. 178—194).

**Hecking,** Die Eifel in ihrer Mundart. 12°. 112 S. m. 1. Abb. Prüm, Plauen. M. 0,80.

**Michel,** Die Entwickelung des westgermanischen Lautbestandes in der Mundart von Seifhennersdorf. 8°. 69 S. (Leipz. Diss.; Paul u. Braune, Beiträge. XV, S. 1—69).

**Liesenberg,** Die Stieger Mundart, ein Idiom des Unterharzes, besonders hinsichtlich der Lautlehre dargestellt, nebst einem etymologischen Idiotikon. 8°. 225 S. Göttingen, Vandenhoeck & Rupprecht. M. 4,80.

**Damköhler,** Mundart der Urkunden des Klosters Ilsenburg und der Stadt Halberstadt und die heutige Mundart (Germania. XXXV, 2).

**Runge,** Johann Aegidius Klöntrup. Niederdeutsch-Westphälisches Wörterbuch. Buchstabe A. Festschrift zur Jahresversammlung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung in Osnabrück, Pfingsten 1890. 33 S.

**Knoop,** Plattdeutsches aus Hinterpommern. 1. u. 2. Sammlung. (2 als wiss. Beilage zum Progr. des Gymnasiums zu Rogasen.) 4°. 24 u. 26 S. Posen u. Rogasen (Leipzig, Fock).

**Prien,** Zum mnd. Wortschatze (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XIV, 4).

**Wossidlo,** Imperativische Wortbildungen im Niederdeutschen. 1. Teil. (Beigabe zum Progr. des Gymnasiums zu Waren).

**Wossidlo,** Negative Verbindung zweier Ausdrücke im Mecklenburger Platt (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XIV, 2).

**W. H. M.,** Die niederdeutschen Pflanzennamen in Bassum in Hannover (ebd. XIV, 1).

**van Helten,** Altostfriesische Grammatik. Herausg. im Auftrage der Friesch Genootschap voor geschied-, oudheid-en taalkunde te Leeuwarden. 8°. 12 en 255 bl. Leeuwarden, Mejer. Fl. 5.

### β) Namen.

**Henning,** Die Ortsnamen auf -as in den lateinischen Urkunden des Mittelalters (Zeitschrift für vergleich. Sprachforschung auf dem Gebiet der indogerm. Sprachen. N. F. XI, 2).

**Schneller,** Tirolische Namenforschung. Orts- und Personennamen des Lagerthales in Südtirol. Mit einem Anhange und einer Kartenskizze. 8°. 373 S. Innsbruck.

**Prinzinger** d. ä., Zur Namen- und Volkskunde in den Alpen. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte Bayern-Oesterreichs. 8°. 71 S. mit 2 Taff. München, Ackermann.

**Brandstetter,** Beiträge zur schweizerischen Ortsnamenkunde II (Der Geschichtsfreund. Bd. 44).

— Der Name Schlittwald (Anzeiger für schweizerische Geschichte. Heft 5).

**Manke,** Die Familiennamen der Stadt Anklam. 3. Th. 4°. 16 S. (Progr. des Gymnasiums zu Anklam).

### γ) Bedeutung.

**Johannson,** Gotische Etymologien (Paul u. Braune, Beiträge. XV, S. 223—243).

**Sandvoss,** Briezkeile und Annerboehlkenkinner (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XIV, 5).

**Steinmeyer,** fein (Zeitschrift für deutsches Alterthum. XXXIV, 4).

**Sandvoss,** Geizknochen (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XIV, 2).

**Stosch,** Noch einmal mhd. gelouben (Zeitschrift für deutsches Alterthum. XXXIV, 1).

**Krause, Springer,** gîzhacke (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XIV, 2. 3).

**Bremer, Martin, Rödiger** u. a., grād, jrât (ebd. 2, 3, 5).

**Babucke, Sprenger, Hoppmann,** kapehorn (ebd. 1. 5).

**Peters,** Kastemännken (ebd. 2. 5)

**Krause,** Liebart und Buse, Tigerjagd, Antholapas, Panthera (ebd. 1).

**Schlüter,** markelen (ebd. 5).

**Sprenger,** Praess (ebd. 2).

**Koppmann,** revekeken (ebd. 5).

**Frischbier,** Schettern (ebd.).

**Schlüter** und **Reiche,** Schewenklot (ebd. 1—5).

**Schlüter,** Span (ebd. 5).

— Zu „Siebensinnig" (ebd. 3).

**Sandvoss,** Stiege (ebd. 3).

**Ehrismann,** ags. twegen, begen und einige germanische Verwandtschaftsbegriffe (Germania. XXXV, 2).

**Peters,** Wehr (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XIV, 2).

**von Heinemann, Seelmann, Löwe,** wanne (ebd. 2. 3. 5).

### d) Poesie.

#### α) Lieder.

**Deutsche Volkslieder,** in Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Klavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen herausgegeben von Johann Lewalter. Hamburg, Fritzsche.

**Hofer,** Weihnachtslieder aus Niederösterreich. 8°. 58 S. (17. Jahresbericht des niederösterreichischen Landes-Lehrerseminars in Wiener-Neustadt.) Wiener-Neustadt.

**Liebenau,** Nachträge zu den historischen Volksliedern und Sprüchen aus der Schweiz (Anzeiger für Schweizerische Geschichte. Heft 1).

**Crecelius,** Geschichtliche Lieder aus dem 17. Jahrhundert (Alemannia. XVIII, 1).

**Obser,** Historische Lieder aus dem österreich. Erbfolgekrieg (Germania. XXXV, S. 181).

**Freybe,** Deutsche Lieder aus Tirol (Allgemeine konservative Monatsschrift. XLVII, 1).

**Bolte,** Ein Augsburger Liederbuch vom Jahre 1454 (Alemannia. XVIII, 2).

**Katalog** von Liederbüchern des 18. und 17. Jahrhunderts auf der Königl. Bibliothek zu Dresden. (Monatshefte für Musikgeschichte. XXII, 2.)

**Bolte,** Deutsche Volkslieder in Schweden (Zeitschrift für vergl. Litteraturgeschichte und Renaissancelitteratur. II, 4).

— Eine unbekannte Ausgabe des Frankfurter Liederbüchleins (Zeitschrift für deutsches Alterthum. XXXIV, 2—3).

**Bolte,** Dû bist mîn, ich bin dîn (ebd.).

— Die Sultanstochter im Klostergarten (ebd. 1).

— Ein Totentanz des XVII. Jahrhunderts (Alemannia. XVIII, 1).

— Ein weiterer Totentanztext (ebd. 2).

— Zu des Knaben Wunderhorn (ebd. 1).

**Distel,** Ein Jahrmarktslied aus dem Jahre 1685 (Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte. III, 3).

**Leimbach,** Zur Einführung in das deutsche Volkslied. Bremen, Heinsius. M. 3.

**Druffel,** Ueber eine rhythmische Eigentümlichkeit in alten deutschen Volksliedern (Musikalisches Wochenblatt. XXI, 9).

**Marold,** Ueber die poetische Verwertung der Natur und ihrer Erscheinungen in den Vagantenliedern und im deutschen Minnesang (Zeitschrift für deutsche Philologie. XXIII, 1.)

**Plaumann,** Die deutsche Lindenpoesie. 4°. 47 S. (Wiss. Beil. zum Progr. des Kgl. Gymn. zu Danzig.)

**Walter,** Ueber den Ursprung des höfischen Minnesanges und sein Verhältnis zur Volksdichtung. 8°. 74 S. (Leipz. Diss.)

**Meyer,** Volksgesang und Ritterdichtung (Zeitschrift für deutsches Alterthum. XXXIV, 2).

#### β. Geschichten, Märchen, Rätsel, Sprichwörter u. a.

**Grimm**'s Kinder- und Hausmärchen. A Selection of the Choicest Fairy Tales of the Brothers Grimm. Text, with Notes etc. by W. J. Hickie. 8°. Williams & N. 2 sh.

**Kuntze,** Zur Geschichte von dem kranken Königssohne (Grenzboten. Heft 5—6).

**Hayn,** Die deutsche Rätselliteratur. Versuch einer bibliographischen Uebersicht bis zur Neuzeit. Nebst einem Verzeichnisse deutscher Los-, Tranchier- und Komplimentierbücher (Centralblatt für Bibliothekswesen. Dezember).

**Frischbier,** Die Menschenwelt in Volksrätseln aus den Provinzen Ost- und Westpreussen (Zeitschrift für deutsche Philologie. XXIII, 2—3).

**Treichel,** Dialektische Rätsel, Reime und Märchen aus dem Ermlande (Altpreussische Monatsschrift. April-Juni).

**Knoop,** Plattdeutsche Sprüchwörter und Redensarten aus Hinterpommern. (Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche

Sprachforschung. Jahrg. 1889. Norden u. Leipzig 1890. S. 53—60).

**Dirksen,** Ostfriesische Sprichwörter und Redensarten (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XIV, 5).

— Meidericher Sprichwörter, sprichwörtliche Redensarten und Sinnsprüche mit Anmerkungen. Meiderich, Selbstverlag. 8°. 32 S.

**Junker und Pfaffen** im Gewande des Sprichworts und unter der Geissel des Volkswitzes. Vom Verf. der „Allotria, ungeflügelte Worte". 4. neugeordnete u. reich vermehrte Aufl. 8°. 61 S. Leipzig, Laudien.

**Altdeutsche Reime** und Sprüche. Auswahl von Weisheit und Witz aus Christoph Lehmann's florilegium politicum, herausg. von einem Liebhaber alter deutscher Sprache und Weisheit. 2. vermehrte Aufl. 16°. 201 S. Berlin, Duncker.

**Schönbach,** Sprüche und Spruchartiges aus Handschriften (Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte. III, 2).

**von Hörmann,** Haussprüche aus den Alpen. 201 S. Leipzig, Liebeskind.

**Falck,** Art und Unart in deutschen Bergen. Volkshumor in Reimen und Inschriften. 8°. 110 S. Berlin, Meidinger. M. 2.

**Birlinger,** Alte gute Weisheit. Ein Spruch von den Falsch- und Leichtmünzern (Alemannia. XVIII, 1).

— Weisheit aus der Heidelberger Küchenmeisterei (ebd. 3).

**Lauchert,** Priameln bei Abraham a S. Clara (ebd. 2).

**Jahn,** Schwänke und Schnurren aus Bauernmund. Mit 1 Titelbild. 8°. 140 S. Berlin, Mayer u. Müller. M. 1.

**Knoop,** Eine Thierfabel aus Hinterpommern (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XIV, 2).

**Hauser,** Vorarlberger Volks- und Ortsneckereien (Alemannia. XVIII, 2).

**Birlinger,** Ortsneckereien (ebd. 1).

### γ. Volksschauspiel, Musik, Tanz.

**Die beiden alten Volksschauspiele von Dr. Johann Faust und Christoph Wagner,** Fausts Famulus. Herausg. von K. Engel. (Deutsche Puppenkomödien. IX.) Oldenburg, Schulze, o. J. M. 1,60.

**Doktor Johann Faust.** Volksschauspiel vom Plagwitzer Sommertheater. Herausg. von A Tille. (Deutsche Puppenkomödien. X.) Oldenburg, Schulze, o. J. M. 0,60.

**Lier,** Studien zur Geschichte des Nürnberger Fastnachtspieles. I. 8°. 74 S. (Leipz. Diss.).

**Holstein,** Zur Topographie der Fastnachtsspiele (Zeitschrift für deutsche Philologie. XXIII, 1).

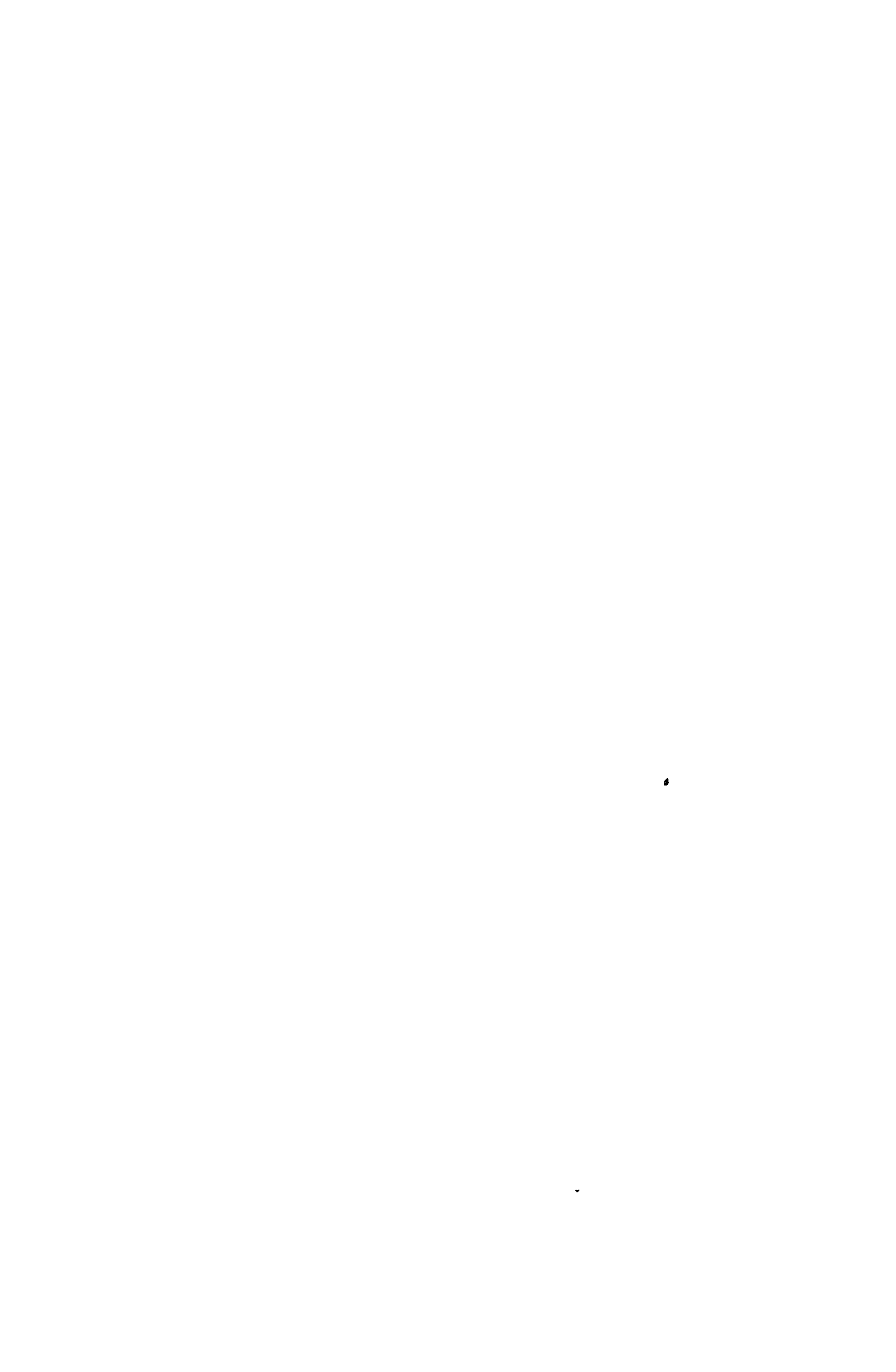
**Reuling,** Die komische Figur in den wichtigsten deutschen Dramen bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. 8°. 181 S. Stuttgart, Göschen. M 4.

**Sittard,** Geschichte des Musik- und Concertwesens in Hamburg vom 14. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. 8°. 392 S. Altona, Reher. M. 6.

**Bolte,** Zur Geschichte des Tanzes: Sammlungen von Tanzmelodien des 16.—17. Jahrhunderts, Bauern- und Handwerkertänze, ausländische Tänze, ein Lied wider das Tanzen (Alemannia. XVIII, 1).

**Ammann,** Nachträge zum Schwerttanz (Zeitschrift für deutsches Altertum. XXXIV, 3).

(Fortsetzung folgt.)






Lithogr. Anst. v. C. L. Keller, Berlin S.

Jamund bei Cöslin.



Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17a.